F. Th.

Bl'm Bauer

(10

Ord. Hirsinn.

<36628380200010

<36628380200010

Bayer. Staatsbibliothek

Unterhaltende Erzählung

merkwürdiger

Revolutionen und Empörungen, Verschwörungen und Komplotte, Schlachten und Belagerungen.

Für Leser aus allen Ständen.

Von

Samuel Baur,

Dekan der Diöcese Alpeck,

und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Vierter Band.

Ulm, 1818.

Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Alpeck,
und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Zehenter Band.

Ulm 1818.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

Unterhaltende Erzählung

merkwürdiger

Revolutionen und Empörungen, Verschwörungen und Komplotte, Schlachten und Belagerungen.

Für Leser aus allen Ständen.

Von

Samuel Baur,

Dekan der Diöcese Alpeck,

und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Vierter Band.

Ulm, 1818.

Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Alpeck,
und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Zehenter Band.

Ulm, 1818.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Wir übergeben dem geehrten Publikum den zehenten (und nach der neuen Abtheilung den vierten) Band der Revolutions-Gemählde mit der angenehmen Hoffnung, daß er dieselbe günstige Aufnahme finden werde, welche unsers Wissens keinem der früheren Theile versagt worden ist. Dieser günstigen Aufnahme ist es allein zuzuschreiben, daß dieses Werk, welches zu einer Zeit unternommen wurde, da der Buchhandel ganz darnieder lag, dennoch bis zum zehenten Bande fortgesetzt werden konnte.

Da indessen ein allzu bändereiches Werk seine eigenthümlichen Schwierigkeiten nnd Nachtheile, für die Leser nicht nur, sondern auch für den Verleger hat, und da insbesondere spätere Liebhaber durch die ansenliche Bändezahl von dem Ankaufe öfters abgeschreckt werden, so hat die Verlagshandlung sich entschlossen, diese Revolu-

tions-Gemählde mit dem gegenwärtig
ten Bande zu beschließen. An die S
ses Werkes wird dagegen, binnen Ja
von demselben Verfasser und in eben d
lage, ein anderes treten, das, wie
schmeicheln, einem zahlreichen Publikum
so angenehme als nützliche Unterhaltung g
und durch größere Mannigfaltigkeit noch
der werden wird, als es diese Revolution
mählde ihrer Natur nach seyn konnten.

Dieses neue Werk erscheint unter dem

Denkwürdigkeiten aus der M
Völker- und Sittengeschichte al
neuer Zeit. Zur angenehmen un
renden Unterhaltung für alle St

und, um den Innhalt näher zu bezeich
merken wir, daß jeder Band aus sechs
lungen bestehen und enthalten wird:

I. Lebensbeschreibungen solcher Personen,
durch Thaten, Schicksale und Denkart
Zeitgenossen erhoben haben, und es verdie
beständigem Andenken zu bleiben.

II. Einzelne Scenen aus der Geschichte de
würdigsten Völker, die allgemeines Interesse
und durch welche sich der Zustand ganzer
verändert hat, oder die in anderer Beziehu
zeichnung verdienen.

III. Kriegerische und andere außerordentliche Ereignisse, Schlachten, Belagerungen, Ueberfälle, Eroberungen, Friedensschlüsse. Außerordentliche Theurung, Hungersnoth, furchtbare Ueberschwemmungen u. dgl.

IV. Abentheuer merkwürdiger Reisenden; Unternehmungen, in denen sich große menschliche Kräfte entwickelten, und außerordentliche Gefahren glücklich besiegt wurden.

V. Schiffbrüche und kühne Abentheuer zur See, besonders auf Entdeckungsreisen.

VI. Anekdoten, welche Menschen, Nationen und Sitten charakterisiren, und in denen sich der Geist und die Denkart der Zeiten klar und treffend ausspricht.

Da das Publikum die Talente des Verfassers als angenehmen und gefälligen Erzählers längst gewürdiget hat, und seine ausgebreitete Kenntniß der Geschichte und Literatur aus seinen übrigen mit Beifall aufgenommenen Werken demselben hinlänglich bekannt ist, so zweifeln wir nicht, daß dieses neue Werk sich der gesammten Lesewelt, die eine angenehme und zugleich belehrende Unterhaltung wünscht, bestens empfehlen, und daß es besonders für alle Leih- und Lesebibliotheken eine angenehme Erscheinung seyn werde. Wir bemerken daher nur noch, daß diejenigen, welche sich mit ihren Bestellungen unmittelbar an uns selbst wenden, jeden Band um ein Viertel wohlfeiler erhalten werden, als der

nach-

nachmalige Ladenpreis seyn wird. Auch denjenigen, welche sich die nun geendigten Revolutions-Gemählde noch anzuschaffen gedenken, werden wir, bei directer Bestellung, den billigsten Preis machen.

Ulm

den ersten August 1818.

Die Stettinische Buchhandlung.

Inhalt.

Seite.

I. Die Zerstörung Magdeburgs im dreissigjährigen Krieg. Im Jahr 1631. 1.
1. Frühere Ereignisse des dreissigjährigen Kriegs. Oesterreichs Maaßregeln zur Unterdrückung des Protestantismus. 1.
2. Charakteristik der Generale Tilly und Pappenheim. Ihre Unternehmungen gegen Magdeburg. 10.
3. Schlechte Anstalten in der belagerten Stadt. Unrühmliche Gesinnung der Magdeburger. 18.
4. Magdeburg wird im Sturm eingenommen. 24.
5. Scenen des Jammers in der mit Sturm eingenommenen Stadt. 33.
6. Gänzliche Zerstörung Magdeburgs durchs Feuer. Namenloses Elend der Einwohner. 41.

II. Gustav Adolph in Deutschland. Seine Heldenthaten und sein Tod. In den Jahren 1629 bis 1632. 48.
1. Blicke auf den Charakter des Königs und sein großes Verdienst. 48.
2. Gustav Adolphs Theilnahme am dreissigjährigen Kriege. Er vertreibt die Kaiserlichen aus Pommern. 59.
3. Die Schlacht bey Leipzig im September des Jahres 1631. 66.
4. Gustav Adolphs Siege und Eroberungen nach der Leipziger Schlacht. 76.
5. Der Kaiser nimmt seine Zuflucht zu Wallenstein. Schilderung dieses außerordentlichen Mannes. 80.
6. Wallensteins Marsch nach Sachsen. Fürchterliche Verwüstungen. 91.

Innhalt.

Seite.

7. Gustav Adolph eilt den bedrängten Sachsen zu Hülfe. 97.
8. Vorbereitung zur Schlacht. Der Herzog Bernhard von Weimar. 103.
9. Die Schlacht bei Lützen. 108.
10. Gustav Adolphs Tod. 119.

III. Die Schweden in Olmütz. Im Jahr 1642. 128.
1. Sonderbare Entdeckung und Befreiung eines vieljährigen gefangenen evangelischen Predigers. 128.
2. Bestrafung der Grausamkeit. Natürliche Entwicklung der wunderbaren Erhaltung. 134.

IV. Revolution in England. Im Jahr 1688. 140.
1. Regierungsantritt König Jakobs des Zweiten. Empörung des Herzogs von Montmouth. 140.
2. Grausame Bestrafung der Empörer. Vorkehrungen zur Einführung der katholischen Religion. 148.
3. Verfolgung der Reformirten in Frankreich. Aufnahme derselben in England. Schicksal einiger englischer Bischöfe. 155.
4. Zweideutige Geburt eines Kronprinzen. 164.
5. Der Prinz Wilhelm von Oranien rüstet sich insgeheim zu einer Landung in England. Charakter des Prinzen. 171.
6. Die Verblendung des Königes von England und ihre schlimmen Folgen. 177.
7. Der Prinz Wilhelm von Oranien landet in England. 183.
8. Der Thron wankt, und der König weiß ihn nicht zu stützen. 188.
9. Jakobs des Zweiten Aufenthalt in Frankreich. Letzte Schicksale des Hauses Stuart. 194.
10. Der Prinz Wilhelm von Oranien als König von England. 202.

V. Aufruhr der Baiern gegen die Oesterreicher. Im Jahr 1705. 270.
1. In München entspinnt sich eine Verschwörung zur Ermordung der Oesterreicher, die das Land drücken. Entdeckung der Verschwörung und Maaßregeln

Innhalt.

Seite.

regeln zur Unterdrückung derselben. 207.
2. Neue Bedrückungen der Baiern. Aufstand der Bauern. 214.
3. Die Bauern nehmen die Festung Braunau und andere Orte ein. Vergeblicher Versuch zu einem Vergleich. 220.
4. Marsch gegen München. Große Niederlage der Bauern. 225.
5. Die Bauern erleiden große Niederlagen, und werden zur Ruhe gezwungen. 230.
6. Der Churfürst von Baiern wird in die Acht erklärt und das Land vertheilt. 237.

VI. Die Belagerung von Turin. Im Jahr 1706. 244.
1. Politische Maßregeln des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen in den ersten Jahren des spanischen Successionskrieges. 244.
2. Schlimme Lage des Herzogs von Savoyen in den Jahren 1704 und 1705. 253.
3. Versuchungen zum Abfall. Vorbereitungen zur Belagerung von Turin. 258.
4. Anfang der Belagerung von Turin. Der Herzog verläßt die Stadt. 264.
5. Anstrengungen der Belagerer und der Belagerten. 270.
6. Eugen rückt zum Entsatz von Turin herbei. Sein kühner Marsch. 276.
7. Angriff auf das französische Lager bei Turin. Sieg der Deutschen. 283.
8. Folgen des Sieges. Uebermacht der Deutschen, Demüthigung der Franzosen. 296.

VII. Revolution in Dänemark. Im Jahr 1772. 302.
1. Der dänische Hof bei dem Regierungsantritt Königs Christians des Siebenten. 302.
2. Reise des Königes. Partheyen am Hofe. Der Leibarzt Struensee. 306.
3. Große Veränderungen am dänischen Hofe. Struensee als Minister. 311.
4. Struensee's gefahrvolle Lage. Vorboten einer

nahen

Innhalt.

nahen Empörung.
5. Verschwörung gegen die Königinn Struensee. Gefangennehmung derselbe
6. Verurtheilung und Hinrichtung der Gr ensee und Brand.
7. Letzte Schicksale der Königinn Math

VIII. Aufruhr in Siebenbürgen. Im J
1. Die Reformen des Kaisers Joseph erw zufriedenheit in Ungarn und Siebenbürg Wallache Horjah stiftet eine Empörung.
2. Grausamkeiten der Rebellen. Sie t die Enge getrieben, gefangen genommen straft.

IX. Verschwörung gegen den franz General Kleber in Egypten. In
1800.
1. Uebersicht der französischen Expeditio Egypten.
2. Bonaparte übergiebt das Oberkomm Egypten dem General Kleber.
3. Ermordung des Generals Kleber.
4. Geständnisse des Mörders.
5. Feierliche Beerdigung des Generals Hinrichtung der Mörder.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I. Die Zerstörung Magdeburgs im dreissigjährigen Krieg.

Im Jahr 1631.

1.

Frühere Ereignisse des dreissigjährigen Kriegs. Oesterreichs Maaßregeln zur Unterdrückung des Protestantismus.

Die Zerstörung von Magdeburg bildet in der Geschichte des dreissigjährigen Krieges eine Episode, die jedes fühlende Herz mit Schauder und Entsetzen erfüllt. Die Flamme jenes fürchterlichen Krieges, der so viel namenloses Elend durch ganz Deutschland verbreitete, entzündete sich zuerst in Böhmen, unter dem Kaiser Matthias, und war die Wirkung der Leiden und Bedrückungen, welche die Protestanten in den österreichischen Staaten dulden mußten. Der Kaiser stund fast ganz unter dem Einflusse des Kardinals Klesel, eines schlauen Feindes der Protestanten, der dem Grundsatz folgte, daß man eben nicht nöthig habe, gegen die Ketzer Gewalt zu ge-

brauchen, sondern durch eine kluge Ver
Gerechtigkeit schon zum Ziel kommen kön
sein Zuthun wurden den Protestanten al
gungen, die sie vormals erlangt hatten,
andern, aus den Händen gewunden, und
sten Vorkehrungen zu ihrer gänzlichen
Vernichtung eingeleitet. Diese ungerecht
geln empörten besonders die Protestant
men, und der ihnen von zween Prälaten
nem scheinbaren Vorwande, verweigerte
Kirchen setzte sie endlich im Jahr ein t
hundert und achtzehen in volles Feuer.
zwey, gegen sie besonders übelgesinnte
aus den Fenstern des Prager Schlosses
mächtigten sich der ganzen Regierung
warben Kriegsvölker und suchten eine gew
bindung mit ihren Glaubensgenossen in
Mähren und andern österreichischen Erb
errichten. So fieng sich ein Krieg mit
desherrn an, in dem sie das traurige G
anfangs Sieger zu seyn.

Als die Verwirrung aufs höchste ge
starb der Kaiser im März des Jahres e
sechs hundert und neunzehen. Mit m
und Fähigkeit zu großen Entwürfen, mit
Entschlossenheit, mit Standhaftigkeit und t
beitsamkeit, bestieg jetzt Ferdinand der
kaiserlichen Thron. Gleichwohl war nich
Fürst weniger geschickt als er, den innerli
in seinem Erblande mit Gerechtigkeit und
endigen. Von seiner frühen Jugend an
ein unversöhnlicher Feind der Protestanten
und schon als Erzherzog hatte er sie in s
gierungsgebiete vielfältig bedrückt und zum
dern genöthiget. Als er daher beim Antr

Regierung, von allen Seiten bedrängt, den protestantischen Ständen in Böhmen Anträge zu einem Vergleiche that, so konnten sie sich nicht entschließen, dieselben anzunehmen. Schon bei dem Leben des vorigen Kaisers war Ferdinand als König von Böhmen anerkannt worden; jetzt verwarfen ihn die Stände unter mancherlei Vorwürfen, und wählten statt seiner den Churfürsten Friderich den Fünften von der Pfalz, einen Fürsten, der weder kriegerisch noch staatsklug genug war, um sich in einer so zweideutigen neuen Lage behaupten zu können. Alle Schritte, die er in Böhmen machte, darf man als eben so viele Fehler ansehen. Durch eine einzige Niederlage bei Prag, im Jahr ein tausend sechs hundert und zwanzig, verlor er sein neues Königreich, und allen Muth, sich zu vertheidigen. Der Kaiser erklärte ihn bald darauf in die Acht, die Churwürde und alle seine Länder wurden ihm entrissen; er mußte als ein Flüchtling außerhalb Deutschland leben. Die vornehmsten Anhänger des böhmischen Aufstandes wurden hingerichtet; alle Religionsübung der Protestanten in Böhmen, Mähren und Oesterreich mußte völlig aufhören, und es erschien ein Befehl, nach welchem alle, die nicht katholisch werden wollten, in Zeit von sechs Monaten ihre Güter an Katholische verkaufen und aus dem Lande ziehen sollten. Mehr als dreissig tausend angesessene Familien sollen Böhmen verlassen haben. Noch größer war die Zahl der ausgewanderten Kaufleute, Künstler und Handwerker. Einzelne deutsche Fürsten, welche Friedrichs Sache mit Kriegsheeren verfochten, selbst der König von Dänemark, der sich der furchtbar anwachsenden Macht des Kaisers in Deutschland zu widersetzen suchte — alle waren unglücklich.

Kaiser Ferdinand hatte einige Jahre meistens mit fremden Waffen gesiegt: Baiern und die katholischen Fürsten Deutschlands hatten ihm Truppen gestellt. Er wünschte ein eigenes Heer in's Feld stellen zu können, wurde aber immer durch Geldmangel gehindert. Nun erbot sich Albrecht von Waldstein, gewöhnlicher Wallenstein genannt, welcher in seiner Jugend schon einen überspannten aber doch talentvollen Kopf gezeigt, eine reiche Frau geheurathet und auf eigene Kosten nicht unwichtige Kriegsdienste geleistet hatte, fast ohne alle weitere Unterstützung eine Armee auf Bedingungen, die er vorschrieb, zu errichten. Man belachte seinen Unsinn, er aber hielt Wort. Der Ruf des Feldherrn, Hoffnung der Beute, Aussicht auf glänzende Ehrenstellen lockte aus allen Gegenden Deutschlands Abentheurer zu ihm, und so gar regierende Fürsten, von Ruhmbegierde oder Gewinnsucht gereitzt, erboten sich, Regimenter für Oesterreich aufzustellen. Mit einem ansehnlichen Heere, das immer neuen Zuwachs erhielt, rückte Wallenstein aus, und suchte den Kaiser zum unumschränkten Herrn von Deutschland zu machen. Eigenmächtige Achtserklärungen deutscher Fürsten, Besitznehmungen ihrer Länder nach Wohlgefallen, ein Versuch, auf der Ostsee zu herrschen, und ähnliche Unternehmungen mehr, folgten geschwind auf einander.

Freund und Feind wurden jetzt mehrere Jahre lang mit einerlei Willkühr behandelt. Vergebens flehten die deutschen Fürsten den Kaiser um Milderung des entsetzlichen Joches an, unter welchem das ganze Reich seufzte, vergebens rieth selbst der Kaiser seinem Generale Mäßigung: dieser General war ihm selbst längst über den Kopf gewachsen. Ganz Norddeutschland mußte seinen Winken gehorchen, und selbst der Wille seiner Soldaten war den Bürgern

und Bauren ein Gesetz. Diese mußten sich das Hemde vom Leibe ziehen, wenn der Soldat es verlangte. Die beste von den Landleuten den gemeinen Reutern aufgetischte Kost war diesen viel zu schlecht. Sie setzten sich nicht, und rührten keine Speise an, wenn nicht jedesmal ein Thaler oder ein Gulden unter dem Teller lag. Sie überließen sich allen Arten von sinnlichen Ausschweifungen, um, wegen der geringen Hoffnung zu einer langen Lebensdauer, nur recht geschwind zu genießen. Was nicht verzehrt werden konnte, wurde aus Muthwillen verderbt. Kühe über den Haufen stechen, Saaten abbrennen, oder die Pferde hinein jagen; Thüren, Oefen und Fenster im Trunke zerschlagen, war eine Hauptlust. Die wallensteinische Offiziere lebten wie die Fürsten, und ihre neronische Verschwendung schien dem Elend der ausgesogenen Bürger Hohn zu sprechen, von denen viele sich selbst entleibten, um nicht den Schmerz nnd die Verzweiflung des Hungertodes zu dulden. Die Pracht des Feldherrn selber übertraf die kaiserliche bei weitem, und außer dem Gelde, welches er für sich eintrieb, wanderten noch von Zeit zu Zeit ungeheure Summen nach Wien, zur Erhaltung guter Freundschaft im kaiserlichen Kabinete.

Wenn der kaiserliche Hof und die katholischen Reichsfürsten nur noch den geringsten Sinn für Billigkeit gezeigt hätten, so würden sie jetzt dem Würgen und Morden, das bereits eilf Jahre gedauert hatte, ein völliges Ende gemacht haben. Der böhmische Aufstand, die erste Veranlassung dieses gräulichen Krieges, war längst gedämpft und grausam genug bestraft; der Churfürst von der Pfalz für seine übereilte Annahme der böhmischen Krone, mehr als die blutdürstige Rache fodern konnte, gezüchtiget; jeder protestantische Fürst, der an diesem Streite Theil nahm,

nur

nur zu tief gedemüthiget. Kein recht
war mehr vorhanden, den Krieg fort
scheinbarer Vorwand mehr da, das gedri
land die Bürde ferner tragen zu lassen.
reichs Tyranney wußte bald neue Ursac
len, die dem Kriege eine längere Dauer
derte Gestalt und weitere Ausdehnung g
reich rückte mit einem Entwurfe hervor, d
de der Gerechtigkeit mit ewigem Hasse
Urheber erfüllen muß. Der Kaiser Ferd
te am sechsten März des Jahres ein t
hundert und neun und zwanzig das sog
stitutions-Edict bekannt, das die ganze p
Welt mit Schrecken und Verzweiflung e
möge dieses Edicts sollten die Reformirt
einmal die öffentliche Duldung, noch
freie Uebung ihres Glaubens genießen,
theraner gezwungen werden, alle hohe
Bisthümer, alle Abteien und Klöster,
güter und Geräthe, die sie seit dem Jahr
fünfhundert und zwei und fünfzig eingezo
wieder an die Katholiken herauszugeben.
bisthümer, vierzehen Bisthümer und e
Menge Klöster standen auf der Restituti
lange vorher entworfen, und weder nac
noch nach Billigkeit gemacht worden wo
liche Kommissarien wurden in alle Kreise
daten als Trabanten der österreichischen
in alle Provinzen geschickt, um dieß Bl
vollziehen.

Den Anfang machte man in Schw
bald geschah eben dasselbe in Franken,
und Niedersachsen. Durchaus, wie wei
sers Heere und Siege sich erstreckten,
die Religionsfreyheit gethan. Kaiserlich

oder Günstlinge wurden in die nun wieder hergestellten Hochstifter eingesetzt; die katholische Geistlichkeit theilte bereits unter sich die reiche Beute der Kirchengüter, die schon gemacht, und noch zu machen waren.

Unter denen, über welche jetzt das Loos geworfen wurde, befand sich auch das protestantische Erzbisthum Magdeburg. Der Kaiser wies dasselbe seinem zweiten Prinzen Leopold an, und ließ für denselben die Huldigung einnehmen. Im ganzen Erzstifte sollte nun die evangelische Religion mit der katholischen vertauscht, und alles auf einen andern Fuß gesetzt werden. Diesem Ansinnen war niemand abholder als die Bewohner der reichen, blühenden und wohlbefestigten Stadt Magdeburg, die bisher reichsstädtische Rechte genossen, und sich von jeher durch ihre Freiheitsliebe und Anhänglichkeit an die protestantische Religion ausgezeichnet hatten. Selbst die Drohungen Wallensteins hatten sie nicht bewegen können, eine kaiserliche Besatzung einzunehmen. Er sandte ein Korps Kroaten vor die Stadt, versperrte die Zufuhr, verwüstete die Dörfer, hieb oder brannte das Korn ab, und zwang die Bauern mit dem Säbel zum Schanzengraben. Die Magdeburger brachten ihre Kanonen auf die Wälle und feuerten herzhaft auf die Schanzgräber los. Ein Menge unschuldiger Bauern wurden von den Kugeln der Bürger zerschmettert, aber dennoch mußten die übrigen fortarbeiten, denn wer floh, ward in Stücken gehauen. Alle Abende wurden große Wagen voller Todten weggeführt. Wallenstein kam nach einigen Monaten selbst in die Nähe von Magdeburg, und verlangte von den Bürgern, daß sie seine Mannschaft aufnehmen sollten. Die Magdeburger ließen ihm durch Abgeordnete die Unmöglichkeit seiner Foderungen vorstellen.

stellen. „Der Hunger wird euch schon ren," war seine Antwort.

Ein Trompeter foderte die Stadt nerhalb fünf Tagen über die Einnahme lichen Besatzung zu erklären. Da die ihrer Weigerung beharreten, so traten a der bisherigen Unterhandlungen wieder chen Scenen des Kriegs. Die wallenstei terien erneuerten ihren Donner; sie schickte gelregen über die Stadt. Aber auch die feuerten so tapfer, daß der Verlust der mer größer war, als der Schade in der fielen mehrere hitzige Treffen vor; die B machten Ausfälle und bestürmten die S Belagerer. Auf dem Rückwege wurden Grafen Porcia mit seinen Reutern ange wehrten sich aber so tapfer, daß dem Pferd unter dem Leibe fiel, und er selbst genschaft gerieth. Vergebens bot er tau ten für sein Leben; man schlug ihn mit kete todt, und außer ihm wurden noch fün wallensteinische Reuter getödtet. Um sich nahmen die Kaiserlichen drei Tage hernach Magdeburgern das Leben. Die Bürger die Erlaubniß, ihre Todten abzuholen; si ste, aber die grausamen Feinde hatten die ganz verstümmelt. Von acht Leichnamen Köpfe abgeschnitten, vier andere hatte man einigen waren die Zungen aus dem Halse andern hatte man aus dem Rücken und au men Riemen heraus geschnitten. Diese, schändlichere Grausamkeiten konnten Mens üben, welche auf den Namen eines Christ Katholischen stolz waren.

Da Wallensteins Ungestümm an dem beharrlichen Widerstande der Magdeburger gebrochen wurde, und seine Plane inzwischen eine Abänderung litten, so hob er die Einschließung der Stadt auf, ließ die Schanzen nieder und führte sein Kriegsvolk fort. Die Einschließung hatte acht und zwanzig Wochen gedauert, und Wallenstein hatte dabei zwei tausend Mann verloren.

Im Taumel der Freude glaubten sich die Magdeburger von einem so bedrängten Zustande auf immer befreit; aber wie sehr täuschten sie sich! Die Stadt und das Domkapitel theilten mit einander die Abneigung gegen einen katholischen Oberherrn, dessen Regierung, von der Gewalt seines kaiserlichen Vaters unterstützt, der protestantischen Religion den Untergang drohte. Mit Schrecken vernahm man daher zu Magdeburg die Nachricht, daß der Kaiser zwey seiner Bevollmächtigten in das Erzstift geschickt habe, die Huldigung für seinen Sohn einzunehmen, und daß mehrere Städte bereits mit Gewalt zu dieser Huldigung gezwungen worden seyen. Schon wurden überall die evangelischen Dom- und Stiftsherren kassirt, und katholische an ihre Stelle gesetzt, selbst mehrere Kirchen den Protestanten entrissen. Endlich erschienen diese Bevollmächtigten auch in der Nähe von Magdeburg, erklärten alle lutherischen Dom- und Stiftsherren für abgesetzt, und befahlen ihnen bey Strafe der Acht, alles Stiftseigenthum binnen acht Tagen in die Hände eines dazu ernannten katholischen Probstes abzuliefern.

Furcht und Bestürzung verbreitete dieser neue Schritt, der den Dom und sämmtliche Stiftskirchen mit allem Zubehör, beinahe den dritten Theil der Stadt, in die Hände der Katholiken bringen sollte. Entschlossen, alles eher aufzuopfern, als die Freiheit

heit der Religion, widersetzten sich die
dem kaiserlichen Befehle, und suchten
Könige Gustav Adolph von Schweden
nem Heere nach Deutschland gekomme
den Anmaßungen des Kaiserhofes einer
gegen zu setzen, und die Protestanten z
er durch verschiedene Hindernisse abge
selbst nach Magdeburg zu kommen, so
tapfern Obersten von Falkenberg dahin,
gerischen Unternehmungen der Bürge
Vom Magistrat zum Kommandanten d
die Zeitdauer des Krieges ernannt, erfi
und tapfer, thätig und unermüdet, jede
ruhmwürdigen Befehlshabers. Unter de
Umständen wußte er einem weit überle
auswärts zu trotzen, und eine uneinig
Bürgerschaft im Innern zu lenken. S
äußersten Gefahr, bei dem Mangel
dürfnissen, verlor er den Muth nicht, u
lich bei der Einnahme der Stadt, an d
ner Truppen einen ehrenvollen Tod.
Feinde, die ihn vergebens zu bestechen
kannten sein unsterbliches Verdienst, u
steht sein Name in der Geschichte einge

2.

Charakteristik der Generale Tilly penheim. Ihre Unternehmunge Magdeburg.

Von allen Seiten näherten sich kaise
pen der Stadt Magdeburg, um die wi
Bürger durch Gewalt der Waffen zum
gegen die Befehle des Kaisers zu zwin

Magdeburger verdienten eine feindselige Behandlung um so weniger, da sie sich nie geweigert hatten, den Kaiserlichen mancherlei Dienste zu leisten. Sie hatten z. B. der kaiserlichen Armee freie Werbung verstattet, sie hatten ihr Carthaunen nicht nur geliehen, sondern auch gießen lassen; sie hatten sie, als sie einst bei Spandau in großer Noth sich befand, mit Lebensmitteln unterstützt; sie hatten ihr über hundert tausend Thaler gegeben. Ihr einziges Verbrechen war ihre Widersetzlichkeit gegen das ungerechte Restitutionsedict.

An der Spitze der Unternehmung gegen Magdeburg stund ein Feldherr, dessen Talent eben so entschieden, als furchtbar sein Name war. Johann Tserclas Graf von Tilly, aus einer angesehenen Familie im Lüttichschen gebürtig, war, nach Wallensteins Abgange, Oberbefehlshaber der kaiserlichen Armee. Er war von seiner Familie für die Kirche bestimmt, und sollte sich den Wissenschaften widmen; allein er fühlte mehr Hang zu kriegerischer Thätigkeit. Den Körper abzuhärten, und sich selbst an den Gehorsam der Kriegszucht zu gewöhnen, gieng er alle niedern Stufen des Dienstes durch. In den Niederlanden, der damaligen Kriegsschule, lernte er den Kriegsdienst zuerst. Dann versuchte er sich in Ungarn, wo er bis zum Range eines kaiserlichen Artillerie-Generals stieg. Kurz vor dem Ausbruche des dreissigjährigen Krieges machte ihn der Herzog Maximilian von Baiern zum Generallieutenant, und späterhin zum Obergeneral der ligistischen *) Armee; im

*) Unter der ligistischen Armee versteht man die Armee derjenigen katholischen Stände des deutschen Reichs, die gegen die protestantischen ein Bündniß, welches die Liga genannt wurde, geschlossen hatten.

im Jahr ein tausend sechshundert und
wurde er Oberbefehlshaber über alle kais
pen. Er füllte die Zeughäuser mit all
Geschütz und kleineren Waffen, befestigt
plätze trefflich, und richtete die Truppen
lich ab, daß sie damals für die beste
galten. Blinder Religionseifer und blutd
folgungsgeist vereinigten sich mit der natü
heit seines Charakters, ihn zum Schrec
testanten zu machen. Sein Aeußeres
diesen Eindruck zu tilgen. Klein, hager,
fallenen Wangen, langer Nase, breiter
Stirne, kurzem borstig herabhängend
finsterm Blick, starkem Knebelbart
zugespitztem Gesichte, zeigte er sich gewö
nem spanischen Wamse von hellgrünem
aufgeschlitzten Aermeln, auf dem Kopfe e
aufgestützten Hut, mit einer rothen Str
ziert, die bis auf den Rücken nieder w
Degengehenk war über das Kleid geschna
nen Halftern nur eine Pistole; ein kle
schimmel war sein gewöhnliches Pferd.
sten Kämpfer des dreissigjährigen Krieges
ihm mehrmals und entscheidend besiegt w
nahe am Ziel seiner Laufbahn rühmte er s
Weib berührt, sich nie betrunken und nie ei
verloren zu haben. Aufwand und äußer
zeugungen haßte er. Er nahm nie baares
Kaiser an, sondern nur Landgüter, und al
Reichsfürstenstand erhoben werden sollte, g
Kanzleysecretair fünfhundert Thaler, dan
Patent nicht ausfertigte. Eine kostbare g
Diamanten besetzte Kette, die ihm vereh
schenkte er sogleich wieder weg, und der S
burg gab er tausend Rosenobel, die sie

Dankbarkeit zustellen wollte, wieder zurück. Seine Religiosität war aufrichtig, er ließ keinen Tag dahin gehen, ohne sein Brevier richtig gebetet zu haben, meistens in der Nacht. Von den Jesuiten erzogen, blieb er auch als Feldherr zeitlebens, wo nicht halb Jesuit, doch halb Mönch; seine Truppen nannten ihn den deutschen Josua, und die katholische Geistlichkeit ehrte in ihm das Muster eines gottesfürchtigen Helden. Ohne Weib und Kind, den süßeren Banden der Menschheit fremd, lebte er ein einförmiges Daseyn, nur für den Krieg, und stund bereits in einem Alter von zwey und siebenzig Jahren, als er von blutdürstigem Religionshaß erfüllt, den Entschluß faßte, die ketzerischen Magdeburger zu züchtigen.

Bevor der Oberfeldherr selbst aus Pommern gegen Magdeburg aufbrach, sandte er dem Grafen von Pappenheim, der als General unter ihm diente, mit einer Anzahl Truppen voraus, um die Belagerung und Einnahme der Stadt vorzubereiten. Glücklicher hätte Tilly nicht wählen können, um seine Plane mit einer Anstrengung und Thätigkeit ausgeführt zu sehen, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Pappenheim war eines von den seltenen Talenten, die früh entwickelt, in einen kurzen Lebensraum die Thaten eines Greisenalters zusammen drängen. Schon im vierzehenten Jahre bezog er die Universität, und nachdem er seine Studien zu Altdorf und Tübingen vollendet hatte, verrieth er so glänzende Geistesvorzüge, daß ihm Kaiser Matthias einen Platz im Reichshofrathe geben konnte. Bald aber vertauschte er diese friedliche Bestimmung mit dem Getümmel des Krieges, und er war noch nicht sechs und dreissig Jahre alt, als er sich mit der Würde eines kaiserlichen Feldmarschalls bekleidet sah. Sein

bis zur höchsten Kühnheit gesteigerter
große persönliche Tapferkeit und sein
zwinglicher Ungestümm, der ihn meiste
in den Kampf fortries, und allemal
stärkste Getümmel der Schlacht führte,
zum besten und geachtetsten Krieger alle
Heere, zugleich aber unfähig, das Oberk
ner Armee zu führen, denn ausharrende
keit und weise Vorsicht, diese nothwendig
tugenden, mangelten ihm. Aber er gli
benden Waldstrom, der von schroffer H
send ins Thal stürzt, wenn er unter
Wallensteins Oberkommando mit seinen
Kurassieren wider die Geschwader des
stürmte. Die Natur selbst schien ihn
des Schlachtgottes bestimmt zu haben,
mit dem Zeichen zweier sich kreuzender
(dem Wapen seiner Familie) auf der Sti
und noch in späteren Jahren erschien di
wenn sein ungestümmes Blut in Wall
Von solcher Hitze in den Kampf getrie
der erste und zugleich der letzte auf dem
de, war er längst mit zahlreichen Na
aber sein Leben sesbst schien der Dämon
lange verschonen zu wollen. Schon lag
Schlacht am weissen Berge bei Prag (
einem Haufen von Leichnamen begrabe
wurde, bedeckt mit sechs gefährlichen u
andern Wunden, hervorgezogen, und le
ben zurück, um ferner seine Hände in da
Protestanten zu tauchen, und den katholi
fen überall den Sieg zu bereiten. Er
die angeerbte protestantische Religion mi
lischen verwechselt, und ohne eigentlichen
Religionshaß behandelte er die unglücklich

ner besiegter Länder mit roher und gefühlloser Härte. Sonst war er edelmüthig, leutselig, wachsam, in den bedenklichsten Ereignissen voll unerschütterlichen Muthes. Nie soll er als Knabe geweint haben. Seine Soldaten liebten und ehrten, die Feinde achteten ihn, und Gustav Adolph nannte ihn vorzugsweise den Soldaten. Den Eigennutz kannte seine Seele nicht; Ehre und Ruhm war das Ziel seines Strebens. Er war von ansehnlicher Länge und edlen Wuchs; eine große Stirn, eine Habichtsnase und feuervolle Augen bezeichneten sein reichlich mit Narben bedecktes Gesicht.

Pappenheim kam am achtzehenten December des Jahres ein tausend sechs hundert und dreissig mit den Truppen, die ihm Tilly übergeben hatte, in der Nähe von Magdeburg an. Er hatte geglaubt, es werde ihm leicht werden, die Stadt mit einem nur mittelmäßig starken Korps zu überwältigen. Als er aber die Festungswerke derselben näher kennen lernte. sah er ein, daß die Unternehmung weit schwieriger war, als er sich vorgestellt hatte. In der Hoffnung, die Stadt durch Verrätherey in seine Hände zu bringen, machte er einen Versuch, den Obersten Falkenberg, den Kommandanten von Magdeburg, zur Untreue zu verleiten, und auf die kaiserliche Seite zu ziehen. Er ließ ihm daher sagen: er setze auf seine Person einen großen Werth, und er bedaure ihn, daß er sich so ganz allein wider das Oberhaupt der Christenheit wolle brauchen lassen, da ihm doch der Kaiser sehr vortheilhafte Bedingungen zugestehen würde. Er machte ihm auch sehr glänzende Anerbietungen, und unter andern trug er ihm die Erhebung zum Grafen nebst einer großen Geldsumme an. Falkenberg aber ließ ihm antworten: er möchte einen Verräther und einen Meineidigen anderswo als

bei

bei ihm suchen, und würde er ihm künftig wieder einen solchen Antrag thun lassen, so sollte der Ueberbringer statt der Halskette einen Strick bekommen. Er machte auch bald darauf mit zwey Feldstücken einen Ausfall, und richtete unter den Kaiserlichen großen Schaden an.

Pappenheim war viel zu schwach, um mit seinen wenigen Truppen die Stadt völlig einzuschließen, und die Ausfälle der Besatzung zu hindern, welche weit im Lande umher streifte, die Kaiserlichen oft überfiel, und reichlichen Proviant zurückbrachte. Falkenberg ließ zwey Meilen oberhalb der Stadt an der Elbe eine Verschanzung aufwerfen, um dadurch den Weg, aus dem benachbarten Churfürstenthume Sachsen Lebensmittel herbei zu holen, immer offen zu behalten. Zwar fanden sich gleich am folgenden Tage, nachdem diese Verschanzungen zur Vollendung gekommen waren, die Kaiserlichen mit sechshundert Mann Fußvolk und einigen Kompagnien Reuter ein, um die Magdeburger aus ihrer Verschanzung wieder herauszutreiben; sie kamen aber zu spat, und da die Besatzung der Redoute auch aus der Stadt her unterstützt wurde, so verloren sie auf hundert Mann.

Ein ernsteres und drohenderes Ansehen bekamen die Angelegenheiten vor Magdeburg, als gegen das Ende des Märzes ein tausend sechshundert und ein und dreissig Tilly selbst anrückte, entschlossen, die Stadt, es koste was es wolle, in seine Gewalt zu bringen, um durch die Bezwingung derselben sich einen Waffenplatz an der Elbe zu verschaffen, wodurch er den fernern Fortschritten seiner Feinde Einhalt thun könnte. Er brachte eine Armee von mehr als dreissig tausend Mann mit, besichtigte die angelegten Werke der Magdeburger, fieng an sich gegen die Stadt

zu verschanzen, und vertheilte die Hauptrollen des bevorstehenden Angriffs.

Das blutige Schauspiel ward zuerst von Pappenheim eröffnet. Die Magdeburger, nicht zufrieden mit ihren nach alter Art aufgeführten Wällen, Mauren und Thürmen, hatten in der Eile zwanzig Außenwerke angelegt, wovon eines den Namen Trotz-Tilly, das andere den Namen Trotz-Pappenheim erhielt, — eine um so übler angebrachte Aufforderung, da die Stadt nicht Leute genug hatte, um sie hinlänglich besetzen zu können. Pappenheim grief zuerst das ihm zum Hohn benannte, und mit einigen hundert Mann besetzte Außenwerk an, nahm es im Sturm ein, ließ die Besatzung niederhauen, und die todten Körper in die Elbe werfen. Tilly zog immer mehr Mannschaft an sich, sein Heer bestund in Kurzem aus drei und dreissig tausend Mann Fußvolk und neun tausend Reutern, und mit dieser ansehnlichen Macht gelang es ihm, in kurzer Zeit alle zwanzig Aussenwerke einzunehmen. Dadurch sahen sich die Magdeburger in die traurige Nothwendigkeit versetzt, auch die beiden Vorstädte Sudenburg und Neustadt preis zu geben, weil man sich außer Stand fühlte, diese erst vor Kurzem in Eil und sehr unvollkommen befestigten Plätze, mit den wenigen vorhandenen Truppen, gehörig zu vertheidigen. Nur mit großem Schmerz willigte der Magistrat in diesen äußersten Schritt, dessen unabänderliche Nothwendigkeit Falkenberg dringend vorstellte. Schon hatte Tilly in der Nacht auf den ein und zwanzigsten April die Sudenburg heftig angegriffen und die davor liegende Mühlenschanze erobert, als man noch an demselben Tage gegen Abend die Vorstadt nebst dem dazu gehörigen Flecken St. Michael anzündete, und am folgenden Tage alles, was noch stehen geblieben war, der Erde möglichst

gleich machte. Welche Scenen des S
des Jammers für die unglücklichen Be
ne sich auf die Gnade des Feindes zu
teten sie sich mit ihren Habseligkeiten in
Stadt, wo die Schrecknisse einer zwei
tung ihrer warteten.

Es lagerte sich jetzt nicht nur die
liche Armee vor den Festungswerken
Pappenheim gieng auch mit fünf Regim
volk über die Elbe, und setzte sich in
der Neustadt. Die Magdeburger bra
hier, wie in der Sudenburg, die Häus
Sie hatten hiezu um so mehr Ursache,
heims Generaladjutant, den sie nebst ei
Offizieren gefangen bekamen, ihnen erö
Pappenheim blos durch den Mangel a
abgehalten worden wäre, die Neustadt
zugreifen. Den folgenden Tag rückte
auch wirklich gegen die halb abgebrann
an, und grief die Magdeburger, welche
zwei hundert Mann besetzt hielten, an.
tzung zog sich, nachdem sie zweimal Feu
hatte, zurück, Pappenheim ließ an vier
den Laufgräben arbeiten, und näherte sich
den Mauern der Stadt.

3.

Schlechte Anstalten in der belagerte
Unrühmliche Gesinnung der Magde

Die Magdeburger konnten sich die G
verbergen, in der sie schwebten, und die
Tage größer wurde. Mit ängstlicher Sehn
ten Soldaten und Bürger nach der Ge

aus welcher der tapfere Schwedenkönig zum Entsatz heran rücken sollte; aber er kam immer nicht. Zu einer eigentlichen Belagerung war man leider fast gar nicht vorbereitet. Die Besatzung bestund nur ungefehr aus zwei tausend Mann zu Fuß und zwei hundert und fünfzig Mann zu Pferd. Eine so weitläuftige und unregelmäßig angelegte Festung, als Magdeburg, erfoderte aber ungleich mehr Mannschaft, und einen ungleich größern Vorrath von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, als man in Bereitschaft hatte. Am nachtheiligsten war der Mangel an Pulver, dessen Vorrath durch die wallensteinische Blokade, den kleinen Krieg und die Vertheidigung der Außenwerke so erschöpft war, daß von sechs hundert Centnern jetzt nur noch hundert und fünfzig übrig waren, die man in wenigen Tagen verschoß. Das angeworbene Kriegsvolk war zum Theil als Besatzung der Außenwerke verloren gegangen, zum Theil hatte es der Mangel an Lebensmitteln (denn die Bürger wollten anfangs blos für baare Bezahlung oder für schriftliche Versicherung verkaufen,) zum Fortlaufen genöthiget. Das Kommißbrodt war so schlecht, daß viele davon krank wurden, und die Gesunden sich in die bittersten Klagen ergoßen. Die alten Festungswerke, die man aus unweiser Sparsamkeit lange nicht ausgebessert hatte, befanden sich in so schlechtem Zustande, und die neu angelegten Bollwerke, die noch nicht vollendet waren, hatten so wenig Haltbarkeit, daß die Officiere, bei genauer Besichtigung derselben, ihre Bedenklichkeiten nicht unterdrücken konnten.

Es galt jetzt aber kein langes Bedenken, sondern die drohende Gefahr foderte rasche Entschlossenheit und möglichste Anstrengung aller Kräfte. Falkenberg, immer thätig und entschlossen, versäumte

 nichts

nichts, was das bedrohte Unglück ab
Stande seyn möchte. Er versammelte
der Besatzung auf dem Rathhause, u
unter sie die Festungswerke zur Auffich
theidigung. Um den Mangel an Trup
tzen, wurden alle Bürger und Bürgerss
werksbursche und Knechte aufgefodert,
Bemühungen zur Vertheidigung der Sta
nehmen. Aber nicht alle, die aufgefod
zeigten sich so thätig und patriotisch, al
fahrvolle Lage der Stadt foderte. Man
gedenk ihrer Bürgerpflicht, stellten sich ga
ja, es gab unter den Bürgern eine eig
positionsparthey, die den Widerstand geg
de nicht billigte, sondern vom Anfange
rung an, auf Unterhandlungen zu einer K
antrug. Manche bewiesen sich auch wir
therisch und unterhielten, weil sie kaiser
waren, eine heimliche Korrespondenz mit
gerern. Der Geist der Einigkeit und
Anstrengung, welcher die Stadt achtzig
her, unter ähnlichen Umständen, so ruhm
ten hatte, war jetzt aus dem Ganzen ver
und lebte nur bei Einzelnen fort; Ueein
eigennützige Selbstsucht war bei den meiste
Stelle getreten.

Falkenberg und die übrigen Befehl
wahrten mit Bestürzung diese gefährlichen S
aber umsonst war ihr Bemühen, den A
Magdeburgs einen bessern Geist einzuflöß
verließ sich immer einer auf den andern,
Geringere hüthete sich wohl, es dem Vo
an Emsigkeit zuvor zu thun. Der Arme
dem Wohlhabendern seine günstigeren Umst
ihm erlaubten, der sauren Arbeit auf dem A

etwas länger zu entziehen, oder seine Person durch zwei bis drei von seinem Gesinde vorstellen zu lassen. Manche von den Reichern mißbrauchten aber auch diese Freiheit, und erschienen sehr selten, oder gar nicht auf dem Walle; besonders diejenigen, die, ihre Ergebenheit für den Kaiser heimlich unterhielten. Von allen denen, die sich auf dem Walle einfanden, hatten überhaupt die Meisten weniger die Absicht, dem Feinde Widerstand zu thun, als vielmehr ihre Begierde nach Neuigkeiten zu befriedigen, oder ihren Nachbarn einen Gefallen zu erweisen. Die Meisten lagen daher den ganzen Tag auf dem Walle hingestreckt, und machten sich mehr mit der Bierflasche als mit der Muskete zu thun. Ein schlimmer Umstand war auch der, daß die Bürger, der einmal eingeführten Ordnung gemäß, einander nicht ablösen wollten. Auf diese Art waren Manche den Angriffen der Feinde Tag und Nacht hindurch ausgesetzt, indem andere durch Müßiggang immer unthätiger wurden.

Von der unpatriotischen, eigennützigen Gesinnung der Bürgerschaft zeugt nichts mehr, als das Verhalten derselben gegen die Besatzung. Nicht Menschlichkeit und Billigkeit allein, sondern die Rücksicht auf eigenes Wohl machte es den Bürgern zur Pflicht, diese Truppen wohl zu pflegen, die ihr Blut für sie aufopferten. Allein man bewies gegen sie, besonders von Seiten der Reichen, große Härte und Unbilligkeit, machte sie dadurch mißmuthig und abgeneigt zu ihrem gefahrvollen Dienst, und nöthigte Manchen zur Desertion. Oft hatten diese Unglücklichen nicht einmal Brod, und man las den Mangel auf ihren kranken Gesichtern. Als nach dem Verlust beider Vorstädte die sämmtliche Reuterey von zweihundert und fünfzig Mann und eilfhundert

Mann

Mann zu Fuß ohne Quartier waren, n
Bürger der Stadt nicht in ihre Häuse
und ein großer Theil derselben mußte To
unter freiem Himmel zubringen. Berg
sich die Reuter, abzusitzen und für erho
tier die gefährlichsten Posten zu Fuß zu
der Magistrat verhalf ihnen erst dazu
reits einen Tag und zwey Nächte auf
gehalten hatten. Nur einige besser gesi
machten den Soldaten auf den Wällen
willige Geschenke an Lebensmitteln.

Es wäre unter diesen Umständen
gewesen, wenn Magdeburg sich lange
können. Die Hoffnung auf den schwedi
mußte am meisten noch den Muth stärke
Hoffnung war allerdings auf die höchste
lichkeit gegründet. Es war den Magd
kannt, daß sich der schwedische Held ihre
herte, daß ihm an der Erhaltung derselb
gelegen seyn mußte, und daß ihn weni
ihre Mauren bringen konnten. Dieß alle
dem Grafen Tilly nicht verborgen, und
gen eilte er so viel als möglich, die Festu
Gewalt zu bringen. Er sandte durch ein
ter verschiedene Schreiben in die Stadt,
dringendsten Ermahnungen zur Uebergabe
mit der Drohung: „daß, wenn sie sich
sern besännen, sie wohl schwerlich davo
sondern sich selbst, Weib und Kinder, sa
unschuldigen Menschen, deren Seelen bei
höchsten hiernächst um Wehe und Stra
würden, in das äußerste vor Augen schwe
derben stürzen würden." Man war aber
neigt, diesen Drohungen Gehör zu geben.
ligionsfanatismus, die feurige Liebe zur F

unüberwindliche Widerwille gegen den kaiserlichen Namen, die wahrscheinliche Hoffnung eines nahen Entsatzes entfernten jeden Gedanken an Uebergabe, und so sehr man in allem andern getrennt seyn mochte, so einig war man, sich bis aufs äußerste zu vertheidigen. Die wenigen Andersdenkenden durften es nicht wagen, ihre Gesinnungen laut werden zu lassen.

Drei lebhafte Ausfälle, welche die Besatzung am fünf und zwanzigsten April machte, konnten den feindlichen General überzeugen, daß der Muth der Belagerten nichts weniger als erkaltet sey. Mit geringem Verlust erlegten sie über hundert und fünfzig Mann, zerstreuten die Schanzarbeiter mit großem Schrecken, und brachten eine ansehnliche Beute in die Stadt zurück. Pappenheim selbst, überrascht, hatte sich hinter eine Mauer verborgen, und wäre gefangen worden, wenn die Magdeburger noch drei Schritte vorgeeilt wären. Diese glücklichen Ausfälle, die Ankunft Gustav Adolphs zu Potsdam, die Streifereyen der Schweden selbst bis vor Zerbst, erfüllten die Magdeburger mit den frohesten Hoffnungen, und vermehrten Tilly's Besorgnisse. Ein Trompeter, den er abermals an sie abschickte, und der gemäßigtere Ton seiner Schreibart bestärkte sie noch mehr in ihrer Zuversicht — aber nur, um sie in eine desto tiefere Sorglosigkeit zu stürzen.

Da die Versuche, durch Kapitulation in Besitz der Stadt zu kommen, mißlangen; so setzten die Kaiserlichen die Belagerung mit äußerster Anstrengung fort. Pappenheim ließ von der Neustadt her vier Batterien, jede von sechs Carthaunen, auf die Stadt feuren. Die Magdeburger sparten ihre Schüsse aber auch nicht. Vom Donner der Kanonen zitterte

fig und so dick, als wenn sie regneten. rückte, der öftern Ausfälle ungeachtet, immer näher. Da er eine seiner Ba der Neustädter Stadtmauer angelegt ha sen die Magdeburger die Mauer nieder, ten die Lavetten des feindlichen Geschütze die Erde geworfen wurden, verwundeten risten, und brachten die Batterie willig g n. Die eingeworfenen Feuerkugeln w dazu bestellte Leute, die mit nassen S stunden, fast ohne Schaden gelöscht. D den Belagerten nachtheiliger als der Man ver, wodurch die Arbeiten des Feindes erhielten. Erst da es zu spat war, macht rath Anstalten, auf mehreren Hand = und len Pulver zubereiten zu lassen.

4.

Magdeburg wird im Sturm eing

Das Bombardement dauerte bis z May mit großer Heftigkeit fort. Acht Ba mit dreissig Kanonen besetzt waren, beschos stungswerke Tag und Nacht mit äußerster täglich geschahen zwölf bis achtzehenhunder Zugleich wurden noch mehr Bomben in geworfen, die aber doch wenig Schaden a Hin und wieder drangen die Belagerer bey Stadtgräben; und die Magdeburger, die nen Pulvervorrath nur für die äußersten sparten, eilten mit dem Degen in der Fa Gräben, und vertrieben die Feinde wieder selben. Des anhaltenden Bombardirens u hatte der Wall doch noch nicht viel geli

Thurm wurde zwar ganz eingestürzt, aber ohne den Angriff zu erleichtern; da er nicht in den Graben fiel, sondern sich seitwärts an den Wall anlehnte.

Tilly sandte am achten May zum letztenmal einen Trompeter in die Stadt, mit der ernstlichsten Aufforderung zu schleuniger Uebergabe, wenn die Bewohner nicht Tod und Verderben über sich bringen wollten. Die Lage der Stadt war jetzt wirklich so bedenklich, daß die Auffoderung reiflich erwogen zu werden verdiente. Kam die Hülfe nicht bald, so war man ohne Rettung verloren. Alle Herzen klopften voll unruhigen Verlangens nach dem schwedischen Entsatz, und alle Blicke waren mit stündlich wachsender Sehnsucht auf jene Gegend hingerichtet, wo Gustav Adolphs Fahnen siegend und rettend erscheinen sollten. Aber man sollte sie nie erblicken; denn das feindliche Schicksal wollte, daß jener siegreiche König gerade in dem Augenblicke sich berufen fühlte, mit einer übertriebenen Vorsicht zu verfahren, und jeden Schritt vorwärts zu berechnen, in welchem er zur Rettung einer bedrängten, auf ihn hoffenden Stadt als kühner und wagender Held hätte erscheinen sollen, wo ihn das Loos als solchen sicher begünstiget hätte.

Um Zeit zu gewinnen behielten die Magdeburger Tillys Trompeter zwey Tage zurück, bevor sie ihn mit einer Antwort entlassen wollten. Der Magistrat versammelte die Bürgerschaft, um ihre Gesinnungen zu vernehmen. In diesem schröcklichen Augenblicke waren die Herzen von mancherlei Leidenschaften bestürmt. Hoffnung des Entsatzes hielt der Furcht vor einem Sturm die Wage; Liebe zur Religion und Freiheit kämpfte gegen die bange Erwartung der Plünderung und des Todes. Der Geneigtheit zur Kapitulation wirkte auch die Ermahnung der Prediger entgegen,

von denen einer sogar einen Engel wollte gesehen haben, der die sichere Befreiung der Stadt ihm angekündiget hätte. Die Einnahme der Stadt durch einen Sturm wurde für unmöglich erklärt, weil noch keine Bresche geschossen wäre. Da die Bürgerschaft sich über die zu fassende Entschließung nicht vereinigen konnte, so wurde die Entscheidung dem Magistrat überlassen, und dieser zeigte, nach langer Berathung, dem Obersten Falkenberg an, daß man zu kapituliren geneigt wäre, weil man an Rettung verzweifelte. Allein Falkenberg, das Aeußerste zu wagen entschlossen, ließ den Magistrat ersuchen, sich am nächsten Morgen frühe auf dem Rathhause zu versammeln, um mit ihm gemeinschaftlich die angemessensten Maaßregeln zu ergreifen. An diesem, durch das Verderben Magdeburgs unvergeßlichen zehenten May, Morgens um vier Uhr, versammelte sich der Magistrat, nebst den Repräsentanten der Bürgerschaft und vielen andern Bürgern auf dem Rathhause. In diesen entscheidenden Augenblicken versuchte Falkenbergs Heldenmuth noch einmal, die wankenden Gemüther zu befestigen, und von unrühmlichen Schritten zurück zu halten. Er erinnerte sie an die oftmaligen theuren Zusagen seines Königes, zeigte ihnen, daß man ihn stündlich erwarten könne, daß die Gefahr noch nicht auf's höchste gestiegen sey; er setzte hinzu, daß jede Stunde längerer Vertheidigung mehr, denn eine Tonne Goldes, werth sey.

Schon hatte der tapfere Kommandant, von edlem Eifer erwärmt, beinahe eine Stunde geredet, als ein Secretair meldete, daß, nach Anzeige der Wächter auf dem Dom und Jakobsthurme, der Feind in voller Bewegung sey, aus allen Lagern gegen die Stadt marschire, und sich in der Sudenburg und Neustadt postire. Bald wurde diese Nachricht

richt durch einen Bürger vom Walle bestätiget, der noch hinzusetzte, daß die kaiserliche Reuterey im Felde zahlreich hinter allen Hügeln und Gründen hielte.

Die Nachricht war nur allzu gegründet. Sobald Tilly gemerkt hatte, wie viel den Magdeburgern daran gelegen seyn müsse, daß der Sturm wenigstens bis nach dem zehenten May verschoben würde, nahm er seine Maaßregeln, und beschloß zuvor noch einen allgemeinen Sturm zu wagen. Um die Belagerten desto sicherer zu machen, betrieb er die Rückkehr des Trompeters nicht, ließ am Nachmittag des neunten Mays mit Schießen einhalten, und mehrere Stücke sogar abführen. Am Abend versammelte er den Kriegsrath in seinem Lager. Groß fand man die Schwierigkeiten bei dem bevorstehenden Sturm, noch kein Graben gefüllt, keine Bresche geschossen, kaum die Festungswerke beschädiget. Tilly, vorsichtig wie wenige Feldherren, wollte schon anfangen zu wanken, als er endlich der Mehrheit nachgab, und den Sturm auf die Frühe des folgenden Tages anordnete. An vier Orten sollte der Angriff zugleich geschehen; die Rollen wurden vertheilt, und die Anführer trennten sich, um jeder für sich den Muth seiner rohen Schaaren zu beleben. Eine dreitägige, von Tilly versprochene, Plünderung, entflammte die Kampflust derselben, und die angespornte Habsucht verstieg sich in die Regionen der abenteuerlichsten Hoffnung. Es hatte sich im Lager das Gerücht verbreitet, mit Magdeburgs Schätzen könnte man sieben Königreiche erkaufen. Eine Menge Rheinwein wurde unter die Soldaten vertheilt, um sie noch mehr zu erhitzen.

So wie Pappenheim während der ganzen Belagerung sich am kühnsten und unerschrockensten bewiesen hatte, so auch jetzt bei der sehnlichst gewünsch-

ten

ten Erstürmung. Der Zufall hatte ih
angewiesen, die ihm Hoffnung gab,
Sieg zu erringen. Der Graben an
war trocken, der Wall ohne Brustwehr
nig steil, daß man mit leichter Müh
konnte. Voll glühender Hoffnung des
ergrimmt über die ketzerische Stadt,
Verderben und Einäscherung gedroht h
in dieser letzten Nacht alles in die beste
um nicht aufgehalten zu werden. Au
fehl mußten zu den bereits vorhanden
Menge anderer Sturmleitern an den
Staffeln hineingehauen, die Palliſaden h
men, und noch andere Vorbereitungen
den. Doch mußte bei allen diesen Zur
nem strengen Befehle gemäß, so stille
verfahren werden, damit nicht die Au
der Belagerten erregt würde. Da diese
achtet, wegen den ungewöhnlichen Ben
Feindes einen stürmenden Ueberfall für
ten, so verdoppelten sie in der entsche
Nacht ihre Aufmerksamkeit. Alle Poste
hörig besetzt, die gesammte Garnison u
Reuterey in den Werken vertheilt, die
den Wällen, und alles zum Widerst
Sorgfältig lauschte man jeder Bewegun
tiefe Stille des Todes schien über das ka
ger ausgebreitet. Der Gedanke an G
schwand allmählich aus den Seelen der
um der süßen Hoffnung errungener Befr
zu machen. Sehnsuchtsvoll erwarten sie
gen, um die Bestätigung ihrer Hoffnung
und nach den mühseligen Wachen einigen
zu genießen.

Ein heiterer Frühlingstag entsteigt endlich dem Meere, um blutigen Scenen des Jammers zu leuchten. Die Stille im kaiserlichen Lager dauert fort, und Falkenberg, durch sie betrogen und wenig mehr besorgt, begiebt sich auf das Rathhaus. Ein Theil der Bürger, von unruhiger Erwartung der Entscheidung getrieben, folgt ihm eben dahin, die Officiere aber, die nicht mit der gewöhnlichen Wache beauftragt sind, und die größere Hälfte der Soldaten und Bürger eilt, unfähig dem Drange nach Ruhe länger zu widerstehen, nach Hause in die Arme des Schlafs.

Schon am frühen Morgen war alles der Abrede gemäß, im kaiserlichen Lager in Bereitschaft, und erwartete das Zeichen mit der Kanone, das schon um fünf Uhr gegeben werden sollte. Aber das Zeichen erfolgte nicht. Tilly's besorglicher Geist kämpfte mit neuen Zweifeln, und in einsamer Stille der Nacht schien ihm das Wagestück zu groß. Mit Anbruch des Tages versammelte er noch einmal seinen Kriegsrath, uud trug seine Besorgnisse vor. Die meisten Stimmen vereinigten sich auch jetzt für das Sturmlaufen, und so ward denn um sieben Uhr dem harrenden Krieger das Zeichen gegeben. Pappenheim, der auf die Neustädtischen Werke den Angriff machen sollte, war dem Zeichen zuvorgekommen, weil er besorgte, Tilly möchte sich abermals eines andern besinnen. Ein abhängiger Wall und ein trockener nicht allzutiefer Graben, kamen ihm bei dem Angriffe zu statten. Mit seiner gesammten Macht an Infanterie und abgesessener Kavallerie, unter der Losung: Jesus Maria, mit einer weissen Binde um den Arm, erstieg er auf den angelegten Sturmleitern im Augenblick das Unterwerk, wo sich fünfzehen Magdeburgische Soldaten befanden, die den andringenden

Fein-

Feinden nicht widerstehen konnten, und
eilig auf das Oberwerk begaben. Do
mehrere Soldaten von der Garnison,
Gewehre ergriefen, allein zu schwach z
Widerstand, zogen sie sich auf das Bo
Die Feinde eilten ihnen nach, eroberte
und stürmten weiter durch die Zwinger
los. Andere von Pappenheims Trupp
seinen Befehl die hohe Pforte angreifen
den sie die Schildwache unaufmerksam,
nigen Soldaten, die daselbst waren,
Sie hieben alle nieder, und erstiegen ol
dortigen Festungswerke. Noch andern g
der Gegend des Fischerufers, in die St
gen, und die Kroaten, in eben dem Au
Kampf vergessend, wo ihnen der Raub
gen schon an, die nächsten Häuser zu pl

Ein wildes Geschrey von vielen ta
men dringt durch die Luft, und verkündi
ihre schröckliche Lage. Man hört den
dem Johannisthurme Sturm blasen, u
weisse Kriegsfahne ausgesteckt. Das
Sturmglocken und ein schröckliches Mus
Kämpfenden jagt die Schlafenden aus
und den versammelten Magistrat vom
Man schickt an die eindringenden Feind
schläger, die um einen Accord bitten
keiner kommt zurück. Falkenberg, eben
auf dem Rathhause Tilly's Trompeter a
eilt mit einer zusammengerafften Mann
dem Neustädtischen Thore, das der Feind
wältiget hatte. Ein verzweiflungsvoller
ginnt. Falkenberg greift den Feind mit
und kämpft eine Stunde lang mit unermüd
keit. Mehr als hundert Todte bedecken

allein Falkenbergs standhafte Gegenwehr ward nicht zu rechter Zeit unterstützt; keine Reuterey, kein einziger Bürger erschien noch, den kämpfenden Truppen beizustehen. Am Neustädtischen Thore zurückgeschlagen fliegt Falkenberg nach einer andern Seite, wo eine zweite feindliche Parthie schon im Begriff war, die Werke zu ersteigen. Umsonst ist sein Widerstand, schon zu Anfang des Gefechts streckt ihn eine feindliche Kugel tödtlich verwundet nieder; sterbend in ein benachbartes Haus gebracht, ward sein Körper bald darauf ein Raub der Flammen, und jede Spur davon ward unter der allgemeinen Niederlage verschwunden. Ihres Anführers beraubt, durch den langen Kampf vom Pulver entblößt, weichen die Soldaten endlich zurück, und die Feinde dringen mit den Fliehenden durch das Thor.

Das anhaltende heftige Musketenfeuer, das fortdauernde Läuten der Sturmglocke, das überhandnehmende Getöse, trieb immer mehrere Bürger herbei, die in blinder Betäubung dem Feinde entgegen stürzten. Das Jammergeschrey der Weiber und Wehrlosen, die jetzt schon das Aeußerste befürchteten, erfüllte die Straßen, und mischte sich schröcklich in den allgemeinen Sturm. Noch war Hoffnung übrig, den Feind zurück zu treiben, aber der Kommandant getödtet, kein Plan im Angriffe, keine Reuterey in seine verwirrten Glieder einzubrechen, endlich kein Pulver mehr, das Feuer fortzusetzen; von der andern Seite hingegen die äußerste Anstrengung, immer größere Vortheile zu erringen. Pappenheim insbesondere war überall an der Spitze; er ließ vermittelst der Sturmleitern unaufhörlich frisches Volk nachrükken, und um den Widerstand der Angegriffenen zu brechen, befahl er einige Häuser in Brand zu stecken. Zwei andere Thore, bis jetzt noch unangegriffen, wer-

den von Vertheidigern entblößt, um d
Noth in der Stadt zu begegnen. S
der Feind die dadurch entstandene Ver
auch diese Posten anzugreifen. Viele f
ter, aus unwiederstehlichem Drang na
Beute, stürzten sich mit ihren Pferden
und fanden in derselben ihr Grab.

Der Kampf war jetzt allgemein und
näckig. Schon brannten mehrere Häus
men loderte hell in den Lüften des rein
morgens empor, aber Pappenheims E
umsonst; weit vom Löschen entfernt, st
Bürger nur heftiger in den Streit.
chen, durch das Fechten in den mit K
nen Strassen abgemattet, vermögen kau
stehen, und weichen hie und da zurück.
rer Hauptmann von der Besatzung, Name
der in der allgemeinen Verwirrung die
sten gegen den Feind führt, und glückli
ihn bis an das Thor zurück zu treiben,
verwundet, und mit ihm Magdeburgs
nung. Pappenheim, der die Ehre, M
erobern, höher als eine Million zu acht
te, bahnt seiner Kavallerie mit Picken
einen Weg, steigt mit Paucken- und Tro
über die Magdeburger her, und wirft al
nieder. Tilly selbst dringt jetzt, mit e
Menge von Streitern, durch eines der
läßt die Kanonen der Wälle gegen die in
ßen Kämpfenden richten. Noch einmal s
die Magdeburger an verschiedenen Orten
und bieten ihre letzten Kräfte zum verzw
lesten Widerstande auf. Das Blutvergie
mit der Ungleichheit des Kampfs, bis eine
Generalsalve Tillys die Gegenwehr bricht,

mit unwiderstehlichem Schrecken auseinander sprengt. Mit großem Jammergeschrey flüchten die Geschlagenen auf die Kirchhöfe, in die Kirchen und in ihre Häuser, deren Fenster und Thüren man in Eile verrammelt. Einige, die sich noch auf den Wällen befanden, baten zwar um Schonung ihres Lebens, aber nur Wenige erhielten Pardon; die pappenheimische Kolonne insbesondere, schonte weder Weib noch Kind, und hieb alles nieder. Die ganze Stadt ertönte von dem Jammergeschrey der Hofnungslosen, und von dem furchtbaren Rufe der Sieger: „All gewonnen! „All gewonnen!“

5.

Scenen des Jammers in der mit Sturm eingenommenen Stadt.

Es war neun Uhr des Morgens, als die Festung erstürmt, und aller Widerstand vernichtet war. Jetzt erst begann das eigentliche Trauerspiel. An der Spitze des siegenden Heeres stund ein Anführer, von dessen grausamen und blutdürstigem Charakter wenig Schonung zu erwarten war. Das siegende Heer selbst bestand größtentheils aus raubsüchtigen, unmenschlich gesinnten, an Blutvergiesen und Barbareyen jeder Art Vergnügen findenden Menschen. Es waren bei weitem nicht lauter Deutsche bei dem Heere, sondern auch Italiäner, Spanier, Franzosen, Ungarn, Polen, Kroaten und noch andere Fremde; zu den fürchterlichsten gehörten die Kroaten, schauderhafte Unmenschen, unwerth, den rohen Horden der Türken und Tartaren gleichgestellt zu werden. Ein nur etwas menschlicher Feldherr würde solchen Truppen vergebens Schonung anbefohen haben; Tilly

gab sich nicht einmal die Mühe, es
Kein Wunder daher, daß die lange ver
heit sich jetzt in den schröcklichsten Ae
den Tag legte. Ein wilder Haß des p
Namens, und ein langer, unter manch
worten vor den Mauren der Stadt
nährter Groll, hatten die Wuth der
gereitzt, Wein und andere berauschende
erhitzt, der verzweifelte Widerstand der
hatte sie endlich zur tobendsten Raser
Aus Menschen wurden gereitzte Tiger,
miger Wuth auf ihre Beute losstürzten.
Wollust und Raubsucht, diese drei so
artigen und doch so nahe verschwisterte
bemächtigten sich der ungebundenen W
alle Greuel der Unmenschlichkeit wurden
und Schaam geübt.

Der Schrecken hatte die wehrlose
der unglücklichen Stadt bald anfangs in
ihrer Wohnungen zurückgescheucht. Be
abgelegensten und dunkelsten Winkel, au
Küchen, Kellern, Stroh- und Kohlenkam
sie zitternd des Ausganges der furchtbaren
In dieser Lage hören sie eine zeitlang das
chene Knallen des kleinen Gewehrfeuers,
des hartnäckigsten Kampfes der Ihrigen, b
vom Kanonendonner unterbrochen, und
heftigen Gewalt verstärkt, auf einmal sch
war die Generalsalve Tilly's, die das G
ermatteten Vertheidiger entschied. Nun
Augenblick, blos durch das Jammergeschr
zagenden unterbrochen, jene furchtbare
gleich der Stille der Natur vor Gewit
Vorbote des tobendsten Sturmes ist.
ertönen von dem wüthenden Freudengesch

ger, die sich racheschnaubend durch alle Straßen verbreiten. Alles, was ihnen in Weg kommt, wird ohne Gnade und Schonung niedergehauen. Auf dem breiten Weg sah man den Feind Tausende der Einwohner heerdenweise, mit beständigem Schießen und Einhauen vor sich hertreiben, und hörte die Lüfte von ihrem Jammergeschrey erfüllt, das weit über das Feld hin mit Grausen vernommen wurde. Bald mischt sich in diese kläglichen Töne das fürchterliche Getöse der anrückenden Kavallerie; ein schröckliches Wirbeln der Trommeln, das Stampfen der Rosse, das Toben der Krieger, die nach Raub und Mord dürsten, erfüllt die Lüfte. Nun hören die Versteckten die Thüren ihrer Häuser mit Gewalt eröffnet und das Geräthe derselben in wilder Furie mit donnerndem Krachen aufgeschlagen, und sehen sich entweder in ihren Schlupfwinkeln selbst aufgesucht, und zur Quaal hervorgezogen, oder schmachten in steigender Todesangst, von der Behandlung Anderer geschreckt, darinn fort, bis die wüthenden Flammen die Stadt erfüllen, und denen, die sich nicht schnell auf die Straßen retten, ein schröckliches Ende zubereiten.

Beneidenswerth war jetzt das Loos jener Tapfern, die in der Vertheidigung der Stadt gefallen waren. Ihr früher Tod befreite sie von dem schaudervollen und demüthigenden Anblick ihrer verheerten Vaterstadt, und von allen Unmenschlichkeiten, denen ihre unglücklichen Mitbürger ausgesetzt waren. An diesem erschöpfte sich in vollem Maaße die viehische Wildheit ihrer Feinde. Alles, wurde ohne Unterschied niedergehauen, niedergeschossen, verstümmelt, oder mit Schlägen und Stößen schröcklich gemißhandelt. Weder die unschuldige Kindheit, noch das kraftlose Alter, weder die blühende Jugend, noch die Schönheit des andern Geschlechts, weder Schwangere noch

Gebährende, noch hülflose Säuglinge fa
men vor der Wuth der Unmenschen. Gr
en die Unmenschen einem jeden zu: „G
ermordeten oder mißhandelten diejenigen,
zu geben hatten, und erbrachen und ver
les, was sie in den Häusern antrafen.
cken unfähig, etwas zu verhehlen, gaben
den Einwohner an Geld und Kostbarkei
te hin, was sie hatten; aber sie befriedig
nur den Andrang der ersten wüthenden
Bald sahen sie sich von Andern noch
umgeben, welche auf die Unglücklichen,
nig oder nichts mehr zu geben hatten, o
nug loshieben, stachen oder schlugen.
gier dieser Barbaren, ihre Officiere nicht
men, war ohne Grenzen. Alle Winkel d
wurden durchspäht, alle Küsten und Kaste
nerndem Krachen aufgeschlagen, die Kleid
glücklichen vom Leibe gerissen, weil man
inn versteckt glaubte.

In diesen schröcklichen Augenblicken k
der geheiligte Oerter, noch die geheimsten
winkel einige Sicherheit gewähren. In d
rinenkirche, wo eben Gottesdienst gehalte
hieben die Kroaten drei und fünfzig, meis
liche Personen nieder, die auf den Knieen
Leben flehten. Man fand sie auf einer Er
liegend, mit gefalteten Händen, aber ohn
ein schröcklicher Anblick! In der Johannisk
theten ähnliche Unmenschlichkeiten unter d
Geflüchteten eben so grausam. Unter and
daselbst ein Säugling an der Brust seiner
zerstückelt, und der Mutter wurden beide H
gehauen. Der eine Prediger der Kirche
derselben bis auf's Hemde ausgezogen,

Schlägen gemißhandelt. Der andere ward vor dem Altare getödtet, der dritte ward in der Sakristey tödtlich verwundet, und seine Gattin wurde neben ihm niedergemacht; ein gleiches Schicksal hatte der achtzigjährige Küster der Kirche. An andern Orten verübten fürchterlich wüthende und tobende Soldaten kannibalische Grausamkeiten. Ein Bürger, der auf der Straße ergriffen ward und kläglich auf den Knieen um Schonung bat, wurde erst von einem Soldaten durchschossen, und da er noch lebend in seinem Blute sich wälzte, schlug ein anderer mit einem Spieße ihm Wunden, und ein dritter hieb ihm den Kopf ab. Drey Männern, die bereits Pardon erhalten hatten, spaltete ein Wütherich mit einem Schwerdtstreiche die Köpfe. Einem angesehenen Manne von Adel wurde der Mund mit Pulver vollgestopft, dieses angezündet, und ihm so der Kopf zerschmettert. Man sah Frauenzimmer, die mit dem Kopf in Wasserfässer gestürzt, und so ersäuft waren, eine andere, der noch lebend ein Pfahl durch den Leib geschlagen ward. Manche Soldaten steckten die abgehauenen Köpfe magdeburgischer Bürger auf Piken, und trugen sie zur Schau umher. Gegen Kinder und Säuglinge ward mit tigerartiger Grausamkeit gewüthet. Die letztern wurden in nicht kleiner Anzahl mit langen Spiesen durchstochen, auf denselben lebend und zappelnd eine Zeitlang herumgetragen, und dann in die Flamme geschleudert. Zwey Kroaten faßten ein Kind bei den Füssen, und rissen es mitten entzwey. Ein Soldat rühmte sich, wohl zwanzig Säuglinge gespießt zu haben, und als man den Unmenschen fragte, ob er nicht dächte, daß Gott ihn dafür strafen würde, gab er zur Antwort: „die Kinder der Magdeburger sind ja Ketzer- und Rebellen-Kinder, und keiner bessern Behandlung werth.“

Das

Das weibliche Geschlecht hatte in i
lichen Augenblicken das unglückliche Ve
gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen.
menlosem Schrecken ergriffen, ihrer H
ja selbst ihrer Kleider beraubt, erlagen
zimmer der viehischen Wollust dieser Un
auf öffentlicher Straße, vor den Augen
ner und Väter. Die Geschändeten wurde
sam ermordet, oder gemißhandelt, gebund
Hochschwangere und Gebährende wurd
verstümmelt, oder ins Wasser gejagt.
ein Frauenzimmer der mindeste Zwist,
auf der Stelle der Kopf gespalten.
mußten ihr Loos als günstig preisen, we
bunden ins Lager hinaus geschleppt wurd
den Lüsten minder schaamloser Barbaren
und dann vielleicht für ein theures Lösegel
heit zu erkaufen. Die Wuth dieser
verschonte auch zehen- und zwölfjährig
nicht. Eine Jungfrau von edlem Stande
die viehische Wollust von acht Kroaten
gefunden hatte, wurde gespießt, und als
zeichen oben zu einem Hause hinaus geha
Pappenheimischer Officier hatte drei J
Schwestern von edler Geburt, seinen wi
aufgeopfert. Hiemit nicht zufrieden, schle
Barbar in's Lager, und überließ sie dort
gen Tagen als Opfer allgemeiner Wollust
Haufen der Kroaten.

Es fielen bei diesen rohen Barbare
dem schönen Geschlechte Auftritte tugendh
schlossenheit vor, die dem so berühmten Be
Lucretia nichts nachgaben. Viele Frauenzi
ter Dächern und an abgelegenen Orten ver
warteten lieber den quaalvollen Tod in den

als daß sie Rettung auf der Straße suchten, und sich den Mißhandlungen der Unmenschen preis gaben. Ein junges Frauenzimmer von Stande war einem Officier in die Hände gefallen; ihr Räuber schleppte sie gebunden über die Elbbrücke. Hier flehte sie um die Erlaubniß, ihr Schnupftuch herausholen zu dürfen, um sich die Thränen abzuwischen. Kaum hatte sie die Hände frei bekommen, so stürzte sie sich in den Fluß. Ein anderes, sehr schönes Frauenzimmer, welches die Gefahr, die ihr ihre höheren Reitze zuziehen würden, wohl einsah, stürzte sich in einen Brunnen, und zwanzig junge Mädchen, die in einem Hause nahe an der Elbe sich beisammen befanden, brachen auf einmal alle zur Thür hinaus, und suchten ihren Tod in den Fluthen.

Einige menschenfreundliche Officiere brachten Tilly'n im Lager draußen von den Greueln Nachricht, die in der Stadt verübt würden, und fragten ihn, ob er nicht dem Morden und Plündern ein Ende machen wollte? Er aber antwortete: „Laßt ihnen immer noch eine Stunde Zeit, dann kommt wieder, ich will dann sehen, was zu thun ist. Der Soldat muß für seine Mühe und Gefahren auch etwas haben.“ So dauerten die Unmenschlichkeiten noch länger fort. Die Straßen der einst so glücklichen Stadt ertönten noch länger von dem Jammergeschrey der Gemißhandelten, von dem Winseln uud Röcheln der Verwundeten und Sterbenden. Alles war mit Leichen bedeckt; Säuglinge krochen auf den Körpern ihrer ermordeten und sterbenden Mütter, Kinder schrieen kläglich umher nach ihren verlornen Eltern, Erwachsene flehten fruchtlos das Mitleid gefühlloser Barbaren an, und kein Retter erschien den Erbarmungswürdigen. Alles was Tilly in diesen Augenblicken, wo er der Schutzengel von Tausenden hätte werden können,

nen, that, besteht darinn, daß er vie
Personen von Stande Beistand gewäh
lich aber, daß er die Domkirche beschü
und des lieben Frauen Klosters Rettu
Flammen fünfhundert Soldaten kommandi
dabei gegenwärtig war, eine Handlung,
ligiösen Eifer als Menschlichkeit verräth.
dat trotzte auf die bekannte Gesinnung s
rers, und wenn menschlichere Befehlshaber
hemmen wollten, so war die Erinnerun
zugesagte dreitägige Plünderung statt al
tigung hinreichend.

Einige Familien und einzelne Men
sich hie und da ein Officier oder gemei
erbarmte, mußten gewöhnlich die Rettun
bens und die Transportirung in das Lage
opferung ihres ganzen Vermögens erkauf
höhere Befehlshaber schämten sich nicht,
nen Bürgern ihre ganze thränenbenetzte
nehmen, ja mit wilden Schaaren zugleich
auszugehen, und ihn vor den Augen d
theilen. Die Kroaten ließen sich wohl
ein Lösegeld geben, und machten nach
pfang die Unglücklichen dennoch nieder.
then diese Raubbegierigen wegen der Beu
den heftigsten Streit, und dann mußte
das Schwerdt entscheiden. Eine Schrecke
ser Art erlebte ein vom Lande in die Sta
teter Prediger, der aus einem brennenden
nen Haufen Kroaten um Beistand und Q
rief, und ihnen sein ganzes Vermögen zu
anbot. Sie ließen ihn auf einer Leiter he
und nahmen in der Johanniskirche sein Gel
ne Kostbarkeiten, die er daselbst versteckt
Empfang. Voll Freude über diesen Gew

ten sie eben die Kirche verlassen, als beim Heraus-gehen eine andere stärkere Parthey erschien, das Käst-chen mit Gewalt verlangte, die Widerstrebenden nie-derhieb, dem Prediger aber doch an jener statt die zugesagte Parole hielt. Nur hie und da fand sich ein edeldenkender, selbst unter gemeinen Soldaten, der die mühsam Geretteten ohne Foderung und Ver-geltung entließ, sie zum Theil selbst unterstützte, und so die Ehre der Menschheit rettete.

6.

Gänzliche Zerstörung Magdeburgs durchs Feuer. Namenloses Elend der Einwohner.

Es konnte wohl die Absicht der Eroberer Mag-deburgs nicht seyn, eine der schönsten Städte Deutsch-lands, die sieben Jahrhunderte in wachsendem Glanze gesehen hatte, die ihnen für die Fortsetzung des Kriegs so wichtige Dienste versprach, und von deren Reichthum sie sich die übertriebensten Vorstellungen machten, in einen Schutthaufen zu verwandeln. Zwar hatte Pappenheim gleich anfangs, um die Ver-wirrung zu vermehren, und den Widerstand der Bür-ger zu brechen, einige Häuser in Brand stecken las-sen, aber sey es, daß sein Befehl mißverstanden wor-den, oder daß betrunkene Soldaten hie und da Feuer anlegten: genug, wenige Stunden nach der Erstür-mung, stund die Stadt auf mehreren Seiten im Brand, und als ob sich alle Elemente gegen dieselbe verschworen hätten, erhob sich ein Sturmwind, der die Flammen mit reissender Schnelligkeit durch alle Strassen verbreitete.

Fürchterlich war das Gedränge durch Qualm und Leichen, durch gezückte Schwerdter, durch stür-

zende

zende Trümmer, durch das strömende Blut. Vergebens suchten jetzt die Eroberer selbst der Wuth des Feuers Einhalt zu thun, ergrimmt darüber, daß ihnen die erwartete reiche Beute entgehen sollte. Mit verdoppeltem Grimm stürzten sie in die schon brennenden Häuser; manche wurden von dem Sturz derselben bedeckt, oder kamen auf den brennenden Strassen um; andere mußten mit Gewalt von ihrem Verderben zurück getrieben werden. Einige, die sich verspätet hatten, fanden erst nach langem mühsamem Irren durch die versperrten Straßen der Stadt noch Rettung. Bei weitem die größere Hälfte der Einwohner war noch auf Böden, in Kellern und andern abgelegenen Oertern versteckt, als das Feuer zu wüthen begann. Jetzt mußte ein schneller Entschluß gefaßt werden. Die Furcht vor dem gewissern Tode trieb eine Menge der Versteckten hervor, und sie versuchten es, für ein Lösegeld von den Feinden ihr Leben zu erhalten. Tillys Truppen, vornemlich die Deutschen unter ihnen, bezeugten hiebei im Allgemeinen Menschlichkeit; die Pappenheimischen hingegen erschienen auch hier als rohe Barbaren. Man sah jetzt herzzereissende Scenen der Trennung. Alte, schwache und hülflose Personen, kranke Gattinnen und verwundete Väter konnten oder wollten ihre Wohnungen nicht verlassen, und sich in das Gedränge der Feinde begeben; sie blieben zum gewissen Untergange zurück. Ihre Kinder, Gatten und Angehörigen wurden durch den Drang der Umstände und den gewaltigen Trieb der Selbsterhaltung von ihnen gerissen; ihr Abschied war kurz, und eilfertig die Trennung, um sich nie wieder zu sehen. Die Unglücklichen, welche den Flammen und dem Schwerdte entgiengen, trieb man, wie das Vieh, in Menge und zum Theil gebunden dem Lager zu,

wo

wo sie von den übermüthigen Soldaten mit Hohngelächter, Scheltworten und Mißhandlungen empfangen wurden, und nur zufrieden seyn mußten, nicht noch ärger behandelt zu werden, denn einige, schon begnadigte Bürger wurden noch auf freyem Felde niedergemacht. Personen, welche sich nur mit Achtung zu sehen gewohnt waren, erblickten hier ihre Freunde und Bekannten von beiden Geschlechtern in tiefster Erniedrigung an Stricken ins Lager geführt; die Theilnahme an fremdem Schicksal schwand unter dem Gewicht des eigenen Elends. Das ganze Lager ertönte von dem Frohlocken und Jubelgeschrey der rohen Sieger und dem erbärmlichen Wehklagen der Gefangenen. Die Sorge, das mit Gewalt gefoderte Lösegeld herbeizuschaffen, erhöhte die Noth der Unglücklichen. Wer es nicht aufzutreiben wußte, wurde an benachbarten Orten um ein geringes Geld verkauft, oder niedergehauen, wenn der gebotene Preis zu gering war. Viele Wagen voll großer und kleiner elternloser Kinder wurden zu Halberstadt auf öffentlichem Markte feil geboten, von Juden und Christen aufgekauft und erzogen. Eine Menge Knaben, von den Kaiserlichen in die Klöster vertheilt, vermehrten bei heranwachsendem Alter die Zahl der Katholiken und Mönche.

Das Feuer, vom Sturme angefacht, hatte mit solcher Heftigkeit gewüthet, daß von zehen Uhr Vormittags bis zehen Uhr Nachts, also in Zeit von zwölf Stunden, die ganze große und schöne Stadt, mit sechs ansehnlichen Kirchen, nebst allen Stiftern und Klöstern, völlig abbrannte, und daß nicht mehr als hundert und neun und dreissig Häuser, oder eigentlich Hütten, die meistens am Ufer lagen, oder die beiden geretteten Kirchen umgaben, stehen blieben.

Am folgenden Morgen eilten die Soldaten aus dem Lager auf die rauchenden Trümmer der Stadt zurück, durchsuchten Gewölbe und Keller, um ihre Plünderungsbegierde zu befriedigen, und selbst der erstickende Dampf, der manchem das Leben kostete, konnte sie nicht davon zurückhalten. Da die Bürger ihre besten Sachen und ihren vornehmsten Hausrath in die Keller geschafft hatten, so fiel die Beute sehr reichlich aus. Am meisten schwelgten die Plünderer in den reichen Vorräthen von Wein, Bier und Eßwaaren, die aufgefunden wurden. Was ihrer Unmäßigkeit zu viel war, wurde verdorben; die Böden der Fässer wurden eingeschlagen und die Getränke in die Keller ausgeschüttet, so, daß die todten Körper darinn schwammen, und sie selbst bis ans Knie darinn wateten. In ihrer viehischen Trunkenheit trieben viele dieser Unmenschen noch mit den todten weiblichen Körpern Schande, und wurden darinn von einigen ihrer Offiziere bestärkt. Andere schleppten die Leichname, die in großer Zahl auf den Strassen und in den Kellern lagen, in Haufen zusammen, setzten sich oben darauf und jauchzten, tranken einander Gesundheiten zu, und nannten dieß die magdeburgische Hochzeit.

Nachdem die Hauptstrassen von Schutt und Leichen gereiniget waren, kam Tilly am zwölften May selbst in die beispiellos verheerte Stadt. Schauderhaft gräßlich, empörend war die Scene, welche sich jetzt der Menschlichkeit darstellte. Lebende, die unter den Leichen hervorkrochen, herum irrende Kinder, die mit herzzerschneidendem Geschrei ihre Eltern suchten, Säuglinge, die an den todten Brüsten ihrer Mütter saugten. Die Menschheit erlag unter dem Anblick des unbeschreiblichen Jammers vor Tilly's Augen; selbst dem rauhen Feldherrn brach das Herz

und

und Thränen traten ihm in die Augen. Er befahl, die hilflosen Kinder ins Lager zu bringen, und mit Speise zu versorgen. Jetzt ward auch die Domkirche geöffnet; in dieser fand man gegen tausend Unglückliche, die von Angst, Hunger und Durst so abgemattet waren, daß sie mehr Leichen als Lebendigen glichen. Drei Tage und zwey Nächte hatten sie hier ohne Essen und Trinken, in beständiger Erwartung des Todes geschmachtet. Tilly schenkte ihnen nicht nur das Leben, sondern ließ auch Brod unter sie austheilen, und sah vor der Kirchthüre, zu Pferde sitzend, dem betrübten Schauspiele zu. Diejenigen, welche noch gesund waren, vornemlich geflüchtete Landleute, mußten die Kirche auf der Stelle reinigen. Mit einigen Predigern, die sich gleichfalls gerettet hatten, unterhielt sich der Sieger sehr gnädig. Jetzt schien sein Zorn besänftigt zu seyn; auch war ja sein Hauptzweck erreicht. Allein erst am vierzehnten May ließ er das Morden und Plündern ernstlich verbieten, und allen, die sich noch versteckt hielten, durch öffentlichen Trommelschlag, Sicherheit des Lebens und des Eigenthums verkündigen. Wie durch ein Wunder standen jetzt unter den allenthalben liegenden Haufen von Todten eine Menge Lebender auf, die sich zu ihrer Rettung unter die Leichname gemischt hatten. Außer der Domkirche hatten auch noch das Kloster unser lieben Frauen und die Gärten der Stadt manchem eine Zuflucht während der Zeit des Mordens gewährt. Alle Soldaten mußten jetzt die Ruinen räumen, und keiner durfte sich mehr in den Kellern finden lassen. Die Einwohner, die jetzt in der Stadt sich einfanden, waren frei, nur die im Lager befindlichen mußten sich durch ein Lösegeld die Freiheit erkaufen. Aber eine plötzliche Feuersbrunst, welche an eben diesem vierzehenten May in der Nacht

das

das Tillysche Lager verherrte, verschaffte den meisten Gelegenheit zur Flucht, und entrieß zugleich den Plünderern den größten Theil ihrer zu Magdeburg geraubten Beute.

Die eigentliche Anzahl der Umgekommenen läßt sich nicht genau bestimmen, weil nicht allein das Schwerdt, sondern auch das Feuer viele getödtet hatte. Als man Keller und Gewölbe öffnete, fand man hie und da Männer, Weiber und Kinder, die sich vor der Grausamkeit der Soldaten verkrochen hatten, in kleinen Haufen von zehen, zwanzig, bis vierzig und mehr Menschen von Rauch und Hitze erstickt. Viele Keller wurden mit den darinn Umgekommenen gänzlich verschüttet, und man fand bei ihrer zufälligen Eröffnung, zum Theil nach hundert und mehr Jahren, noch die Ueberreste davon. Fünf Tage lang wurden die Leichname auf Wagen der Elbe zugeführt; viele wurden von Thürmen und Kirchengewölben herabgestürzt, und sodann mit Heugabeln aufgeladen. Aufwirbelnd empfiengen die Fluten die beispiellose Menge von Opfern, deren sechstausend vierhundert und vierzig gezählt wurden, bis die wachsende Anzahl endlich an der Neustadt einen Damm bildete, und den in seinem Laufe gehinderten Strom zum Uebertreten brachte. Grausenvoll war der Anblick so vieler herumschwimmenden Leichname, von denen Köpfe, Arme und andere Theile des Körpers über das Wasser empor ragten, und die durch so viele Blutscenen umwölkte Phantasie der Ueberlebenden glaubte sogar die Todten noch singen, beten und Rache von Gott fodern zu hören.

Es fanden sich nach der Zerstörung der Stadt nur noch etwa vierhundert lebende Bürger, und die Summe aller Einwohner, die dem Verderben entgiengen, belief sich auf wenige tausend; die Zahl

aller

aller Getödteten kann mit vieler Wahrscheinlichkeit auf dreissig tausend geschätzt werden. Mit dieser furchtbaren Zahl stund der Verlust der Kaiserlichen in keinem Verhältniß; er betrug kaum fünfhundert Mann.

Zum Beschluß aller verübten Greuel und Unmenschlichkeiten ordnete Tilly auf den fünfzehnten May ein feierliches Dank- und Siegesfest an. In der Domkirche ward von allen hohen Befehlshabern der Armee das Tedeum abgesungen, eine große Procession gehalten, und die Kirche förmlich zum katholischen Gottesdienst wiederum eingeweiht. Eine auffallende Menge von katholischen Geistlichen und Mönchen, beinahe aus allen Gegenden der katholischen Erde, die sich unter den Fahnen Tilly's besser, als unter jedem andern Feldherrn befanden, wohnte dieser Feierlichkeit auf den Ruinen einer blutgedüngten Stadt mit scheinbar großer Andacht bei. Des Mittags verkündigte eine dreimalige Salve aller kaiserlichen und magdeburgischen Kanonen ohne Unterschied, die Festlichkeit des Tages. Der Sieger ritt mit seinem Gefolge durch die Hauptstraßen, und weidete sich an den furchtbaren Denkmälern seiner Macht. Nicht ohne Selbstzufriedenheit schrieb er darauf in dem nach Wien zu sendenden Berichte: „daß seit Troja's und Jerusalems Zerstörung keine größere Victorie erfahren und erhört worden sey." Aber ganz Deutschland betrachtete diese Victorie mit Abscheu und Entsetzen, und selbst billig denkende Katholiken theilten diese Empfindungen. In den Protestanten regte sich nicht nur das innigste Mitleid mit den unglücklichen Magdeburgern, sondern sie fühlten sich nun auch desto stärker erweckt, sich denen zu widersetzen, die ihre Glaubensbrüder so grausam mißhandelten, und Gustav Adolph betheuerte im zornigen

Tone

Tone, er wolle sich des unmenschliche
wegen an dem alten Korporal, wie er T
pflegte, rächen, und wenn es ihm a
kosten sollte.

II. Gustav Adolph in Deut
Seine Heldenthaten und sein

In den Jahren 1629 bis 163

I.

Blicke auf den Charakter des Kö
sein grosses Verdienst.

Kein ausserdeutscher Fürst hat so verdie
unser Vaterland gewirkt, als der
König Gustav Adolph von Schweden.
einen entscheidenden Einfluß auf den Gan
gebenheiten des dreissigjährigen Kriegs;
stanten erkennen in ihm den Retter der
freiheit, und ganz Deutschland verehrt ih

Kämpfer für die edelsten Güter. Ihm gelang es zuerst, dem entlegenen starren Schweden in Europa's politischer Waagschaale ein bedeutendes Gewicht zu verschaffen, weniger unterstützt durch die natürlichen Kräfte seines Königreichs, als durch seinen mächtigen Willen, durch seinen energievollen Geist. Kurz, in jeder Beziehung steht Gustav Adolph an der Spitze der großen Männer, die sein Jahrhundert hervorbrachte.

Die Natur hatte ihm eine ausgezeichnet lange und angenehm gebaute Gestalt verliehen. Sein Gliederbau war so stark, daß ihn, vollkommen gerüstet, ein schwedisches Pferd kaum zu tragen vermochte. Alle Theile seines Leibes standen zu einander in schönem Verhältniß; Muth und Hoheit funkelte das große, feurige Auge; der Ernst seines Gesichts war mit einer wunderbaren Mischung von Milde gepaart: seine Sehkraft trug nicht weit; die Nase war gebogen; seine Haut weiß, das Haar blond oder vielmehr goldgelb, so daß er bei Vielen der Goldkönig hieß. Eine mäßige und strenge Erziehung hatte ihm die angebohrne Kraft des Körpers erhalten. Frühzeitig verrieth er so viel Anlage zu herrlichen Eigenschaften, daß sie seinen Vater außerordentlich aufmuntern mußte, ihm die für seine Zeiten und Umstände beste Ausbildung zu geben. Das Latein redete er eben so rein und zierlich, als seine Muttersprache; auch in der französischen, deutschen und italiänischen Sprache war er sehr bewandert; mit den mathematischen Wissenschaften, besonders mit der Tactik, beschäftigte er sich von Jugend auf. In jeder Handlung zeigte er Verstand, in jeder Unterhaltung Leutseeligkeit, in seinen Unternehmungen Herzhaftigkeit, in Geschäften Beständigkeit, in schwierigen Sachen Weisheit, in Gefechten Muth, in Ge-

fahren Unerschrockenheit, und die grö
keit bei Gelegenheiten, wo sie erforder
Beredsamkeit kam ihm niemand glei
herzgewinnenden Innigkeit, mit der gr
tigkeit und Klarheit und einer unwider
entwickelte er vor den Ständen des V
ßen Entwürfe; selbst die Brust des
Handwerkers ward durch den Blitz se
Enthusiasmus entflammt.

Gustav Adolph wollte nicht über w
ven tyrannisch gebieten, sondern auf
durch Ueberredung und Ueberzeugung
verlangte nicht, wie ein Sultan, kn
horsam, sondern die Liebe und Ergeben
überlegenen Verstande und einer wohln
sinnung gebührt. Nichts fieng er an,
her reiflich überlegt zu haben; er berechn
lichkeit und wog jeden Vortheil nach de
die mit seiner Erlangung verbunden war
tete ihn Ruhmsucht oder ein anderer
sich unbesonnen in Unternehmungen zu st
guten Ausgang er nicht mit überwiegender
lichkeit voraus sah; nichts vertraute er den
Ungefehr. Aus der Ueberzeugung von der
keit alles Menschlichen stammte die reine
Religiosität, die ihn zu dem Ewigen emp
Kraft bewährte sich ihm in den entscheid
genblicken des Lebens. Er war vielleicht
ste Mensch unter seinem frommen Heere.
furcht leitete alle seine Handlungen und D
Was ihn selbst veredelter und idealisirter
suchte er auf eine angemessene Art auch
gern mitzutheilen; durch Gesänge, die de
Brust entquollen, ermunterte er sie und si
erkannte aber Gustav wohl, daß der Me

versäumen muß von dem, was ihm obliegt, denn wer sich selbst aufgiebt, dem helfen die Götter nicht. Mit großem Scharfblick wußte er die Männer zu wählen, die ihn umgaben, und jeden an seinen rechten Platz zu stellen; in sich setzte er ein bescheidenes Mißtrauen. Treffliche Geister suchte er sich gerne zu verbinden, aber dennoch blieb er immer Herrscher, und seine Ueberlegenheit über alle seine Freunde und Rathgeber leuchtet aus allen seinen Briefen, Reden und Handlungen hervor; in seiner Brust strahlte der Angelstern, dem er mit Sicherheit folgte, und wornach er seine Getreuen führte. Er besaß endlich Geschicklichkeit zu allen Dingen; selbst kleine und unbedeutende Angelegenheiten besorgte er so pünktlich und ordentlich als die größten — kurz, er war ein Fürst, der alles wußte und auf alles sich verstand.

Als Krieger steht Gustav Adolph unter den Neuern allein; nur Alexander und Cäsar sind ihm vielleicht gleich. Der kriegerische Genius der Schweden ward durch ihn neu entflammt. Bis zum Jahr ein tausend sechshundert und fünf und zwanzig gab es in Schweden keine regulairen Truppen, einige Kompagnien fremder Soldaten ausgenommen. Der Rest bestand aus eilig zusammengerafften, schlecht bewaffneten und elend gekleideten Bauren. Es fehlte diesen Leuten weder an Muth noch Stärke, aber sie waren im Kriege durchaus ungeübt. Gustav Adolph entwarf in Verbindung mit dem Senat den Plan, ein stehendes Heer auf die Beine zu bringen, das wohl bewafnet, gut exercirt und zweckmäßig gekleidet wäre, und es wurde beschlossen, daß in dieser Hinsicht alle Bewohner des platten Landes, welche Grundstücke besäßen, vier und zwanzig tausend Mann stellen sollten, welche von den Ständen beständig unterhalten würden, die zugleich gehalten seyn sollten,

 von

von neuem vier und zwanzig tausend M
len, sobald jene die Grenzen des Kön
schritten hätten, damit sich immer die n
penzahl im Innern befände, und au
Wink jeden bedrohten Punkt schleunig de
theidigen könnte; daß diese Truppen,
Marsche begriffen oder in Aktivität wä
öffentlichen Schatze, aus den ständigen
der Krone und aus dem Fond der n
Auflage erhalten werden sollten. Di
setzte der König in einer Rede, welche
Landesstände hielt, ausführlich auseinan

Jedem andern Könige, außer Gus
würde es mißlungen seyn, die Schwed
ihre Freiheit außerordentlich eifersüchtig n
zu vermögen, es zuzugeben, daß beständig
ihres Vaterlandes vier und zwanzig tau
bereit waren, welche die Unternehmungen
gegen die Rechte und Privilegien der Na
blicklich aufs kräftigste unterstützen könnte
die herrschende Meinung von der Seelen
stav Adolphs war so groß, daß niemand
Plan auch nur im mindesten widersetzte.
mal die Folgen näher zu prüfen, erklärten
stände, mit kindlichem Vertrauen in die rei
ten ihres Beherrschers, daß er in diese
immerhin alles verordnen möge, was er für
fahrt des Staats als zuträglich erachte.

Anfänglich wurde das Projekt nur
ausgeführt, sey es, daß es an Menschen f
daß Gustav mit Behutsamkeit eine Einri
ginnen wollte, deren Neuheit das am Alte
Volk leicht zum Mißfallen und Murren re
te. Unter seinen Nachfolgern aber wurde
Spitze der Vollendung sehr nahe gebracht,

war um so leichter, da Gustav Adolph's und seiner Generale Siege neue Quellen von Hülfsmitteln eröffnet hatten. Auf diese Art erhielt Schweden eine ansehnliche Zahl von Truppen, die der Krone in Friedenszeiten keinen Heller kosteten, indem sich in jeder Provinz eine gewisse Anzahl von Ländereyen und Wohnungen befand, um die Soldaten zu ernähren und zu herbergen.

Ganz Europa ward die Nachahmerinn des schwedischen Königs. Er veranlaßte, daß man die schweren unbehülflichen Cüraſſe, die Arm- und Beinschienen und Sturmhauben ablegte, welche dem Reuter gleichsam Fesseln anlegten, und ihm nur die Bewegung der Hand übrig ließen. Er verminderte die übergroßen Schwadronen, welche der Schnelligkeit der Bewegungen hinderlich sind, und reducirte sie auf hundert und fünfzig Pferde. Er theilte die Regimenter in Bataillons und wollte, daß statt den vorigen großen Infanteriemassen das Bataillon ungefehr nur aus sieben bis achthundert Mann bestände. Er erweckte die Taktik der Griechen und Römer, die man lange Zeit vergessen hatte, und vervollkommnete sie. Er stellte seine Bataillons mit hinlänglichen Zwischenräumen, um den Evolutionen ein freieres Spiel zu verschaffen. Statt einer einzigen Linie, die Kavallerie in Centrum und die Infanterie auf den Flügeln, wie dieß bisher allgemeiner Gebrauch war, bildete er seine Schlachtordnung aus zwey Linien, die Infanterie im Mittelpunkt, die Kavallerie auf beiden Flügeln mit einem auserwählten Reservekorps. Wenn die erste Linie wich, zeigte sich die zweite und erleichterte das Sammeln der ersten. Das Reservekorps war beständig bereit, die eine oder die andere zu unterstützen. Er schaffte die Karabiniers, die Musketiere zu Pferde ab, deren Scharmu-

zirart, indem sie, sobald sie einen S
ihre Rosse umdrehten, ehe sich noch di
einen Streit eingelassen hatten, und sich
le zurückzogen, das Ansehen einer Fluc
Soldaten überraschte, und oft das gan
Bestürzung erfüllte. Er verbannte au
brauch der sogenannten verlornen Kinder.
ren Freiwillige, welche man aus dem Fu
und welche drei oder vierhundert Schr
Front der Armee postirt waren, um den
Augenblick aufzuhalten. Sie gaben ei
dung und zogen sich dann in größter
Flügel oder hinter die Linie zurück. Er
daß die beiden Linien immer wenigstens
Schritte von einander entfernt seyn sollten,
die Schüsse, welche die erste errichten, nich
treffen könnten, theils damit jene, wenn si
wäre, Raum genug hätte, sich wieder i
zu stellen und damit sie nicht auf di
der folgenden stieße, die gerade im Anrü
fen wäre, um die Schlacht zu erneuren.
daß die Schwadronen achtzehen oder zwan
te von einander entfernt ständen, um i
Noth die Infanteriepelotons dazwischen
was er sehr oft mit großem Erfolg that.
nem Wort, Gustav Adolph erschuf gewisser
neue Kriegskunst, die seit Epaminondas u
Zeitalter unbekannt gewesen war.

Nichts gereicht ihm aber mehr zun
als die Disciplin, die er unter seinen Tr
führte, indem er den Diebstahl, die Mordb
und andere Unordnungen, die zu seiner Zei
zu gewöhnlich waren, mit unerbittlicher S
strafte. Auch führte er die strengste Sub
ein, ohne welche die Triebräder einer so

bendigen Maschine, wie eine Armee ist, bald ins Stocken gerathen müssen. Unter Androhung der härtesten Strafen verbot er Schimpfreden, das Spiel, die Lüderlichkeit. Da er selbst sehr religiös war, so befahl er, daß die Gottesverehrung bei den Heeren eben so regelmäßig gehalten würde, als in den Städten, daß alle Offiziere dabei zugegen seyn und die dienstfreien Soldaten hinführen sollten. Auch glichen seine Lager mehr wohlpolicirten Städten, in welchen Ordnungsliebe und Frömmigkeit herrschend sind, als einem Tummelplatz zügelloser Wüstlinge, die keinen andern Beruf zu haben scheinen, als der Wollust zu fröhnen. Er konnte alle Officiere bei ihren Namen nennen, und beförderte sie, je nachdem sie sich mehr oder minder durch ein edles Betragen, durch Tapferkeit, Fleiß, Pünktlichkeit und Wachsamkeit auszeichneten. Er errichtete einen Kriegsrath, um alle Streitigkeiten zwischen den Offizieren in letzter Instanz zu entscheiden, und vernichtete die barbarische Gewohnheit, seine Zwiste durch Zweikämpfe zu schlichten.

Zum Herrscher gebohren, wußte Gustav Adolph nichts von Furcht; bei aller Vorsicht sah man ihn nie ängstlich. In der Schlacht war er immer da, wo die Gefahr am größten war, denn, sagte er, wenn der Feldherr nicht Muth zeige, so hätten auch die Soldaten keinen. Er fand sich beleidiget, wenn man ihn ermahnte, für sein Leben zu sorgen, indem es sich, wie er sagte, für einen streitbaren Fürsten nicht zieme, an den Tod zu denken; der Gedanke, sein Leben in Acht zu nehmen, könne nur von der Furcht erzeugt werden; glücklich wären diejenigen, die in ihrem Berufe das Leben endigten. Der Tod gehe auf Ebentheuer aus, und trete zuerst bei denen in Sold, welche ihn am meisten fürchteten. Als ein

Wund-

Wundarzt, der ihm eine Wunde am
verbinden mußte, sich's bei dieser Gel
ausnahm, ihn wegen der zu geringen
sein Leben zu tadeln, sagte ihm Gustav
diese Worte: Ne sutor ultra crepidam
ster bleib beim Leisten).

Gustav liebte den Krieg, weil er
ersten eine rastlose Thätigkeit beschäfti
Alle Uebungen, die ihn zu Feldzügen stähl
bereiten konnten, gehörten zu seinen Liebl
gungen; er war ein trefflicher Fechter u
und wenn ihn etwa ein Fieber befiel, w
Doppelfechten die beste Heilung. In all
leuchtete er seinen Soldaten voran; er
Kleidung ab, ergrief den Spaten und arb
dem geringsten Soldaten an den Werken,
nothwendig war; ihre Bedürfnisse waren
Sorge. Nie ist wohl einem Feldherrn m
Liebe und mehr Ergebenheit gedient word
jeden stellte er zufrieden durch Lobsprüche,
Aussichten, Hoffnungen und Freundlichkeit.
Handlungen und geleistete Dienste blieben u
lich in seinem Gedächtnisse. Im Umgan
aufgeweckt und scherzhaft, ohne Prunk,
sich herablassend und oft zuvorkommend.
Zimmer hatte jeder Zutritt, und zu seiner
jeder Officier, sowohl der Edelmann als de
ringerem Stande, eingeladen. Die Tafel,
vertrete die Stelle der Tortur in Ansehung
heimnisse und diene zum Netz für Freunds
Wohlwollen. Ceremoniel und Compliment
tete er über alle Maaßen, und wenn einer,
seiner Denkungsart nicht bekannt war, ih
überhäufte, pflegte er zu sagen, man möch
Betragen für die Damen der Königinn a

ren; sein Geschäfte im Felde sey, schlagen und nicht tanzen zu lehren.

Alle diese Eigenschaften des Herrschers und des Helden verschönerte die Menschlichkeit, der Gustav Adolph in keiner Noth, nicht auf dem Gipfel des Glückes entsagte. Gegen seine Mutter bewies er in allen Verhältnissen eine kindliche Ergebenheit und Nachsicht, nie war ihre Verwendung umsonst, und ihrer Laune opferte er sogar seine Ueberzeugung, wenn es sich mit dem Gemeinwohl vertrug. Sein Betragen in dieser Hinsicht verdient desto größere Hochachtung, je stolzer und herrschsüchtiger der Charakter der Königinn war, und je offenbarer sie sein Ansehen aus Vorliebe für ihren jüngeren Sohn zu schmälern suchte. Zwischen ihm und seiner Gemahlinn herrschte die innigste Vertraulichkeit; mit der reinsten Zärtlichkeit liebte er seine Tochter. Er war ein treuer und zärtlicher Freund, und daher waren ihm so viele Herzen persönlich ergeben. Seine freie Seele kannte keinen Argwohn, kein Mißtrauen; unaufhörlich war er von Verrath umlagert, von allen Seiten ward er gewarnt. Seine Widersacher, zu schwach sich ihm offen entgegen zu stellen, suchten sich seiner durch List und heimliche Tücke zu entledigen, und die Nachstellungen seiner heimlichsten Feinde stürzten ihn in die augenscheinlichste Gefahr: aber alle diese Erfahrungen vermochten nicht, seinen Glauben an die Menschheit zu zerstören. Die Einwohner in den feindlichen Ländern suchte er möglichst zu schonen: „ich führe keinen Krieg gegen die Bauren, sagte er; es ist mir lieber, sie im Wohlstande zu sehen, als sie ins Verderben zu stürzen.“ Als ihm nach der Eroberung einer katholischen Stadt mehrere Officiere riethen, die Bürger strenge zu behandeln, und ihnen neue Gesetze zu geben, antwortete er: „die Stadt

gehört nun mein, und nicht mehr dem T
bin gekommen, der Freiheit die Fesseln
nicht sie in neue zu schmieden. Laßt si
sie bisher gelebt haben; ich gebe denen
Gesetze, die so zu leben wissen, wie si
Religion zu leben gelehrt worden; neue
gen ohnehin zu drücken." So sprach Gu
und so handelte er auch. Er beobachtete
terschied bei der Behandlung der Prote
Katholiken. Sein Grundsatz war, da
Rechtglaubiger sey, der sich den Gesetzen
halte; die Menschen vor der Hölle zu be
kein Beruf der Fürsten, sondern der Pre
auf solche Art die Katholiken nichts, als
gen Herrn verloren, und die Protestant
wissensfreiheit wieder erhielten, so war
schaft bei Allen beliebt.

Die Schwachheiten der menschlichen
ten fast keine Gewalt über diesen Köni
Neigung zu den Frauen verleitete ihn ni
gessen seiner Pflicht; vertrautern Umgan
er sich nur vor seiner Vermählung, obgle
der Folge reitzende und schöne weibliche G
immer anzogen, und selbst in dem ewige
worunter sein Leben verfloß, verlor er de
weibliche Schönheit nicht. Zum Jähzo
geneigt, aber durch Vernunft war er zie
alle leidenschaftliche Ausbrüche Meister; d
ihn gereitzte Empfindlichkeit zuweilen zu we
diese kleinen Flecken verschwinden bei d
Glanze, worinn Gustav Adolphs Leben
großer Charakter erscheint. Johannes vo
sagt: „Der eigenthümliche, allgemein
Ruhm Gustavs, durch das Verdienst sein
über Alexandern, über Cäsar erhaben, wer

len Geschichtschreibern als ein Heiligthum aufbewahrt, auf daß edelmüthige junge Fürsten erkennen, die Arbeit für gemeines Wohl habe ihren Lohn. Dem ganzen menschlichen Geschlechte machen sie sich dadurch lieb. Wo ist ein gesitteter Mensch, der nicht sich selbst größer fühlte, wenn er Gustav mit Geist und Seelenstärke der furchtbar überwiegenden Macht obsiegen sieht? "

2.

Gustav Adolphs Theilnahme am dreissigjährigen Kriege. Er vertreibt die Kaiserlichen aus Pommern.

Kaum hatte Gustav Adolph im Jahr ein tausend sechshundert und eilf Besitz vom Throne genommen, als er sich, obgleich erst achtzehn Jahre alt, durch seine Feldzüge gegen die Dänen, diese alten Feinde seines Thrones, hervorthat. Da er nachmals den Frieden nöthig fand, benutzte er denselben, die Staatsangelegenheiten zu studieren, und durch eine weise und thätige Regierung, unterstützt von heilsamen Gesetzen, stellte er eine Menge von öffentlichen Mißbräuchen ab, und verschaffte dem Staate Ordnung, Wohlfahrt und Gewicht. In einem Kriege gegen Rußland eroberte er beinahe ganz Finnland, und versicherte sich den Besitz seiner Eroberungen durch einen Frieden im Jahr ein tausend sechshundert und siebenzehen. Da sein Vetter, der König Siegmund von Polen, ihn als einen Länderräuber behandelte, und ihm den Frieden abschlug, als Gustav ihm denselben anbot, so eroberte er einen großen Theil von Liefland, Preußen und Litthauen.

Schon im Jahr ein tausend sechshundert und vierzehen, als die protestantischen Stände Deutschlands

lands sich zu gemeinsamer Vertheidigung ihrer Religion vereinigten, machten sie dem Könige Gustav Adolph den Antrag, ihrem Bunde beizutreten. Seine andern Sorgen hinderten ihn damals an einer wirklichen Theilnahme. Vier Jahre darauf brach der dreissigjährige Krieg aus, die deutschen Fürsten unterlagen der Gewalt Oesterreichs, und der Protestantismus lief Gefahr ausgerottet zu werden. In der That wäre auch alles verloren gewesen, wenn nicht Gustav Adolph als Verfechter und Retter der Gewissensfreiheit aufgestanden wäre. Zu einer Zeit, da alles in einem hoffnungslosen Zustande darnieder lag und Oesterreichs Präpotenz unerschütterlich schien, beschloß er, sich der Unterdrückten anzunehmen, und die tyrannische Gewalt zu brechen.

Es fehlte dem Könige nicht an Gründen, gegen den Kaiser Ferdinand Krieg anzufangen. Der Kaiser hatte Gustavs Feinde, dem Könige von Polen beigestanden, er war dem schwedischen Gesandten mit Geringschätzung begegnet, und hatte einen Plan gemacht, seine Herrschaft über das baltische Meer hin auszudehnen. Wenn Gustav müßig zugesehen hätte, bis die deutschen Fürsten gänzlich unterdrückt worden wären, so würde die Unabhängigkeit der gothischen Monarchie sowohl, als der übrigen nördlichen Königreiche in Gefahr gewesen seyn. Der Hauptbeweggrund für Gustav aber war, seine Liebe zur protestantischen Religion, das Vertrauen auf Gott und die gute Sache. Er verkannte die Hindernisse und Gefahren nicht, die sich seinem Unternehmen entgegen stellten. Furchtbar war der Name des Kaisers, unerschöpflich seine Hülfsquellen, unüberwindlich bisher seine Macht; jeden andern würde ein so gefahrvoller Kampf zurückgeschreckt haben, aber Gustavs Blick umfaßte das Ganze und er blieb ohne Furcht.

Nicht

Nicht beträchtlich, aber wohl disciplinirt war seine Kriegsmacht, durch ein strenges Klima und anhaltende Feldzüge abgehärtet, in dem polnischen Kriege zum Siege gebildet. Schweden, obgleich arm an Geld und an Menschen, und durch einen achtjährigen Krieg über Vermögen angestrengt, war seinem Könige mit einem Enthusiasmus ergeben, der ihn die bereitwilligste Unterstützung von seinen Reichsständen hoffen ließ. In Deutschland war der Name des Kaisers wenigstens eben so sehr gehaßt als gefürchtet. Die Protestantischen Fürsten schienen nur die Ankunft eines Befreiers zu erwarten, um das unleidliche Joch der Tyranney abzuwerfen, und sich öffentlich für Schweden zu erklären. Selbst den katholischen Ständen konnte die Erscheinung eines Gegners nicht unwillkommen seyn, der die überwiegende Macht des Kaisers beschränkte. Der erste Sieg, auf Deutschlands Boden erfochten, mußte für seine Sache entscheidend seyn, die noch zweifelnden Fürsten zur Erklärung bringen, den Muth seiner Anhänger stärken, den Zulauf zu seinen Fahnen vermehren und zur Fortsetzung des Krieges reichliche Hülfsquellen eröffnen. Hatten gleich die mehresten deutschen Länder durch die bisherigen Bedrückungen unendlich gelitten, so waren doch die wohlhabenden hanseatischen Städte bis jetzt davon frei geblieben, die kein Bedenken tragen konnten, mit einem freiwilligen mäßigen Opfer einem allgemeinen Ruin vorzubeugen. Aus je mehreren Ländern man die Kaiserlichen verjagte, desto mehr mußten ihre Heere schmelzen, die nur allein von den Ländern lebten, in denen sie standen. Spanien konnte dem Kaiser wenig Unterstützung gewähren, dagegen machte Großbrittannien dem Könige von Schweden zu beträchtlichen Subsidien Hoffnung, und Frankreich kam ihm mit den vortheilhaftesten

haftesten Anerbietungen bei seiner Unter
gegen.

Alle diese Gründe entwickelte G
im Junius des Jahres ein tausend
und neun und zwanzig auf dem Reichst
holm vor den versammelten Ständen,
nen die Nothwendigkeit der Theilnahme
schen Kriege. Die Stände billigten s
sie wünschten zwar eine friedliche Beile
aber die Bedingungen des Königs von
fenheit, daß nicht davon abzugehen se
ihm zu ernstlichen Rüstungen, und ver
kräftigsten Beistand.

Als die Rüstungen vollendet waren
stav Adolph am neunzehnten May des
tausend sechs hundert und dreissig in voll
lung der Stände, in einer schönen Red
Der Vorhang, der die Zukunft verhüll
diesem feierlichen Augenblicke empor geh
die Gefahren, denen der König entgegen
gen seinem Geiste vorüber: ihm ahndete
Boden des Vaterlandes nicht wieder bet
Groß war der Eindruck, kein Herz blieb
allen Augen entströmten Thränen. Die S
ten ihm für den Muth und die Entschlo
mit er das Vaterland beschirmt hatte;
alle seine Maaßregeln und überließen ih
die Zukunft die uneingeschränkte Leitung
gelegenheit. Zwar riethen sie ihm, wenn
zu einem billigen Frieden geneigt sey, ih
men, hielten es aber für das Rathsamste
handlungen unter dem Helm zu pflegen;
stättigten sie noch einmal alle Verfügunge
Unterstützung. Die Kriegsmacht, die den
gleitete, bestand in sechzehen Geschwade

und zwei und neunzig Kompagnien Fußvolk, zusammen etwa in fünfzehn tausend Mann; auserlesene Truppen, abgehärtet, eben so fähig als bereit, allen Beschwerlichkeiten zu trotzen, an eine strenge Kriegszucht gewöhnt, voll Vertrauen zu dem Helden an ihrer Spitze, voll Lust zum Kriege, gleich begierig nach Ruhm und nach Beute.

Am vier und zwanzisten Junius, gerade am Jubelfeste der augsburgischen Konfession, landete Gustav Adolph auf der pommerschen Insel Usedom. Kaum ans Ufer gestiegen, knieete er im Angesichte seines ganzen Heeres nieder, dankte Gott in einem inbrünstigen Gebete für die glückliche Ueberfahrt, und bat ihn um seinen fernern Schutz. Seine gerührten Officiere beteten ihm im Stillen nach; als er aber ihre Augen voller Thränen sah, sprach er: „Weinet nicht, meine Freunde, sondern betet; jemehr Betens, jemehr Sieg. Fleißig gebetet ist halb gefochten.“ Von Usedom breiteten sich die Schweden sogleich auf Rügen und Wollin aus, und da Pommern von Kaiserlichen besetzt war, so hielt es Gustav Adolph für rathsam, seine Landung durch eine Verschanzung zu sichern. Seine Krieger waren sehr gedultige und arbeitsame Leute; sie wußten sich in der Geschwindigkeit so gut zu verschanzen, daß man ihnen nicht ohne Gefahr beikommen konnte. Dabei begnügten sie sich mit Brod und Wasser. Die Bewohner des Landes wurden von diesen mäßigen und fleißigen Leuten gar nicht gedrückt; hatten sie Geld, so bezahlten sie; hatten sie keines, so begnügten sie sich mit dem was man ihnen gutwillig gab. Die Einwohner Pommerns liebten daher die Schweden eben so sehr, als sie die Kaiserlichen haßten, die das Land aussogen und plünderten.

In Kurzem rückte Gustav Adolph
die Hauptstadt und Residenz des Herzo
von Pommern. Der alte schwache Her
Könige ängstlich entgegen, und verrieth
lich seine Unruhe über einen so gefährli
Gustav versicherte ihm auf das liebrei
keine Absichten weder auf Pommern no
einen Theil des deutschen Reichs, ab
Sicherheit sey ihm der einstweilige Bes
mern durchaus nöthig, und vor allen
er sich Stettin zu einem Hauptwaffenp
er bitte daher, die Stadt sogleich zu üb
Herzog zauderte. Darauf wandte sich
die Deputirten des Magistrats. Er
strengste Ordnung und Mannszucht,
seine Rede mit den Worten: „Faßt eine
die Sache ist dringend. Die Sonne n
tergehen, und ich bin nicht gewohnt, i
auf den Wällen Schildwachen auszuste
und nöthiget mich nicht, zu wirksamern
ne Zuflucht zu nehmen, wenn meine
nicht überreden können.“ Der Herzog
ihm wenigstens die Neutralität zuzugest
er nicht noch in seinem Alter als ein G
dem Lande flüchten müsse; aber der Kön
ihn darüber, und so gab er endlich n
die Schweden in die Stadt rückten.
ward ein förmliches Bündniß zwischen
Bogislav geschlossen, worinn der erstere
auf alle Weiße gegen des Kaisers Angr
ßen versprach.

Gustav wandte sich mit einem Theil se
nach Mecklenburg, um Rostock zu überras
die Kaiserlichen hatten eine starke Besa
Stadt geworfen; er begnügte sich daher

oberung der Grenzpässe, die ihm den Eingang in die Provinz eröffneten, und kehrte nach Pommern zurück. Die Schweden setzten den Feldzug auch den Winter hindurch fort, und gönnten den Kaiserlichen keine Ruhe. Durch Mangel und Ausreissen, so wie durch Krankheiten, die ihnen die ungewohnte Kälte zuzog, wurde ihre Zahl immer unbeträchtlicher. Bald blieb von allen Städten in Pommern den Kaiserlichen weiter keine, als Greifswalde, Demmin und Colberg übrig. Fliehend, und mit großem Verlust an Artillerie und Gepäck mußten sie sich nach der Mark Brandenburg zurückziehen.

Schröcklich ließen die Fliehenden ihre Wuth gegen die Schweden an den unschuldigen Pommern aus. Kein Ort wurde verlassen, ohne vorher ausgeplündert, und an allen Ecken in Brand gesteckt zu seyn. Dieses traurige Loos traf unter andern die Stadt Passewalk an der Ucker. Schon ausgezehrt durch die lange Einquartierung, und so verödet von der grausamsten Hungersnoth, daß kaum noch der dritte Theil der Häuser bewohnt war, erhielt diese Stadt von einem durchziehenden kaiserlichen Obersten den Befehl, noch achtzehen tausend Thaler zu zahlen. Auf die Vorstellung der Unmöglichkeit folgte die Ordre zur Plünderung. Wie hungrige Wölfe stürzten sogleich die Soldaten in die Häuser; jede Frage wurde mit Säbelhieben begleitet, jeder Bissen Brods mit Blut bespritzt. Selbst die Armen im Hospitale wurden tyrannisch geprügelt. Männern und Weibern rissen sie die Kleider vom Leibe, wer im mindesten widerstand, ward niedergehauen. Die schönsten Mädchen wurden gebunden auf Wagen geworfen oder an die Sattelknöpfe der Reuter geschnürt, und zu fernerer Mißhandlung aufbewahrt. Ein Bürgermeister, einige Rathsherren und die vornehmsten

Bürger wurden krumm geschlossen nach
und hier mußten sie hungernd drei T
Nächte in regnichtem Winterwetter auf
unter freiem Himmel liegen, und außer
der Banden und des Hungers noch d
Soldaten ertragen, die rings um sie her
durft verrichteten. Beim Abzug aus P
lich zündeten die Barbaren zum Beschlu
ser an, spießten die mutterlos auf den
umirrenden Kinder auf ihre Piken, und
sie jubelnd in die Flammen.

Auf den Dörfern sah es nicht bess
berall Aschenhaufen und Blutströme; a
niedergerissen, das Getreide auf der
oder in den Flüssen schwimmend. Au
weit war kein Stück Vieh zu sehen. D
riggebliebenen, fast verhungerten Men
wurden von den Schweden liebreich erqui
von ihrem Brode mittheilten, und alle
von den Bürgern verlangten, baar beza
Mannszucht im schwedischen Heere war
daß die Einwohner nicht Soldaten, son
de zu bewirthen glaubten, und die Frön
Königs bestätigte den rührenden Aberglau
den Bedrängten auf göttlichen Befehl, n
reicher Engel gesendet sey.

3.

Die Schlacht bei Leipzig im Septe
Jahres 1631.

Nachdem Gustav Adolph die Kais
ganz Pommern entfernt hatte, gelang es
Mecklenburg größtentheils zu überwältige

den rechtmäßigen Herren zuzustellen. Die Herzoge dieses Landes, die so manchen vergeblichen Versuch gemacht hatten, ihr väterliches Erbe wieder zu bekommen, giengen nun öffentlich zur Partie des Königs von Schweden über, warben Truppen, und stießen zu seinem Heere.

Diesen günstigen Zeitpunkt faßte Frankreichs scharf sehender Minister, der Kardinal Richelieu auf, um sein Reich zu sichern, und schloß mit Schweden ein Bündniß. Ihm war es freilich um ganz andere Dinge, als um Rettung der protestantischen Freiheit zu thun, und es kostete große Mühe, das politische Interesse mit dem Vortheil, den jeder Theil für seine Religion beabsichtigte, auszugleichen. Gustav Adolph wollte sich nicht dem Könige von Frankreich, sondern der gemeinschaftlichen Sache verbinden, und kein Haarbreit seiner Würde und seines Ansehens aufopfern. Als der französische Gesandte die stolzen Worte dem Vertrage einverleiben wollte: Der König von Frankreich bewillige dem Könige von Schweden seinen Schutz, rief der schwedische Bevollmächtigte: „Mein König verlangt nur den Schutz des Himmels, nächst Gott wird er seinen Erfolg nur seinem Degen und seiner Tapferkeit verdanken.“ Der Kardinal wollte durch diesen Vertrag hauptsächlich verhindern, daß die kleinen Staaten, die an Frankreich grenzen, nicht einem Einzigen zu Theil würden. Damals war von Mailand aus rechts und links beinahe alles österrichisch, und die kaiserliche Macht hatte sich den französischen Grenzen sehr genähert. Die lombardischen Lande gehorchten dem Hause Oesterreich, Hochburgund und Flandern dem spanischen Scepter; Elsaß war österreichisch. Cöln, Mainz, Trier und Hessen-Darmstadt waren österreichisch gesinnt; die Pfalz war von spanischen Truppen besetzt.

 Es

Es war nöthige Klugheit, fernere Progr
men, daher verband sich Frankreich mit
Zwar rückte es noch nicht öffentlich in d
gen den Kaiser; aber ansenliche Hülfsge
Frankreich dem Könige von Schweden
setzten ihn in den Stand, den Krieg mit
samkeit fortzusetzen.

Gustav Adolph verfolgte, sogleich na
dieses Vertrages, seine Siege, und nah
Frankfurt an der Oder, und verschiedene a
tige Plätze ein. Die deutschen Fürsten,
Brandenburg und Sachsen, hofften fr
Gustav Adolphs Beistand den unerträgli
ckungen ein Ende zu machen, womit der
des Kaisers Ferdinand sie heimsuchte.
zösische Bündniß hob das Vertrauen
schen zu einer Unternehmung, vor der ih
delte; sie zauderten aber dennoch, sich m
nige einzulassen, weil sie fürchteten, der
Kaisers werde zuletzt auf sie allein fallen.
ser Unentschlossenheit ein Ende zu mach
Gustav Adolph den Churfürsten Georg W
Brandenburg auf, sich in drei Tagen ohn
zu erklären; und da er eine auf Schrau
te Antwort erhielt, gieng er gerade auf
Dieß entschlossene Benehmen that die
Wirkung; die Thore wurden geöffnet, u
Adolph ward als Freund empfangen. B
erschien der Landgraf von Hessen-Cassel
bei dem Könige, und schloß mit ihm,
Drohungen des Kaisers und seiner Feldh
Bündniß.

Was der Landgraf jetzt freiwillig th
der Churfürst Johann Georg von Sachsen
zwungen thun. Dieser hatte den Plan, u

Protestanten ein besonderes Bündniß zu Stande zubringen, von dem er selbst der Director seyn wollte. Zu diesem Zwecke versammelte er einen Konvent in Leipzig, dessen Beschlüsse aber der Kaiser auf der Stelle zu vernichten drohte.

Kaum hatte Tilly Magdeburg in einen Schutthaufen verwandelt, so gieng er als Feind nach Sachsen. Gewaltthätigkeiten aller Art bezeichneten seinen Marsch. Die sächsischen Dörfer wurden ausgeraubt, und auf die Klagen der geplünderten Einwohner erwiederte der Feldherr: „Meine Soldaten sind keine Vögel, sie können nicht von der Luft leben!“ Von Halle aus ward Merseburg besetzt, und die kaiserlichen Truppen breiteten sich immer weiter in Sachsen aus, überall Plünderung, Mord und Brand in ihrem Gefolge. Vergebens übergab Weissenfels seine Schlüssel, und erbot sich, die Plünderung abzukaufen; es ward dennoch ausgeplündert. Gleiches Schicksal erfuhr Freiburg; auch Naumburg, Jena, Zeitz und andere Städte wurden besetzt und mißhandelt.

Nun giengen endlich dem Churfürsten von Sachsen die Augen auf. Eigener Schade lehrte ihn nun, wohin seine bisherige Anhänglichkeit an den Wienerhof führe. Die Furcht rieß ihn aus den Banden, worinn ihn bisher Oesterreich gehalten hatte, plötzlich los, und er schloß sich an Schweden an. Dieses Beispiel, und die traurige Erfahrung, daß der Mächtigere ohne Unterschied Freunde und Feinde unterdrüke, wirkten bald im Reiche rings umher, und das schwedische Bündniß ward in kurzer Zeit durch den Beitritt mehrerer evangelischer Reichsfürsten verstärkt. Mit doppelter Kraft und neuem Muthe, welchen dem Könige die Verstärkung seiner Armee durch sächsische und churbrandenburgische Truppen einflößte, rückte er

nun

nun dem Feinde bis Leipzig entgegen, welc
kurz zuvor eingenommen hatte.

Als Tilly von der Annäherung der
schwedischen und sächsischen Armee Nachr
versammelte er in einem Hause, in ein
Leipzigs, seinen Kriegsrath. Die Wänd
mers, worinn sich die Gesellschaft befand,
Todtenbahren, Gebeinen, Schädeln und an
bildern des Todes bemahlt, und als ma
rer Erkundigung erfuhr, daß es die W
Todtengräbers sey, wurden alle, selbst de
ckenen Pappenheim nicht ausgenommen,
unwillkührlichen Schauer ergriffen, und m
diesen zufälligen Umstand für ein unglück
chen. Die kaiserliche Armee hatte eine se
hafte Stellung vor den Mauren von Leip
men. Tilly äußerte im Kriegsrathe die
daß man diesen Posten, dessen Verschanzu
mit Kanonen besetzt waren, behaupten, und
erwarten sollte. Die meisten Stimmen fi
weisen Vorschlage bei. Aber der kühne u
Pappenheim, welcher die jüngern Obersten
Seite gebracht hatte, rieth zu einer Schl
es gelang ihm, den Obergeneral vielleicht n
daß er des siebenzigjährigen Feldherrn Emp
reitzte und dieser den Verdacht widerlegen
ob das Alter seine Energie geschwächt hab
stens so weit zu gewinnen, daß beschlossen
Feinden entgegen zu rücken, eine Schlach
möglich zu vermeiden.

Tilly verließ sein Lager, und rückte ei
weit von Leipzig in eine große Ebene, wo
ten September des Jahres ein tausend sec
und ein und dreissig jene merkwürdige Schl
schen den damaligen größten Feldherren, vor

ly, der früher auf dem Schlachtfelde ankam, benutzte das Terrain aufs Beste, und lehnte seine Armee an eine Anhöhe. Besonders war er darauf bedacht, seine Artillerie zweckmäßig zu stellen, und er wußte überhaupt seine Vortheile so gut wahrzunehmen, daß Sonne, Wind und Staub selbst ihm dienen mußten. Dessen ungeachtet verlor er beim Anmarsche seine gewönliche Fassung, und äußerte eine gewisse Unruhe, als er das feindliche Heer in schöner und stolzer Haltung anrücken sah. Vielleicht umschwebte ihn in diesem Moment Magdeburgs rächender Schutzgeist, und goß eine schauerliche Ahnung in seine Seele. Der siebenzigjährige Greis, der in dreissig Schlachten Sieger gewesen war, und immer von sich zu sagen pflegte, daß er nie tiefer in das Wasser gehe, als er den Grund sehen könne, sah hier, daß er seinen theuer erkauften Waffenruhm auf ein höchstgewagtes Spiel gesetzt habe, und vielleicht hätte er sich gern in sein festes Lager zurückgezogen; aber es war zu spät, Pappenheim drang auf eine Schlacht, auch erholte sich Tilly wahrscheinlich bald wieder von seiner momentanen Bestürzung.

Es war allerdings ein großer, entscheidender Kampf, der jetzt beginnen sollte. Beide Armeen waren in Hinsicht der Menge ziemlich gleich, jede bestand ohngefehr aus vierzig tausend Mann. Die Streiter, welche einander gegen über standen, waren aus den verschiedensten Nationen zusammen gesetzt, und ihr Kampf hatte für die ganze Christenheit hohes Interesse. Von dem Ausgange desselben hieng nicht allein Deutschlands und des Protestantismus künftiges Schicksal, sondern auch das Heil oder Unglück vieler andern europäischen Staaten ab. Und dieser Ausgang schien sehr ungewiß. Die kaiserlichen Soldaten galten für die furchtbarsten und abge-

gehärtetsten Soldaten Europens. Viele von ihnen hatten seit zwanzig Jahren in den Niederlanden, in Ungarn, Italien und Deutschland mit Ruhm und Glück gefochten, und ihr Feldherr war unter Siegen ergraut. Der Schweden Tapferkeit war nicht weniger gerühmt; dabei waren sie zum Theil besser gekleidet uud gepflegt als ihre Gegner, an strengen Gehorsam und Disciplin gewöhnt, und mit einer Artillerie versehen, die an Zahl und durch geschickten Gebrauch der feindlichen überlegen war. Ein angebeteter talentvoller Fürst in der kräftigsten Blüthe des Lebens, der mit romantischem Muthe und ächtem Rittersinn den seltensten militairischen Scharfblick verband, und dessen Plane von keiner höheren menschlichen Macht beschränkt wurden, stand an ihrer Spitze.

Am Abend vor der Schlacht berief Gustav Adolph alle seine Generale und Obersten zu sich, ließ sie unter freiem Himmel, der gewohnten Lagerstätte der Schweden, einen Kreis um sich schließen, und machte sie, als er den Geist der Entschlossenheit in ihren Minen wahrnahm, darauf aufmerksam, daß sie Morgen mit ganz andern Leuten, als Polen und Kosacken wären, zu thun haben würden. Einige Minuten vorher war er sein ganzes Heer durchgeritten, und hatte, mit der heitersten Miene, jedem Korps desselben die besondern Pflichten bekannt gemacht, die es am Schlachttage zu befolgen haben würde. Die meiste Sorge machten ihm seine Reuter, weil sie keinen Harnisch und schlecht gebaute Pferde hatten, da die kaiserlichen Kurassiere hingegen von Kopf bis auf die Füße in Eisen gekleidet waren, und sehr große Pferde ritten. Er gab ihnen den Rath, schnell und ohne zu feuren, auf den Feind loszugehen, und mit schiefen, abgleitenden Hieben vorzüglich die Nase, den Kopf und den Hals der feindlichen Pferde zu

tref-

treffen. Das schwedische Heer schlief in Schlachtordnung unter freiem Himmel; der König selbst brachte die Nacht in seinem Wagen zu, und unterhielt sich mit seinen Generalen, die bei ihm saßen.

Als der Tag anbrach, stund alles zum Kampfe gerüstet. Da die Schweden den angreifenden Theil machten, so hatte Tilly die Wahl des Bodens in seiner Gewalt. Sein Losungswort war: Jesus Maria, wie bei Magdeburg, und seine Soldaten trugen, wie bei jener Bestürmung, weiße Bänder auf ihren Hüten und Helmen, nebst weissen Schnüren um den rechten Arm. Das Losungswort der Schweden war: Emanuel, oder Gott mit uns, das auf ihren Fahnen zu stehen pflegte. Auf ihren Hüten und Helmen steckten grüne Zweige. Gustav Adolph führte den rechten, der Churfürst von Sachsen den linken Flügel.

Es war schon Mittags zwölf Uhr, als drei Kanonenschüsse vom kaiserlichen Heere herüber donnerten; sie waren das Signal zum furchtbaren Trauerspiele. Kein Schwede ward dadurch verletzt. Aus zwei halben Karthaunen, nach alter vaterländischer Sitte, beantworteten die Schweden den Gruß, und die erste Kugel streckte einen kaiserlichen Obersten zu Boden. Nun begann eine heftige Kanonade; die Feuerschlünde brüllten ununterbrochen bis zwei Uhr, worauf beide Armeen handgemein wurden. Gustav Adolph ließ, da seiner Armee aller Staub und Rauch entgegen kam, eine Bewegung links machen, um wenigstens den Wind mit den Feinden zu theilen. Tilly, um dieß zu verhindern, sah sich genöthiget, sich auf der rechten Seite auszubreiten; dadurch wurde aber sein linker Flügel entblößt, und von dem Haupttreffen entfernt, so daß der König denselben in Unordnung brachte, und endlich zerstreute, ein einziges

Kaval-

Kavallerie-Regiment ausgenommen, das mehrere kühne Anfälle nicht nur standhaft aushielt, sondern sogar in die schwedische Reuterey einbrach, und sich lieber niederhauen, als zum Weichen bringen ließ. Jetzt wandte sich Tilly gegen die Sachsen, wo er den Sieg leichter glaubte erringen zu können. Diese großentheils noch ungeübten Truppen thaten auch fast gar keinen Widerstand, und wurden gleich beim ersten Angriff in die Flucht getrieben. Der Churfürst selbst war einer der ersten, die sich aus dem Staube machten; er ließ im Jagen den Hut zurück, und erst zu Eulenburg hielt er sein Pferd an, um sich durch einen Trunk Biers zu stärken *).

In der stolzen Einbildung, als hätten sie den Sieg schon in den Händen, verlegte sich nun ein Theil der kaiserlichen Reuterey sogleich aufs Plündern; ein anderer setzte den Flüchtigen nach. Als aber Gustav Adolph diese Sorglosigkeit bei den Feinden bemerkte, und sah, daß die Reuter zerstreut waren, stürzte er mit unbeschreiblicher Heftigkeit auf die Zurückgebliebenen los; ein Theil seiner Leute bricht an der Seite auf die Feinde ein; ein anderer greift sie in der Mitte an; das Gefecht ist äußerst hitzig und hartnäckig. Doch war die Tapferkeit der Kaiserlichen mit jener der Schweden nicht zu vergleichen. Wie eine eiserne Kette, wovon man kein Glied trennen kann, hielten diese ihre Glieder geschlossen, und ihr

*) Er war ein so großer Liebhaber des Merseburger Biers, daß er sich täglich darinn betrank, weshalb er auch gewöhnlich von den Soldaten der Bierkönig genannt wurde. Seine zweite Passion war die Jagd, und hierinn kam er mit dem Kaiser überein. Beide hielten sich eigene Tagebücher über das erlegte Wild, und sandten sich dieselben gegenseitig am Schlusse des Jahres zum Durchlesen zu.

ihr Fechten war dem Hinstürzen grimmiger Löwen gleich. Der Sieg erklärte sich für die Schweden, und die Kaiserlichen fiengen an, sich in Unordnung nach Leipzig zurück zu ziehen. Nur fünf Regimenter Wallonen, die in beträchtlicher Entfernung von einander gekämpft hatten, schloßen sich zusammen, marschirten, ohne von einem höhern Befehlshaber geführt zu werden, gegen den Feind, und schlugen alle Angriffe desselben zurück. Tilly, der schon an der Lende verwundet war, begab sich zu diesen tapfern Veteranen, die mit einem Heroismus fochten, der eines bessern Schicksals werth war. Reihenweise wurden sie durch die schwedischen Feuerschlünde zu Boden gestreckt, aber keiner verlangte Quartier, und selbst diejenigen, denen schon die Beine zerschmettert waren, fuhren noch fort sich zu vertheidigen. Tilly vergoß Thränen über die Niederlage dieser Tapfern, aber er selbst schwebte in dem Augenblicke in großer Gefahr. Ein schwedischer Rittmeister, der lange Friz genannt, erkannte und verfolgte ihn; und da der alte Feldherr sich nicht ergeben wollte, gab er ihm mit dem Pistol mehrere Schläge ins Gesicht und auf den Rücken. Er würde der Gefangenschaft oder dem Tode nicht entgangen seyn, wenn nicht der Herzog von Lauenburg mit zwey Reutern herbeygesprengt wäre. Dieser schoß dem Rittmeister eine Pistolenkugel durch den Kopf und befreite den Feldherrn. Endlich, da alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs verschwunden war, führte ihn der Graf Kronenberg an der Spitze jener unüberwindlichen Wallonen, die bis auf sechs hundert Mann aufgerieben waren, im Schutze der einbrechenden Nacht nach Halle, wo sich Tilly von einem Stadtwundarzt verbinden ließ.

Es war Abends um sechs Uhr, als sich der Sieg für die Schweden gänzlich entschieden hatte.

Die

Die Reuterey setzte den geschlagenen un
Feinden nach, bis die Nacht dem V
Ende machte. In allen Dörfern ward
läutet, und viele der flüchtigen Kaiserlic
von den ergrimmten sächsischen Bauren
Der Ueberrest wandte sich nach Merseb
und Halle. Sechzehen Schwadronen ver
ordneten sich wieder auf der Leipziger S
es fehlte ihnen an einem Anführer. Ein
Pappenheim, dem diese muthige Reutere
kommene Erscheinung war. Er bestieg,
wundet, ein frisches Roß, und eilte mit ih
Schlachtfelde zurück, die Ehre des Heere
Doch er fand hier schon alles verloren, u
ihm nichts übrig, als wieder umzuwenden.
lich ergriffen von dem Gefühl der erlitte
lage, rief er voll Verzweiflung aus: „
mußte ich diesen unglücklichen Tag überleb

4.

Gustav Adolphs Siege und Ero
nach der Leipziger Schlacht

Der Sieg bei Leipzig, für den der fr
stav Adolph noch auf dem Schlachtfelde
den Knieen dankte, vernichtete mit einemm
die Vortheile, die der Kaiser seit zwölf J
rungen hatte. Er sicherte dem Protestantis
Existenz, und Deutschland seine freie V
die Bahn zu einer Reihe großer und glän
ternehmungen wider den Kaiser war gebroc
die Niederlage der Kaiserlichen war vo
Siebentausend von ihnen lagen auf dem
felde ausgestreckt, meistens alte geübte Le

Gefangenen waren so viele, daß Tilly nach dem Treffen nicht mehr als die Hälfte von seiner Mannschaft mehr übrig hatte. Der graue Feldherr verlor durch diese Schlacht den Ruhm der Unüberwindlichkeit, den er durch ein siebenzigjähriges Leben behauptet hatte, und er konnte nun nicht mehr wie bisher von sich rühmen: daß er nie eine Schlacht verloren, nie ein Weib berührt, und nie einen Rausch gehabt habe. Das Schicksal hatte die magdeburgische Hochzeit an ihm gerächt, nie lächelte ihm das Glück der Waffen wieder. Die verlorne Schlacht machte auf sein Gemüth einen so fatalen Eindruck, daß er nie wieder froh wurde, und wirklich hat er auch seitdem nichts Großes mehr verrichtet.

Die Beute, welche die Sieger machten, war sehr ansehnlich. Das ganze feindliche Lager gerieth, so wie es stand, in ihre Hände. Es befand sich unter den Gefangenen oder Erschlagenen schwerlich ein Soldat, der weniger als zehen Dukaten bei sich führte; das meiste hatten sie in ihre Gürtel und Sättel versteckt. Die Schweden erbeuteten auch alles Gepäcke, gegen hundert Fahnen und Standarten, und mehr als zwey Drittheile der Artillerie. Der König vertheilte die Beute auf eine neue Art: er ließ an die Stelle eines jeden kaiserlichen Regiments ein schwedisches rücken, und kein einziger Mann durfte außer dem ihm angewiesenen Orte zu plündern sich unterstehen. Die Schweden hatten diese Beute und diesen Sieg mit nicht mehr als sechs bis sieben hundert Mann erkauft; der Verlust der Sachsen, die so wenig Stand gehalten hatten, belief sich auf zwei tausend Mann.

Am Tage nach der Schlacht fand sich auch der Churfürst von Sachsen wieder bei dem Könige ein. Dieser empfieng ihn freundlich, und unterdrückte alle

Bemerkungen über das Verhalten d
Truppen und ihres Anführers. Beide
auf über Merseburg nach Halle, wo
Trinkgelage, nach alter germanischer S
nern Operationsplan verabredeten. Gusta
jetzt seinen Feinden so sehr überlegen,
wohl in die kaiserlichen Erblande, als in
land der Weg offen stund. Er wählte
obwohl er vielleicht durch einen Einfall
lichen Erblande, und durch die Belageru
Wien einen schnellen und vortheilhaften
te erhalten können. Ihm lag das Ung
zen, welches seine Glaubensbrüder im D
Während der Churfürst von Sachse
Leuten dem Kaiser in Böhmen eine Di
te, und Gustav's Feldherren das nördl
land von den Oesterreichern befreiten,
König selbst nach Franken und an den
berraschend schnell waren seine Fortschr
burg ward eingenommen, und fast all
Stände, von ihren Unterdrückern befreit
freudig zu. Er zog gegen den Rhein,
das Jahr verfloß, machte ihn die Er
Mainz zum Herrn dieses Stroms und d
Länder, die er durchfließt. Das große
des Königs verstärkte in kurzer Zeit die
Bundesgenossen ungemein, die Fürsten
der Landgraf von Hessen-Cassel und die
Sachsen traten bei dieser Gelegenheit för
ner Parthey, und überall ward er mi
pfangen.

Gustav wandte sich vom Rhein sie
Schwaben, nahm Heilbronn, Ulm, Augsb
dere Städte weg, und stellte überall die pr
Religion wieder her. Hierauf gieng er n

ohne daß Tilly, der sich ihm hier entgegen stellte, seinen Siegeslauf aufzuhalten im Stande war. Der graue General ward beim Rekognosciren von einer dreipfündigen Stückkugel über dem rechten Knie so gefährlich verwundet, daß er vom Pferde sank, und fünfzehn Tage darauf in seinem drei und siebenzigsten Jahre starb. Sein Tod ward durch das schmerzliche Gefühl verbittert, zum zweitenmale überwunden zu seyn.

Das baierische Volk, vom Fanatismus verblendet, ermordete viele Schweden, die einzeln in seine Hände fielen, auf die barbarischste Weise, und verstümmelte ihre Leichname. Es schien, als wollte Gustav Adolph diese Barbareyen an Landshut rächen, denn er sagte zu den Abgeordneten dieser Stadt in einem sonst ungewöhnlichen Tone: „Wenn ich an die Grausamkeiten gedenke, die ihr an meinen Soldaten verübt, so weiß ich fast nicht, ob ihr Menschen oder Thiere seyd. Ihr schneidet ihnen Nasen und Ohren ab, und hackt ihnen Hände und Füße herunter. Was soll ich denn euch Barmherzigkeit ertheilen. Und wie soll ich jetzt mit euch umgehen?“ — Und doch wurde der Stadt kein Leid zugefügt, sondern sie durfte sich mit hundert tausend Thalern von der Plünderung loskaufen. Da man in den König drang, die Grausamkeiten, die Tilly in Magdeburg verübt hatte, an München zu rächen, die Stadt plündern zu lassen, und den prächtigen Pallast des Churfürsten in Asche zu legen, so anwortete er: „Nein, laßt uns nicht das Beispiel der Gothen, unserer Vorfahren, nachahmen, die ihr Andenken gebrandmarkt haben, indem sie die Rechte der Eroberung mißbrauchten, die Menschheit schändeten, und die kostbaren Denkmäler der Kunst zerstörten.“

5.

Der Kaiser nimmt seine Zuflucht zu Wallenstein. Schilderung dieses ausserordentlichen Mannes.

Der Churfürst von Sachsen war, während Gustav Adolph im Reiche seine Siege immer weiter ausdehnte, in Böhmen eingedrungen, und hatte fast ohne Schwerdtschlag sich dieses Landes bemächtiget. Der größte Theil der Einwohner begrüßte die Sieger mit freudigem Willkomm als seine Erretter. Prag öffnete die Thore, und der Churfürst hielt in dieser Stadt einen feierlichen Einzug. Der Kaiser befand sich am Abgrund des Verderbens; er war herabgestürzt von dem Ansehen, worinn er eine zeitlang geglänzt hatte, und überall von äußern und innern Feinden bedroht, schien selbst jede Hoffnung verloren zu seyn. In dieser äußersten Noth nahm er seine Zuflucht zu einem Manne, der in den früheren Jahren dieses schröcklichen Krieges den kaiserlichen Waffen die glänzendsten Fortschritte errungen hatte, und der jetzt allein fähig schien, die verfallene Macht wieder empor zu heben.

Albrecht von Wallenstein, Herzog von Friedland, war dieser Mann, eine von jenen außerordentlichen Naturen, die von einer solchen Fülle der feurigsten Lebenskraft durchströmt werden, daß auch die ungeheuersten Anstrengungen sie nicht erschöpfen, und die, wenn ihnen der Spielraum vergönnt ist, eine Welt mit sich fortreissen können. Aus freiherrlichem Geschlechte, von lutherischen Eltern, zu Prag gebohren, zeichnete er sich als Knabe durch seine Unbändigkeit aus. Mit den wenigen, auf der Schule erworbenen Kenntnissen, aber ausgestattet von der

Natur

Natur mit herrlichen Anlagen, gaben ihn die Eltern als Edelknaben an den Hof des Markgrafen Karls von Burgau. Hier stürzte er, ohne sich zu beschädigen, vom dritten Stockwerke herunter; er hielt sich überhaupt für einen besondern Günstling des Glücks. Um seinem Ehrgeitze ein freieres Feld zu öffnen, vertauschte er die protestantische Religion gegen die katholische. Auf einer Reise, die er durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Italien machte, lernte er Welt und Menschen kennen. Die Universität zu Padua nährte, während seines kurzen Aufenthaltes daselbst, seine Wissenschaftsliebe, die sich jedoch meist auf Politik und Astrologie, diese Lieblingsbeschäftigung seines dadurch getäuschten Zeitalters, beschränkte. Die Niederlande und Ungarn waren seine erste Schule in der Kriegskunst. Aber die Vorrückung durch die gewöhnlichen Stufen des Dienstes war für seinen feurigen Geist zu langsam; der junge Mann brachte in sein Vaterland weit aussehende Plane mit, welche seine durch trügerische Lehrer erhitzte Einbildungskraft in den Sternen las, und deren Ausführung, wenigstens in den ersten Schritten dazu, nichts zu heischen schien, als Reichthum. Dieser fiel ihm auch durch den Tod einer reichen Wittwe zu, mit der er sich vermählt hatte. Jetzt sah er sich im Stande, auf eigene Kosten Truppen zu werben, die er dem Kaiser Ferdinand, der damals noch Erzherzog war, zuführte. Durch Tapferkeit, Einsicht und Weltkenntniß erwarb er sich ganz das Zutrauen des Monarchen. Die nächste Folge davon war, daß er den Oberbefehl über die Infanterie-Regimenter in Mähren erhielt. Als die Unruhen in Böhmen ausbrachen, die dem dreissigjährigen Kriege zum Vorspiele dienten, ergrief er mit Enthusiasmus die Partey des Kaisers, warb in

den Niederlanden ein Regiment Wallone
den Feinden des Regenten vielfachen Ab
Dankbarkeit des Kaisers kam diesen Di
und ein beträchtlicher Theil der nach dem
Aufruhr konfiscirten Güter war seine B
sönliche Vorzüge, schnell erworbene Mi
und eine zweite Vermählung mit der To
sten Ministers mußten den nunmehrigen
Wallenstein, wozu er bereits erhoben wo
sehr wichtigen Person am Hofe machen.
sitz eines unermeßlichen Vermögens, von
Entwürfen erhitzt, voll Zuversicht auf s
chen Sterne, und noch mehr auf eine gl
rechnung der Zeitumstände, erbot er sich
Kaiser, ein Heer von vierzig tausend M
gene Kosten anzuwerben, und in Feindes
halten, ohne daß es dem Hof etwas m
Ausfertigung der Patente kosten sollte.
Vorschlag war, bei erschöpften Kriegsk
willkommen; nur begrief man die Möglich
bis man aus der Erfahrung sah, daß nac
lensteinischen Systeme, und nach den M
die er sich gegen feindliche, neutrale, un
gen verbündete Länder erlaubte, fünfzig tausc
wie er zu sagen pflegte, da leicht zu erh
wo man mit zwanzig tausend zu Grunde g
die nun freilich so viel nicht wagen dürfen

Wallensteins Art Krieg zu führen ha
genes; sie war bei der Ueberlegenheit de
auf die er seine Unternehmungen baute, we
herrenwissenschaft, als Politik, wodurch
Werbungen Zulauf, seinem Heere Ueber
selbst aber Ansehen und Zutrauen zu versch
te. Belohnung und Strafe, beides meiste
bermaaße, aber doch unausbleiblich, waren

Triebfeder, durch die er alles in Bewegung setzte. Er war im Felde überaus wachsam, nüchtern, vorsichtig, entschlossen und in Gefahren unerschrocken. Dem gemeinen Krieger schien er ein unbegreifliches Wesen. Wenn der hochgebaute Mann durch die Gassen des Lagers gieng, wenn er dem Soldaten traulich sich näherte, sah er es ungern, wenn eben dieser Soldat ihn zu scharf in's Auge faßte. Für seinen kraftvollen und selbstständigen Geist mußte, selbst in den unbedeutendsten Dingen, selbst in der Weise des Trommelschlägers, alles nach seiner Laune gehen. Unbekümmert um die Religion, behielt er nur sich und seine Entwürfe im Auge. Ohne Maaß und Schranken war sein Ehrgeitz, der durch jede neue Würde und Belohnung, anstatt befriediget zu werden, nur noch mehr gereitzt ward, und zuletzt nichts mehr für unmöglich hielt, weil ihm so vieles gelungen war.

So trat Wallenstein, vom Kaiser zum Herzoge von Friedland erhoben, an der Spitze eines selbstgeworbenen Heeres, als Generalissimus im dreissigjährigen Kriege auf, und warf alles vor sich nieder. Er durchzog ganz Deutschland, plünderte mit seiner Horde in Brandenburg, Mecklenburg, Holstein und Schleswig, überall ohne Unterschied, und vergrößerte sich täglich durch die neu hinzugetretenen, denn die ausgeplünderten Einwohner sahen keinen andern Weg zu ihrer Erhaltung, als unter das wallensteinische Heer zu gehen. Um solche Verdienste zu belohnen, erklärte der Kaiser die beiden Herzoge von Mecklenburg, in die Acht, und übertrug ihre Länder dem General Wallenstein. Namenlos war das Elend, was dieser überall anrichtete, wohin er sich mit seinen barbarischen Schaaren wandte. Alles Eigenthum der Unterthanen war ein Raub derselben; was sie nicht fortschlep-

 pen

pen konnten, das verwüsteten sie. Viele Menschen starben vor Hunger. Brod wurde jetzt aus Eicheln, Hanfkörnern und wilden Wurzeln gemacht; die armen Leute verzehrten Träbern, Gras und Baumknospen, sie scheuten sich sogar vor dem Fleische der Aeser nicht, und wenn es ihnen daran fehlte, so gruben sie zur Stillung ihres wüthenden Hungers die Leichname aus. Die Eltern mordeten ihre Kinder, ein Bruder nahm dem andern das Leben, und viele endigten ihr verzweiflungsvolles Daseyn selbst.

Da diese fürchterliche Plage Freunde und Feinde, Protestanten und Katholicken traf, so war der Jammer allgemein, und alle Stimmen vereinigten sich, den Kaiser um die Entfernung eines Generals zu bitten, der schonungslos alles zu Grunde richtete. Der Herzog Leopold, des Kaisers eigener Bruder, schrieb an Ferdinand: „Euer kaiserliche Majestät glauben nicht, wie das Volk auf den Durchzügen hauset. Ich bin auch etliche Jahre dem Kriegswesen nachgezogen, aber solche Greuel, wie jetzt, habe ich nicht gesehen, auch nie gestattet. Es kann nicht ohne allen Schaden abgehen, allein das Brennen, das Weiberschänden, das Todtschlagen, das Abschneiden der Ohren und Nasen, anderer Martern, welche den armen Leuten angethan werden, nicht zu gedenken: diese Ausschweifungen können die Officiere gar wohl verhindern. Ich weiß wohl, man will Euer Majestät solche Sachen ausz ureden suchen, aber ich versichere Sie, daß das, was ich schreibe, Wahrheit ist. Mir, Euer Majestät getreuestem Bruder, können Sie so viel glauben. Die Officiere spicken ihre Beutel mit der armen Leute Schweiß und Blut, und ich könnte mehrere nennen, die vor kurzer Zeit schlecht aufgezogen sind, jetzt aber drei oder viermal hundert tausend Gulden baares Geld besitzen. Diese Summen

men erhielten sie nicht vom Feinde, sondern sie preßten sie der katholischen Fürsten armen Unterthanen ab. Die Ungeduld fängt an so groß zu werden, daß ich mich in meinem Gewissen verbunden halte, alles dieß Euer Majestät zu berichten. Eine gute Anmahnung an den Herzog zu Friedland wird nicht schaden können. Ich bitte Euer kaiserl. Majestät um Gottes Barmherzigkeit willen, und durch seine heiligen fünf Wunden, mein Schreiben nicht in Ungnade aufzunehmen. Viele ansehnliche Personen haben mich schon oft darum ersucht, ich habe es nie thun wollen; endlich bin ich dazu gezwungen worden."

Die protestantischen Fürsten hatten sich auf gemeinschaftlichen Zusammenkünften schon oft über die Mittel besprochen, der Barbarey Wallensteins zu wehren. Jetzt hielten auch die katholischen solche Zusammenkünfte, und der Kaiser sah sich endlich genöthiget, im Julius des Jahres ein tausend sechs hundert und dreissig einen Churfürstentag nach Regensburg zu berufen. Hier übergaben die Churfürsten dem Kaiser ein schauderhaftes Gemählde von Deutschlands dermaligem Zustande, in den es durch die Gewaltthätigkeiten der kaiserlichen Miliz gerathen sey, und drangen auf Wallensteins Entfernung. Mit Fluten von Bittschriften, alle wider diesen einzigen gerichtet, stürmte man auf den erschrockenen Kaiser ein, und erschütterte sein Ohr durch die schauderhaftesten Beschreibungen der erlittenen Gewaltthätigkeiten. Lange konnte der Kaiser sich nicht entschließen. Schmerzlich war das Opfer, das man von ihm foderte; seine ganze Ueberlegenheit hatte er dem Herzoge von Friedland zu danken, demohngeachtet mußte er endlich nachgeben, weil er gerade jetzt den guten Willen der Churfürsten nöthig hatte, indem er seinem Sohne die Nachfolge im deutschen Reiche si-

chern,

chern, und ihn deshalb zum römischen Könige wählen lassen wollte.

Wallenstein empfieng die Nachricht von seiner Absetzung mit der Fassung des Weltmannes. Alles den ungünstigen Konstellationen zuschreibend, und nicht zweifelnd, daß bei dem Kaiser bald wieder das Gefühl seiner Unentbehrlichkeit entstehen werde, verlangte er nur bei seiner reichsfürstlichen Würde geschützt zu werden, und begab sich auf seine Güter in Böhmen.

Hier lebte er mit einer Pracht, die dem Urtheilsspruch seiner Erniedrigung Hohn zu sprechen schien. Sechs Pforten führten zu dem Palaste, den er in Prag bewohnte, und hundert Häuser mußten niedergerissen werden, um dem Schloßhofe Raum zu machen; königliche Summen waren an diesem Palaste verschwendet worden, der noch jetzt zu den vorzüglichsten Gebäuden Prags gehört. Aehnliche Paläste ließ Wallenstein auch auf seinen Gütern erbauen, die er theils geerbt, theils vom Kaiser erhalten, theils den Protestanten weggenommen hatte. Kavaliere aus den edelsten Häusern wetteiferten um die Ehre, ihn zu bedienen, nnd man sah kaiserliche Kammerherren den goldenen Schlüssel zurückgeben, um bei Wallenstein eben dieses Amt zu bekleiden. Sechzig Edelknaben aus den angesehensten Familien, und von den geschicktesten Lehrern unterrichtet, stunden zu seiner Bedienung bereit; sein Vorzimmer wurde stets durch fünfzig Trabanten bewacht. Sechs Baronen und eben so viele Ritter mußten beständig seine Person umgeben, um jeden Wink zu vollziehen; zwölf Patrouillen machten beständig die Runde um seinen Palast, um jeden Lärm abzuhalten. In seinen Ställen befanden sich dreihundert der auserlesensten Pferde, und auch hier herrschte Prunk und Verschwendung;

dung; Trinktröge und Krippen waren von Marmor, die Rauffen von Kupfer. Auf der Tafel waren nie unter hundert Schüsseln; der Haushofmeister war eine vornehme Standsperson, und Virtuosen aller Art dienten zur Belustigung des Fürsten. Reiste er über Land, so wurden ihm Geräthe und Gefolge auf hundert sechs- und vierspännigen Wagen nachgefahren, in sechzig Karossen mit fünfzig Handpferden folgte ihm sein Hof. Die Pracht der Livreen, der Glanz der Equipagen und der Schmuck der Zimmer war dem übrigen Aufwande gemäß. Kurz, der Kaiser erschien weniger prächtig als sein Diener Wallenstein, und wenige europäische Könige hatten ein so großes Gefolge. Oft nannte ihn Gustav Adolph wegen dieses satrapischen Luxus, wegen seines ungemessenen Stolzes und wegen seiner Aufschneidereyen, den böhmischen Narren; Wallenstein belegte ihn dafür mit dem Titel des Schneeköniges, der bei seiner Annäherung gegen Mittag zerschmelzen werde. Zur Bestreitung seines unermeßlichen Aufwandes hatte Wallenstein nicht nur die Einkünfte seiner Güter, sondern auch fünf Tonnen Gold, die er als Zinsen seiner in verschiedenen Banken niedergelegten Millionen erhob. Er soll aber auch fünfzig Millionen Thaler aus Deutschland erpreßt haben.

Aller Prunk, der den Herzog von Friedland umgab, war nicht vermögend, seinen Ehrgeitz zu bezähmen, und Ruhe in seine Seele zu bringen. Finster, verschlossen, unergründlich, sparte er seine Worte mehr als seine Geschenke, und das Wenige, was er sprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgestossen. Er lachte niemals, und den Verführungen der Sinne widerstand die Kälte seines Bluts. Immer geschäftig und von großen Entwürfen bewegt, entsagte er allen leeren Zerstreuungen. Kein Gerassel der Wa-

gen durfte seiner Wohnung nahe kommen, und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt. Ein furchtbarer zurückschreckender Ernst saß auf seiner Stirne, und nur das Uebermaaß seiner Belohnungen konnte die zitternde Schaar seiner Diener festhalten.

Wallenstein — mit dem Lauf der Gestirne, noch mehr aber, mit dem Gang der Weltbegebenheiten beschäftigt — sah mit geheimer Schadenfreude, wie die Angelegenheiten des Kaisers sich verschlimmerten, und Gustav Adolph ihn immer mehr ins Gedränge brachte. Es war noch kein Jahr verflossen, seitdem er das Kommando verloren hatte, und schon hatten sich zwei Theile Deutschlands vom kaiserlichen Joche befreit, und in Böhmen spielten die Sachsen die Oberherren. Aus dem fürchterlich grossen kaiserlichen Heeren vor dem ganz Deutschland zitterte, waren kleine, muthlose fliehende Korps geworden, die nicht einmal den österreichischen Kreis wider den König von Schweden hätten beschützen können. Die kaiserliche Kasse war ganz erschöpft; die unmässigen Kontributionen, welche die Protestanten bisher hätten bezahlen müssen, hörten plötzlich auf, und der von allen Seiten bedrohte Kaiser war so geldarm, daß er seine wenigen Truppen nicht einmal befriedigen, vielweniger an ihre Vermehrung denken konnte. Alle Früchte der erfochtenen Siege waren jetzt auf einmal verloren. Hierzu kam, daß die österreichischen Besatzungen in Ungarn vor Mangel an Lebensmitteln wegstarben, daß die Türken loszubrechen drohten, daß sie schon bis nach Deutschland streiften. Eine allgemeine Furcht verbreitete sich in Wien; man verbesserte und vergrößerte die Festungswerke, und Ferdinand selbst verrieth den gefährlichen Zustand seiner Residenz, indem er viele Kostbarkeiten nach Steiermark schickte. Die Stände

von

von Oberösterreich wagten es nun von neuem, die verlorne Gewissensfreiheit, und die Zurückgabe der abgenommenen Kirchen wieder zu erlangen. Die Bauern ob der Ens waren im Begriffe, sich zu empören. Ferdinand betete, er ließ Processionen halten; aber weder sein Gebet noch seine Processionen hemmten die Siege der Schweden. Oft ließ er Rath ansagen, aber die Konferenzen endigten sich immer rathlos.

Dieß alles war niemand besser bekannt, als dem Herzog von Friedland, der überall seine Spionen hatte. So sehr er aber wünschte, wieder an der Spitze einer Armee aufzutreten, so erlaubte ihm doch sein Stolz nicht, dem Kaiser seine Dienste anzubieten. Dieser sollte ihn aufsuchen, ihn öffentlich bitten, und seinen Undank bereuen. Dieser Zeitpunkt kam wirklich. Der Kaiser schrieb eigenhändig an ihn, und ließ ihn zugleich durch seinen ersten Minister, den Fürsten von Eggenberg, ersuchen, den Oberbefehl der kaiserlichen Kriegsmacht zu übernehmen, und ein neues Heer zu errichten.

Wallenstein empfieng den Abgeordneten des Kaisers mit vieler Kälte, und erwiederte auf den Antrag desselben: „Nachdem ein Anderer die Sachen verdorben hat, kann es mir nicht damit gedient seyn, sie wieder herzustellen. Zudem hab' ich jetzt das Angenehme einer sorgenfreien Ruhe zu viel gekostet, als daß ich geneigt seyn könnte, mich neuen Gefahren und Nachstellungen auszusetzen." Eggenberg entschuldigte den Kaiser, daß er auf fremdes Anrathen, zu seinem eigenen Schaden, ihm den Abschied gegeben; seine Güte gegen ihn habe darum nicht aufgehört, und selbst das auf ihn gesetzte Zutrauen in so kritischen Umständen zeige, welche Belohnungen er zu erwarten habe; die Ehre werde auch um so grö-

ßer

ßer seyn, wenn er durch seine Klugheit
keit wieder gut mache, was Andere verd
u. dgl. m. Endlich ließ sich Wallenste
und versprach binnen drei Monaten e
vierzig tausend Mann anzuwerben und
Zum Erstaunen von ganz Europa war
zen Zeitfrist das Heer auf den Beinen.
Name Wallenstein wirkte dieses Wund
dienten Soldat und Officier unter einen
unter dem dieser immer Gelegenheit fo
bereichern, jener aber wenigstens vollauf

So wie das Heer beisammen wa
Wallenstein, als wenn er mit der Anfü
ben nichts zu thun haben wollte. Da
gewiß war, daß die Soldaten, die ihn
sogleich wieder aus einander laufen wü
man ihnen einen andern Anführer gäbe
man alle Bedingungen eingehen, die es
nur immer einfiel zu machen. Der K
ihm also nicht nur den Oberbefehl ohn
schränkung und eine gänzliche Vollmacht
mit dem Heere, ganz wie er es für gut
schalten und zu walten, und damit er ih
feldherrn auf keine Weise im Wege sti
versprechen, nie bei dem Heere zu erschein
er mußte ihm auch alles, was im Reiche
eingezogen würde, ganz überlassen. Bei
densschlusse verband sich der Kaiser, ih
Herzogthum Mecklenburg, das ihm frühe
worden war, eine hinreichende Schadlos
verschaffen, und zur Belohnung für sei
ten Dienste ward ihm nach geendigtem K
der kaiserlichen Erbländer versichert.

6.

Wallensteins Marsch nach Sachsen. Fürchterliche Verwüstungen.

Als Wallenstein sich an der Spitze seines neugeworbenen Heeres in Bewegung gesetzt hatte, gewann bald alles ein neues Ansehen. Es war ihm nur ein Uebungsstückchen, die Sachsen mit ihrem gewonnenen Feldherrn aus Böhmen zu werfen. Bei Eger vereinigte er sich mit dem Churfürsten von Baiern, um die Fortschritte des Königs von Schweden in diesem Lande zu hemmen. Das vereinigte Heer Wallensteins und des Churfürsten von Baiern war zu groß, als daß Gustav Adolph ihm hätte Widerstand leisten können. Er zog sich nach Franken zurück, setzte sich in einem stark verschanzten Lager bei Nürnberg, und erwartete hier den doppelt überlegenen Feind. Unterdessen zog der König alle einzelne Heerhaufen an sich, und bald war eine Streitmasse um ihn versammelt, die ihm einen Kampf mit seinem Gegner möglich machte, der ihm beobachtend in einem festen Lager nahe stund. Gustav Adolph bot dem Herzog von Friedland eine Schlacht an, aber der vorsichtige alte Krieger vermied sie. So stunden die schwedischen und kaiserlichen Heere, wie drohende Gewitter, zwei Monate einander gegenüber, und das ganze Land auf fünf Meilen umher ward unter ihrem verderblichen Einflusse zur Einöde. Endlich verließ Gustav Adolph seine Linien, und suchte Wallensteins Lager zu erstürmen. Der Angriff dauerte zehen Stunden, während welcher Zeit jedes Regiment in der schwedischen Armee, die Reserve nicht ausgenommen, ins Feuer geführt ward. Die Person des Königs war in der drohendsten Gefahr, in-

dem

dem die kaiserliche Kavallerie zur Rechten und zur Linken einen Ausfall aus den Verschanzungen that, sobald die Angriffe der Schweden nachließen, und nur ein musterhafer Rückzug konnte ihn vom gänzlichen Untergange retten. Bald nöthigte ihn der Mangel an Lebensmitteln, die verödete, durch Tausende von faulenden Thier- und Menschenleichen verpestete Gegend zu verlassen, und sich gegen Schwaben zu wenden.

Wallenstein gieng, anstatt den abziehenden König zu verfolgen, nach Sachsen: entweder um den Churfürsten, durch Versetzung des Krieges in dessen Land, zum Abfall von der schwedischen Parthey zu zwingen, oder um die sächsischen Kriegsvölker, die mittlerweile in Schlesien eingefallen waren, durch die Gefahr ihres Vaterlandes zur Räumung desselben zu bewegen. Seinen Abzug bezeichneten die Rauchsäulen von hundert brennenden Dörfern. Schon einige Wochen zuvor, als die sächsischen Waffen in Schlesien glücklich zu kämpfen anfiengen, hatte er dem General Holk *) befohlen, mit sechstausend Mann einen Ein-

*) Eigentlich Holtke, von Geburt eine Däne, und im Dienste seines Vaterlandes Oberster, als Wallenstein dasselbe bekriegte. Er vertheidigte gegen denselben Stralsund mit vieler Tapferkeit, und gerade dieß gab dem kaiserlichen Feldherrn Veranlassung, ihn in seine Dienste zu ziehen, und ihm seine ganze Gunst zuzuwenden. Holtke war für Sachsen die fürchterlichste Geisel. Wohin er kam giengen Städte und Dörfer im Rauch auf, und auf die Nachricht von seiner Annäherung floh alles, was fliehen konnte. Der Kaiser erhob ihn in den Grafenstand, und machte ihn zum Feldmarschall, und Wallenstein verschafte ihm ansenliche Güter in Böhmen. Allein er starb schon im Jahr nach diesem Einfalle in Sachsen (1633) an der Pest, die ihm seine Maitresse mitgetheilt hatte. Als er sich dem Tode näherte, begehrte er zum Tröster einen Prediger

Einfall in Sachsen zu thun, und ihm den Weg zu bahnen. Niemand war geschickter, den wallensteinischen Namen furchtbar zu machen, als dieser General. Die Verheerungszüge der Hunnen und Mongolen waren einst nicht von größern Greueln begleitet, als Holks Einfall in Sachsen. Der erzgebirgische und vogtländische Kreis erfuhren zuerst die Wuth der furchtbaren Banden, an deren Spitze er stand. Viele kleine Städte, Flecken und Dörfer wurden ausgeraubt, und sanken in Asche. Ihre männlichen Einwohner fielen unter dem Schwerdte, und Mädchen und Frauen wurden geschändet und in die Flammen geworfen. Auch Oelsnitz ward angezündet und seine Bewohner fraß das Schwerdt. Die Früchte auf den Feldern wurden zertreten. Zwickau vertheidigte sich einige Tage, und ergab sich dann unter Bedingungen, die aber nicht gehalten wurden. Das schöne churfürstliche Lustschloß Augustusburg ward aller seiner Tapeten, Teppiche, Betten und kostbaren Geräthe beraubt. Die Bürger von Oedern widersetzten sich und wurden fast alle niedergehauen oder in Kellern erstickt, und das Städtchen verzehrte die Flamme. Gleiches Schicksal traf Frauenstein. Ein evangelischer Prediger ward in Stücken gehauen, und sein Leichnam den Hunden zum Fraß vorgeworfen. Eine Anzahl dieser Mordbrenner streifte bis in die Umgebungen von Dresden, und richtete unsäglichen Schaden an. Da die Rotte erfuhr, daß der Churfürst eben einigen Gesandten ein Gastmahl gab, steckte sie drei schöne Dörfer in der Nähe der Residenz in Brand, und ließ dem Churfürsten entbie-

ten

---

er war lutherisch; allein in der von ihm verödeten Gegend war weit und breit keiner zu finden, ob er gleich sechshundert Thaler dafür bot.

ten: man wolle ihm die Erleuchtung geb
Banket.

Während Holk in Sachsen Mord,
Plünderung verbreitete, gab Wallenstein
ral Gallas, der mit zehntausend Mann
mischen Grenze stund, Befehl, eben dah
chen, und sich mit Holk zu vereinigen.
ließ auf seinem ganzen Zuge Merkmale a
ter Grausamkeit zurück. Brennende und
derte Städte und Dörfer bezeichneten sein
Aus Sulzbach führte er die vornehmsten
und allen Vorrath hinweg; Wunsidel n
nen Aschenhaufen verwandelt, und Ribn
Gallas zog über Hof und Plauen. Ein
nes Kriegsvolkes brandschatzte und plün
burg, er selbst eroberte Chemnitz, und ve
bei Freiberg mit Holk. Sie näherten sic
und nahmen Meissen ohne Widerstand e
aber die Brücke abgetragen und das recht
Stroms mit sächsischen Truppen und K
setzt fanden, versuchten sie keinen Uebergan
wandten sich nach Oschatz und Wurzen, w
lenstein erwarteten, der mit dem Haupthe
marsch war. Bis dahin veranlaßten sie
cherlei schauerliche Auftritte von Mordbren
Blutdürstigkeit. Der Geitz der beiden G
sann die unmenschlichsten Mittel, um d
Einwohnern den kleinen Ueberrest ihres V
zu rauben.

Wallenstein selbst trat seinen zerstörende
nach Sachsen im September des Jahres
send sechshundert und zwei und dreissig
nahm seinen Weg über Bamberg nach Cob
war ihm so sehr um Beschleunigung zu t
er sogar die Festungen Kulmbach und Ba

erobert im Rücken ließ, da sie sich nach den ersten Angriffen nicht ergeben wollten. Um sich jedoch für ihre Wiersetzlichkeit zu rächen, ließ er das platte Land viele Meilen weit umher auf das entsetzlichste verheeren, alles Vieh wegtreiben, und sogar die Obstbäume umhauen. Fürchterlich leuchteten in der Nacht die brennenden Dörfer, Vorwerke und Mühlen, bei denen das Heer vorüberzog. Viele Menschen fanden ihren Tod durch Feuer und Schwerdt, das ganze, in schöner Kultur prangende, und von der Natur gesegnete Oberland ward in eine Einöde voll rauchender Schutthaufen verwandelt. Das Herzogthum Coburg ward fast ganz ausgebrannt. In der Residenz stand der tapfere schwedische Oberst Taubadel mit einem Dragoner-Regiment. Er war entschlossen, vereint mit der Bürgerschaft, die Stadt zu vertheidigen; aber dem Herzoge und dem Stadtrathe entsank der Muth, als Wallenstein näher rückte. Sie befahlen den Bürgern, die Waffen niederzulegen, und dem Feinde wurden die Thore geöffnet. Taubadel warf sich mit seinen Dragonern ins Schloß, und schlug, ohne auf Wallensteins Drohung, ihn hängen zu lassen, wenn er sich nicht ergäbe, zu achten, alle feindlichen, drei Tage hindurch wiederholten Stürme zurück. Die Stadt aber, wohin eine Menge Kostbarkeiten aus der umliegenden Gegend geflüchtet waren, ward ausgeplündert.

Wallenstein setzte seinen Marsch in mehreren Kolonnen über Kranach und durch das Vogtland fort. Neustadt sank in die Asche und Orla und Kahla wurden ausgeplündert, Saalfeld aber schlug fünfhundert Deutsche und Kroaten zurück. Bei Weida vereinigten sich die Kolonnen wieder, und bei Altenburg stießen Holk und Gallas zum Hauptheer. Das Elend und der Jammer der unglücklichen Einwoh-

ner

ner Sachsens erreichten den höchsten
Straßen waren von Flüchtlingen bed
Weib und Kind und ihrer besten Habe
Dresden, Wittenberg und Magdeburg
Altenburg wandte sich Wallenstein mit
nach Leipzig, und schon am achtzehnten
er vor dieser Stadt. Er schickte durch ei
ter zwei Schreiben hinein; eines an de
das andere an den Kommandanten d
Pleißenburg. Er hoffe, sagte er in de
sich die Stadt Leipzig, gleich andern
Churfürstenthums, bequemen würde, sich
zu unterwerfen, und in das Schloß B
zunehmen. Sollten sie sich, wie er nich
sen weigern, so würde er seine bei Alte
de Armee herbei kommen lassen, und a
Beispiel geben, welches über ganz Deutsc
cken bringen sollte. Der Stadtrath lie
diese Drohungen doch nicht bewegen, d
übergeben. Eine zweite Auffoderung v
falls ihre Wirkung, und die Leipziger
zur muthigen Gegenwehr. Bald griff
Kaiserlichen die Stadt mit Nachdruck a
te mit der Artillerie und einigen Regim
volk von allen Seiten her gegen die S
und drang in die Vorstädte. Wallenstei
neuem mit dem schröcklichsten Schicksale
Bürger wollten sich noch immer nicht zu
bequemen. Die Kaiserlichen fiengen an,
und Feuerkugeln in die Stadt zu werfe
wenig Schaden anrichteten; indessen wur
gistrat dadurch so in Schrecken gesetzt,
Wallenstein einen Vergleich zu machen be
ne kaiserliche Besatzung zog ein, und d
rung ward mit fünfzig tausend Thalern

Am folgenden Tage ergab sich auch die Pleißenburg.

Immer weiter breiteten sich nun die Kaiserlichen auf der linken Seite der Elbe in Sachsen aus. Sie besetzten Weissenfels, Merseburg und Halle, wo nur das Schloß noch Widerstand leistete, und die ganze Gegend bis Torgau hin ward geplündert. Auf Wallensteins Ruf war auch der furchtbare Pappenheim herbeigekommen, und hatte sich bei Merseburg mit zwölftausend Mann an das Hauptheer angeschlossen. Mit abwechselndem Glück, aber rastloser Thätigkeit hatte er, seit der Leipziger Schlacht mit Streifzügen in Hessen, Westphalen nnd Niedersachsen zugebracht.

7.

Gustav Adolph eilt dem bedrängten Sachsen zu Hülfe.

Der Churfürst von Sachsen sah mit Entsetzen den Greuel der Verwüstung, die Wallensteins barbarische Horden in seinem Lande anrichteten. Er selbst war viel zu schwach, ihnen Widerstand zu leisten, und nur Gustav Adolph konnte ihn retten. An diesen, der in Baiern sein Waffenglück verfolgte, wandte er sich mit den dringendsten Bitten um Hülfe und Erlösung. Als diese Bitten an den König gelangten, war er dem Zeitpunkte nahe, den Churfürsten von Baiern zur Neutralität zu zwingen. Die Empörung der Bauern in Oesterreich bahnte ihm den Weg in die kaiserlichen Erblande, und wer vermochte ihn, da Wallenstein so weit entfernt war, an der Eroberung der Hauptstapt Wien zu verhindern. So groß aber die Vortheile waren, die ihn von dieser

Bayerische Staatsbibliothek

Seite lockten; so war er doch nicht einen Augenblick zweifelhaft über das, was er thun sollte. Er war bereit, dem Beistande seines bedrängten Bundesgenossen jede andere Rücksicht aufzuopfern; und nicht allein Großmuth und sein ritterlicher Sinn, sondern auch politische Gründe bestimmten ihn zu diesem Entschluß.

Im Grunde hatte sich der Churfürst von Sachsen nur gezwungen und aus Noth mit dem Könige von Schweden verbunden. Gewohnt, sich als das Haupt seiner Parthey anzusehen, war ihm das Einmischen einer fremden Macht in die Reichsangelegenheiten lästig, und nur mit Widerwillen betrachtete er die Fortschritte des unwillkommenen Fremdlings. Das wachsende Ansehen desselben, sein überwiegender Einfluß auf die protestantischen Stände, die ehrgeitzigen Absichten, die man ihm beimaß, machten dem Churfürsten tausendfache Besorgnisse, und die kaiserlichen Unterhändler wußten denselben immer mehr Nahrung zu geben. Jeder eigenmächtige Schritt des Königs, jede auch noch so billige Foderung, die er an die Reichsfürsten machte, gaben dem Churfürsten Anlaß zu bittern Beschwerden, die einen nahen Bruch zu verkündigen schienen. Um dieß zu verhindern, verließ Gustav Adolph die Laufbahn, die ihm so glänzende Aussichten zeigte, und eilte einem Verbündeten zu Hülfe, den weder Verdienste noch guter Wille dieses Opfers werth machten. Schnell zog er seine Truppen im Fränkischen zusammen, und folgte dem wallensteinischen Heere durch Thüringen nach.

Schon am sieben und zwanzigsten October rückte Gustav Adolph mit seiner Armee in Erfurt ein. Hier traf er seine Gemahlinn, die erst vor Kurzem in Deutschland angekommen war. Es ward Kriegsrath, und eine allgemeine Musterung der Truppen gehal-

gehalten. Das Heer zählte zwischen zwanzig und sieben und zwanzig tausend Streiter, wovon die Hälfte aus Reuterey bestund. Die Stimmen des Kriegsraths waren anfangs getheilt. Der König sagte, man müsse Sachsen durch eine Diversion nach Böhmen befreien, oder wenn die Umstände günstig wären, durch eine Schlacht, und deßhalb Wallenstein näher rücken. Viele waren anderer Meinung, und widerriethen eine Schlacht, aber der edle Fürst erklärte: „Ich kann weder ohne Gefahr noch Beschämung einen Bundesgenossen verlassen, der nur im Vertrauen auf meinen Beistand die Waffen ergriffen hat. Ganz Deutschland heftet jetzt seine Blicke auf mich. Treulosigkeit oder Schwäche in meiner Bundespflicht, würde meinen Angelegenheiten einen unersetzlichen Nachtheil bringen, darum muß ich dem Churfürsten zu Hülfe eilen. Wäre es ihm sonst zu verdenken, wenn er, von seinen Freunden verlassen, sich dem Feinde in die Arme würfe, um sein Land zu retten?" Es ward also beschlossen, in Sachsen einzurücken, und sich dem kaiserlichen Heere zu nähern.

Alles deutete auf ein nahes, großes Ereigniß. Die Erwartung war gespannt, alle Gemüther waren in Bewegung; schon am neun und zwanzigsten October brach das Heer von Erfurt auf. Die Königinn blieb daselbst zurück, und mit tiefer Rührung sagte der König beim Scheiden zu ihr: „Lebt wohl, Gott sey mit euch! Sehen wir uns in diesem Leben nicht wieder, so wird es doch gewiß in einem künftigen geschehen!" Sein Auge war feucht; die Königinn zerfloß in Thränen, und alle Anwesenden stunden erschüttert da. Noch nie hatte Gustav Adolph einen solchen Abschied von seiner Gemahlinn genom-

 men.

men. Ein schauerliches Vorgefühl sein
nisses sagte ihm, daß es der letzte sey.

Am ersten November besetzte Gu
Naumburg, ehe die wallensteinischen Tr
lungen, die sich deswegen in Bewegung
ten, sich dieser Stadt bemächtigen kon
groß war die Freude der Sachsen, als
ren Retter, herbeikommen sahen. S
strömte alles Volk aus den umliegende
herbei, den Helden, den Rächer, den gr
anzustaunen, der ein Jahr vorher auf
Boden als ein rettender Engel erschienen w
men der Freude umtönten ihn, wo er sich
anbetend stürzte sich alles vor ihm auf die
stritt sich um die Gunst, die Scheide seine
tes, den Saum seines Kleides zu berüh
Huldigungen erfüllten das religiöse Gemü
niges mit einer trüben Ahndung, und i
chen Stimmung sagte er zu seinem Hofp
bricius: „Unsere Sachen stehen auf einer
ße, allein ich fürchte, daß mich Gott wege
heit des Volks strafen werde. Hat es nic
sehen, daß diese Leute mich recht zu ihre
machen und wie leicht könnte der Gott,
Eifersüchtigen nennt, sie und mich selbst
lassen, daß ich nichts als ein schwacher
cher Mensch sey. Großer Gott, du bist
ge, wie sehr mir dieses alles mißfällt.
lasse mich deiner Vorsehung. Ich hoffe,
es nimmer zugeben, daß das angefangene
der Befreiung deiner wahren Knechte
bleibe."

Wallenstein war dem anrückenden K
Weissenfels entgegen gezogen, entschlossen,
sen die Winterquartiere zu behaupten, wen

eine Schlacht kosten sollte. Der König, statt ihm bis Weissenfels entgegen zu gehen, traf alle Anstalten, sich bei Naumburg zu verschanzen, und hier die Gelegenheit abzuwarten, sich mit den bei Torgau stehenden fünfzehentausend Sachsen, zu welchen der Herzog von Lüneburg mit zwei tausend Mann gestossen war, vereinigen zu können. Wallenstein, der in dieser rauhen Jahreszeit von dem Könige nichts mehr befürchtete, bewilligte seinen Truppen die Winterquartiere, doch so, daß sie aufs schnellste versammelt waren, wenn der König etwa gegen alle Erwartung einen Angriff wagen sollte. Durch die einbrechende strenge Kälte in der Meinung bestärkt, daß die Waffen für dieses Jahr Ruhe hätten, befahl er Pappenheim, den Rückmarsch nach Niedersachsen anzutreten, um der Stadt Kölln zu Hülfe zu kommen, welche von den Holländern belagert wurde, vorher aber das unterwegs gelegene Schloß Moritzburg bei Halle zu bezwingen.

Kaum hatte der König von Schweden Pappenheims Aufbruch erfahren, so verließ er plötzlich sein Lager bei Naumburg, und eilte, den um die Hälfte geschwächten Feind mit seiner ganzen Macht anzufallen. Diese Nachricht war für Wallenstein ein Donnerschlag; seine gewöhnliche Gegenwart des Geistes schien ihn auf einmal verlassen zu haben. Er machte Entwürfe und verwarf sie wieder; seine Entschließungen schienen in der Geburt zu sterben. Die Quelle seiner Verwirrung und Furcht mag der Fehler gewesen seyn, den er durch Pappenheims Abschickung begangen hatte. Sein Wunsch war, alles entscheidende Treffen, besonders bei Pappenheims Abwesenheit zu vermeiden. Er sah indessen nur zu deutlich, daß der schwedische Monarch ihn zu einem allgemeinen Kampf nöthigen würde, sobald er sich mit

dem

dem Churfürsten von Sachsen würde vereiniget haben. In der Verlegenheit berief er den Feldmarschall Holk zu sich, und foderte seinen Rath. „Wir müssen gegen den König anrücken, sagte dieser, ehe die Sachsen und Lüneburger sich mit ihm vereinigen. Thun wir es nicht, so wird Leipzig, Freiberg, Meißen, Chemnitz abgeschnitten, und wir werden von Böhmen getrennt. Das ganze Land ist schwedisch gesinnt; der König findet Lebensmittel in Menge; er findet gute Winterquartiere, und kann, gut genährt, und ausgerüstet, das Kriegstheater nach Böhmen und in die andern Erbstaaten versetzen. Des Kaisers Kasse ist hingegen leer, und die erschöpften Unterthanen können nicht einmal die bisherigen Abgaben entrichten, vielweniger neue bezahlen. Unsere Bundesgenossen sind überwältiget; zwei Drittheile von Deutschland sind für uns verloren. Eine glückliche Schlacht ist das einzige Mittel, den Muth der kaiserlichen Parthey wieder anzufachen, und die Ehre des Kaisers wieder herzustellen. Unsre Macht steht beisammen, die Generale leben im Einverständnisse, und die Truppen sind schlachtfertig. Ohne Schlacht werden wir auch nicht lange mehr hier ausdauren können. u. s. w.„

So sprach Holk. Wallenstein wollte aber auch noch die Stimme der Sterne vernehmen; er verschloß sich mit seinem Hofastrologen Seni, und befragte ihn um seine Meinung. „Ich hab' euch zwar nicht deutlich als Sieger gesehen, sagte dieser, aber euer Gegner hat alle Zeichen und der Sterne Gleichgültigkeit wider sich, den ganzen November hindurch.“ Dieser Ausspruch bestimmte den astrologischen Helden vollends. Eilboten wurden ausgesandt, die Truppen zusammen zu ziehen, vornemlich aber erhielt Pappenheim Befehl, sich schleunigst von Halle, wo er

noch

noch mit der Belagerung der Moritzburg beschäftiget war, nach Lützen zu begeben. Dahin zog sich nemlich Wallenstein von Merseburg her am fünften November, suchte das vortheilhafteste Terrain aus, und stellte seine Truppen in Schlachtordnung. Desselben Tages gegen Abend kamen auch die Schweden an, und stellten sich den Kaiserlichen gegenüber.

8.

Vorbereitung zur Schlacht. Der Herzog Bernhardt von Weimar.

Das Städtchen Lützen, auf dessen freien und offenen Ebenen das blutige Trauerspiel gespielt werden sollte, liegt an dem Wege zwischen Leipzig und Weissenfels. An jeder Seite des Weges waren gleichlaufende Gräben gezogen, um den Ablauf des Wassers zu befördern. Bis an diesen Weg führte Wallenstein sein Heer. Alle Vortheile waren auf seiner Seite; er hatte mehr Truppen und Geschütz als der König, die Zahl seiner Streiter belief sich auf dreissig tausend. Beide Armeen kehrten der Landstraße ihre Fronte zu, welche mitten durch sie hingieng, und eine Schlachtordnung von der andern absonderte. Aber, eben dieser Landstraße hatte sich Wallenstein zum großen Nachtheil seines Gegners bemächtiget. Die Gräben zu beiden Seiten, welche zwischen ihm und dem schwedischen Heere lagen, hatte er in spater Nacht noch mehr erweitern und vertiefen lassen, so daß sie die Höhe einer ordentlichen Brustwehre bekamen, und der Uebergang über dieselbe ohne Beschwerde und Gefahr nicht gewagt werden konnte. Die ausgegrabene Erde ward, um den Rand des Grabens zu erhöhen, nach der Feldseite gewor-

geworfen. Auf der andern Seite der Straße mußten die Arbeiter diesen Erdaufwurf bis zu einer Brustwehr erhöhen, hinter der eine zweite Linie Füsiliere mit den Füßen auf ebener Erde stehend sich reihte, und hinter dieser hielt eine Abtheilung Kroaten, die beim Angriff von ihren Pferden herab, über die Füsiliere wegschießen sollten. Durch diese Anordnung bot man dem Feinde ein dreifaches Feuer in drei Abstufungen entgegen.

Auf einer Anhöhe nahe an Lützen, gegen den vorli genden Weg, auf der einige Windmühlen standen, ward eine Batterie von vierzehen Feuerschlünden aufgefahren, mit denen man einen großen Theil der Ebene bestreichen konnte. Die Infanterie, in nicht mehr als fünf große unbehülfliche Brigaden vertheilt, stand in einer Entfernung von dreihundert Schritten hinter der Landstraße in Schlachtordnung, und die Reuterey bedekte die Flanken. Alles Gepäcke ward nach Leipzig geschickt, um die Bewegungen des Heeres nicht zu hindern, und blos die Munitionswagen hielten hinter dem Treffen. Um die Schwäche der Armee zu verbergen, mußten alle Troßjungen und Knechte zu Pferde sitzen und sich an den linken Flügel anschließen, doch nur so lange, bis die sehnlich erwarteten Pappenheimischen Völker anlangten. Diese ganze Anordnung geschah in der Finsterniß der Nacht, und ehe der Tag graute, war alles zum Empfang des Feindes bereit. Wallenstein übernahm die Anführung im Mittelpunkte, und die Sorge für das Ganze; an seiner Seite befanden sich zwei toskanische Prinzen, zwey Prinzen von Modena, und noch mehrere andere vornehme Personen. Die Anführung des rechten Flügels vertraute er dem Grafen von Colloredo; der linke Flügel wurde Holken bis auf Pappenheims Ankunft übergeben.

Gustav

Gustav Adolph ordnete sein Heer auf der gegen über liegenden Ebene zum Treffen, tausend Schritte von dem kaiserlichen entfernt. Die Schlachtordnung war dieselbe, wodurch er das Jahr vorher bei Leipzig gesiegt hatte. Durch die Infanterie wurden kleine Schwadronen Reuter postirt, unter die Reuterey hin und wieder eine Anzahl Musketiere vertheilt. Die ganze Armee stund in zwei Linien, vor sich die Landstraße und das Städtchen Lützen zur Linken.

Unter den Generalen, die mit Gustav Adolph fochten, zeichnete sich besonders der Herzog Bernhard von Weimar aus, einer der größten Helden dieses Krieges und der trefflichste Taktiker nach dem Könige Er war der eilfte und jüngste Sohn des Herzogs Johann von Weimar, und jetzt erst acht und zwanzig Jahre alt. Anfangs ohne Gelegenheit, sich besonders auszuzeichnen, war er nach und nach in pfälzische, badische, holländische und dänische Dienste getreten, bis er endlich (1631) als Generalmajor zu der schwedischen Armee kam. Der König, an dessen Eroberungen in Franken, Schwaben und Baiern, er einen rühmlichen Antheil nahm, schenkte dem jungen Helden seine ganze Zuneigung. Er glich seinem großen Lehrer in warmer Religiosität, die er nicht nur durch fleißige und andachtsvolle Besuchung des öffentlichen Gottesdienstes, sondern auch dadurch an den Tag legte, daß er den Ausbrüchen lasterhafter Gesinnungen, der Zügellosigkeit und Ausschweifung, mit Nachdruck steuerte. Sein eigenes Beispiel diente Andern zum Muster. Oft beklagte er des Menschen großen Hang zur Sinnlichkeit, und ward unruhig in seinem Gemüthe, wenn er glaubte, daß seine Religiosität nicht ächt, nicht inbrünstig genug wäre. Unerschütterlich erprobte sich sein Gleichmuth

in

in jeder Lage; glückliche Begebenheiten konnten ihm so wenig als unglückliche seine Fassung rauben. Seine überwiegende Neigung zum Kriege, die er von Jugend an fühlte, erhöhte sich, sobald er Deutschlands Verfassung näher kennen lernte, zur feurigsten Begierde, die protestantische Religion und die deutsche Freiheit zu vertheidigen, und diese Begierde vermochten weder die größten Unglücksfälle, noch die vortheilhaftesten Anerbietungen und die schlauesten Unterhandlungen zu schwächen. Das Vaterland hatte an ihm einen Vertheidiger, den es den berühmtesten Patrioten Griechenlands und Roms an die Seite stellen konnte. Von seinem durchdringenden Verstande, seiner scharfen Beurtheilungskraft, seiner weisen Behutsamkeit, seiner bewundernswürdigen Geistesgegenwart, seinen außerordentlichen Einsichten in das Kriegswesen, seinem Muth und seiner Unerschrockenheit, bietet sein ganzes thatenvolles Leben, das schon im fünf und dreissigsten Jahre, wahrscheinlich durch feindliches Gift, geendiget wurde, die herrlichsten Beweise dar. Einem Wallenstein gegen über, würden sich die Schweden, nach Gustav Adolphs Tode, schwerlich in Deutschland behauptet haben, wenn nicht er bei Lützen dessen Schlachtplan glücklich ausgeführt hätte. Als Mensch gewann er Aller Herzen. Die Natur hatte ihm einen starken ansehnlichen und verhältnismäßig gebildeten Körper verliehen, den er durch ritterliche Uebungen frühzeitig abhärtete. Sein Anstand war edel, in seinem Betragen herrschte einnehmende Anmuth, und niemand war geschickter, Herzen zu gewinnen, als er. Nicht allein gegen Fremde, oder Personen seines Standes, war er liebreich und gefällig; er begegnete auch den ihm untergebenen Officieren und Gemeinen mit so viel Leutseligkeit und Herablassung, daß sie ihm ihr Vermögen

und

und ihr Leben willig aufopferten. Alle Aeußerungen des Stolzes und der Begierde, sich durch einen prächtigen Aufzug auszuzeichnen, waren ihm völlig fremd. Jede seiner Handlungen beseelte die herzlichste Aufrichtigkeit; Niederträchtige, die sich durch Schmeicheley und Verstellung in die Gemüther einzuschmeicheln suchten, waren ihm daher im höchsten Grade unerträglich. Kurz, jeder der ihn kannte, mußte ihm seine innigste Liebe und Hochachtung weihen, und sein einziger Fehler war vielleicht seine zu große Hitze, die ihn bisweilen zu nicht genugsam überlegten Handlungen verleitete.

Als Gustav Adolph sich jetzt zum Kampfe rüstete, übergab er das Kommando über den linken Flügel dem Herzoge Bernhard, er selbst wollte sich an die Spitze des rechten stellen. Gerne hätte er gewünscht, noch am Abend seiner Ankunft bei Lützen den Feind anzugreifen, um Pappenheims Anmarsch zuvorzukommen, allein die Nacht übereilte ihn, bevor er sich rüsten konnte. Wie bei Leipzig brachte er diese Nacht in seiner Kutsche, im Gespräch mit seinen Generalen, zu. Eine tiefe grauenvolle Stille schwebte über der Gegend, welche bald das Sterbebette von Tausenden werden sollte. Ein kaiserlicher Rittmeister, der bei einem Vorpostengefechte in die Hände der Schweden gefallen war, wurde zum Könige gebracht. Er fragte den Gefangenen: „Ist Pappenheim schon angelangt? Sagt die Wahrheit, oder ihr werdet gehangen.“ Der Rittmeister bejahte die Frage, ob er gleich wußte, daß er eine Unwahrheit sagte. Der König war betreten. Er fragte seine Generale: „was ist zu thun?“ aber sie schwiegen, und nur bei Wiederholung der Frage rieth einer, die Ankunft der Sachsen zu erwarten. Allein Gu-

stav

stav Adolph blieb zum Angriffe entschl
weil er zu weit vorgerückt sey, theils n
furchtsam scheine, da er sich eingegraben
hernach erfuhr man, daß Pappenheim n
gekommen sey, und nun vereinigten sic
men für den Angriff auf den kommende

9.

Die Schlacht bei Lützen.

Als der verhängnißvolle sechste N
Jahres ein tausend sechshundert und zwe
sig, dieser in der Geschichte Deutschlan
Protestantismus ewig denkwürdige Tag
wollte Gustav Adolph sogleich den Angri
de unternehmen. Jeder Augenblick war i
damit nicht Pappenheim mit seinen anrücken
ren den Kampf erschwerte; allein ein di
umzog das ganze Schlachtfeld mit einer un
lichen Hülle, so daß alle Aussicht geh
Nur einzelne Reuterschaaren, die große
eröffnend, kämpften mit einander im tief
gleich den ossianischen Helden. Wallenst
in einem Tragsessel, der von Pferden gezo
(denn er hatte gerade das Podagra so st
weder gehen, noch wohl zu Pferde sitzen kon
die Reihen der Soldaten tragen, und ern
zur Ehre und Tapferkeit. Gustav Adolph
te knieend vor der Fronte sein Morgengebe
feierlicher Andacht sang das Heer zum hell
der Pauken und Trompeten die beiden Lie
feste Burg ist unser Gott, und: Es woll

genädig seyn *). Der König steigt zu Pferde, und blos mit einem ledernen Koller und grauen Tuchrocke bekleidet (eine vormals empfangene Wunde erlaubte ihm nicht mehr den Harnisch zu tragen) durchritt er die Glieder, den Muth der Truppen zu einer frohen Zuversicht zu entflammen, den er selbst nicht hatte. „Gott mit uns!“ war auch dießmal das Wort der Schweden, das der Kaiserlichen: „Jesus Maria.“

Der Nebel fieng an lichter zu werden. Schon krachte durch die Stille der Donner einiger Feuerschlün-

*) In mehreren ältern Gesangbüchern finden sich Lieder, die Gustav Adolph bei verschiedenen Veranlassungen gedichtet hat. Vor der Lützner Schlacht soll er folgende Strophen gemacht und gesungen haben:

Verzage nicht, du Häuflein klein,
Obschon die Feinde Willens seyn,
Dich gänzlich zu zerstören,
Und suchen deinen Untergang,
Davon dir wird recht angst und bang,
Es wird nicht lange währen.

Tröst' dich nur, daß deine Sach',
Ist Gottes, dem befiehl die Rach'
Und laß es ihn nur walten;
Er wird durch einen Gideon,
Den er wohl weiß, dir helfen schon,
Dich und sein Wort erhalten.

So wahr Gott Gott ist und sein Wort
Muß Teufel, Welt und Höllenpfort
Und was ihm thut anhangen
Endlich werden zu Hohn und Spott,
Gott ist mit uns und wir mit Gott,
Den Sieg wollen wir erlangen.

schlünde, und schlug in die einander
henden Menschenreihen ein, als der N
em beide Armeen in seinen Schleier
gegen zehen Uhr verlor er sich, die ihn
de Sonne beleuchtete die weite Ebe
schlagfertigen Heere wurden einander s
rer ganzen Ausdehnung. Lützen stand
auf Wallensteins Befehl in Brand g
er von dieser Seite nicht überflügelt wi
wollen wir dran, rief der König. D
liebe Gott! Jesu, Jesu, Jesu! Hi
streiten zu deines heiligen Namens Ehr

Jetzt wird der Befehl zum Angriff
Reuterey sprengt gegen den Feind, und
ist im Anmarsch gegen die Gräben. D
zungen der Kaiserlichen waren so vorth
legt, daß das schwere Geschütz ein gro
unter den Schweden anrichtete. Die
werden gliederweise zu Boden gestreckt, un
welche dennoch bis an den Rand des G
dringen, werden im Handgemenge von
Lanzen durchbohrt. Als Gustav Adol
der Spitze des rechten Reuterflügels stun
daß das Fußvolk zurück wich, sprang er
de, rieß einem Soldaten die Pike aus
stellte sich an die Spitze der Weichend
ihnen zu: Soldaten, wo ist euer Muth?
Ströme durchwatet und Mauern erstiege
sen Fußbreit Erde könnt ihr nicht erkämpf
stav Adolph drang vor, um den Weg
Seine Soldaten baten ihn, sich zu schon
ihrer Tapferkeit nicht zu zweifeln, und a
durch ihres Königs Worte und durch sei
rückten sie von neuem an und drangen
Rand des Grabens. Hier kämpft M

Mann im furchtbaren Hangemenge mit Gewehrkolben, Piken und Degen. Der Graben füllt sich mit den Leichen der Kaiserlichen an, und vor demselben liegt eine lange Reihe erschlagener Schweden. Mehrere schwedische Regimenter treten nach und nach an der Ermüdeten Stelle, und fechten auf den Leibern ihrer erschlagenen Kameraden. Nach langem fürchterlichem Metzeln dringt endlich der Oberste Winkel mit seinem Regimente durch, die Schweden erheben ein Siegesgeschrey, die Kaiserlichen müssen entweder die Gräben verlassen, oder dem gewissen Tode entgegen gehen. In Kurzem übersteigt das Fußvolk vom rechten Flügel die beiden Gräben, welche die Armee von einander trennt, erobert die jenseits des lezten Grabens aufgepflanzte Batterie, und richtet die Mündungen der Kanonen auf die wallensteinischen Vierecke. Das äußerste ward geworfen und zerstreut, das zweite hat gleiches Schicksal, und schon sind die Schweden im Begriff, auch das dritte anzugreifen, als plötzlich Holk mit seinen Kürassieren erscheint, und jenen die erfochtenen Vortheile wieder entreißt.

Da die Reuterey dem Fußvolk nicht schnell genug über die Graben zur Unterstützung nachkam, und folglich die Flanken ungedeckt waren, so stürzte Holk auf dieselben los. Zwar empfingen ihn kräftig Gewehre und Piken, aber der Stoß seiner schwergerüsteten Kürassiere war zu heftig. Sie brachen ein, viele Schweden fielen unter ihren Schwerdtern, oder wurden von den Hufen der Rosse zertreten, doch sterbend noch stießen sie diesen ihre Schwerdter in die Bäuche.

Wallenstein that unterdessen alles, was die Pflichten eines Feldherrn erfodern. Er beseelte sein ganzes Heer mit seinem Muthe; ermunterte es von neuem, wo die dringendste Gefahr war, und setzte

sich,

sich, trotz seiner Schmerzen, endlich selbst zu Pferde, als die Schweden unwiderstehlich eindrangen. Oft mischte er sich in's hitzigste Gefecht, und scheute weder Feind noch Geschütz. Eine Musketenkugel verwundete ihn leicht an der linken Seite, und sein Mantel wurde verschiedene male durchschossen. Von der Reuterey unterstützt, grief er mit seinem Fußvolke das feindliche an, eroberte die verlornen Kanonen wieder, und trieb die von allen Seiten eindringenden Schweden bis an den Graben zurück. Doch nicht lange erfreute sich der kaiserliche Feldherr dieses Vortheils, dann in einem Augenblicke änderte sich die Scene wieder. Eine andere Abtheilung der Reuterey, der es endlich gelungen war, über die Graben zu kommen, eilte unter Anführung des Königs ihrem weichenden Fußvolk zu Hülfe, grief die kaiserlichen Schwadronen mit Ungestümm an, stürzte die vordern auf die hintern zurück, und verbreitete Schrecken und Verwirrung über den ganzen linken Flügel des kaiserlichen Heers. Die Schweden eroberten zum zweiten male die genommenen und wieder verlornen Kanonen, und der Sieg schien auf diesem Flügel vollkommen entschieden für sie.

In diesem Augenblicke hinterbringt man dem Könige, daß sein linker Flügel, den der Herzog Bernhard anführte, durch das feindliche Geschütz von den Windmühlen aus zum Weichen gebracht sey. Sogleich überträgt er dem General Horn, den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes zu verfolgen, und er selbst eilt an der Spitze des Stenbockschen blauen Regiments davon, der Unordnung seines eigenen linken Flügels abzuhelfen. Fürchterlich war hier der Kampf, ein schröckliches Handgemenge hatte sich erhoben, beide Theile fochten mit der größten Erbitterung, keiner wollte dem andern weichen; die

Dampf-

Dampfwolken hüllten das Feld des Todes und die ganze Gegend ein. Mitten unter diesem Getümmel brachte man dem Herzog von Weimar das bluthedeckte Roß des Königs, welches aufgefangen war, als es ohne seinen edlen Reuter durch die Reihen der Schweden wiehernd hinablief. Die abgeschossenen Pistolen im Sattel, das Blut und andere Umstände ließen an dem Tode des Königs nicht zweifeln, und der Herzog sandte sogleich hundert Mann aus, seinen Leichnam zu suchen. Indeß verschwieg er seine Vermuthung von dem Tode des Königs, und breitete die Nachricht aus, er sey gefangen. Die Schweden wurden dadurch gereitzt, mit Löwenmuth für seine Befreiung zu kämpfen; während andere, die seinen Tod ahneten, durch die Begierde, ihren geliebten Fürsten zu rächen, zu ähnlicher Tapferkeit begeistert wurden. So ward die Schlacht auf beiden Flügeln mit der größten Anstrengung fortgekämpft; Herzog Bernhard übernahm den Oberbefehl über das ganze schwedische Heer, und zeigte sich seines großen Lehrers Gustav Adolph würdig.

Inzwischen hatten die Kroaten den rechten schwedischen Flügel umgangen, stürzten sich auf das Gepäck, und verbreiteten Verwirrung und Bestürzung unter dem Troß des Heeres. Aber plötzlich machten einige schwedische Regimenter gegen sie Front, und schlugen sie zurück. Auf allen Punkten ward jetzt mit der wildesten Erbitterung gefochten. Mann kämpfte gegen Mann, und dem Herzog von Weimar, der sich jeder Gefahr aussetzte, ward im wüthenden Handgemenge der Hut vom Kopfe geschossen. Die Ausdauer und Tapferkeit der Schweden stürzte alles vor sich nieder. Die Kaiserlichen mußten endlich ihren Anfällen weichen, und ein großer Haufe, den der kaiserliche General Piccolomini anführte, wurde nie-

dergeworfen und vertilgt. Höchst empfindlich für Wallenstein der Verlust dieser tapfern Truppen; er suchte die Lücke mit zwei frischen Regimentern auszufüllen, die mit so hartnäckigem Widerstand, daß er die übriggebliebenen dieser Regimenter nach seiner Rückkehr in Böhmen zu sein erwählte, rings um seinen Pallast in Prag und auf seine Kosten prächtig kleidete und bewaffnete. Mit nicht weniger Verdruß sah er die Schweden seine Verschanzungen besteigen. Durch geschickte Hülfe wurden zwar die Schweden zurückgeschlagen, aber ein neuer Angriff setzte sie in völligen Besitz. Noch ein größerer Verdruß war es für den kaiserlichen Feldherrn, daß ein deutscher Reuter, tausend Mann stark, einen vortheilhaften Platz zu besetzen hatten, in einen panischen Schrecken geriethen, und nicht ihre Sicherheit bedacht waren, daß sie nicht im Treffen erschienen. Der Sieg lenkte sich deutlich auf die schwedische Seite. Wallenstein focht noch immer mit aushaltendem Muthe, Mann vor Schritt fechten, und bezeichnete jeden Schritt. Die Schweden hielten eben so hartnäckig allein in dem Augenblicke, da sie zu siegen anfingt Pappenheim (Abends zwischen drei und vier Uhr) mit seiner Reuterey auf dem Kampfplatz und eine zweite, ganz neue Schlacht begann.

Auf Wallensteins erste Aufforderung war Pappenheim sogleich von Halle aufgebrochen. Keinen Augenblick zu verlieren eilte er mit der Reuterey voran, und das Fußvolk erhielt Befehl, ihm unverzüglich zu folgen. Aber wie rastlos er auch den Marsch fortsetzte, konnte er doch das Schlachtfeld nicht eher erreichen, als da alles in vollem Gange und der linke Flügel, den er verstärken sollte,

in Unordnung war. Seine Ankunft erhob den gesunkenen Muth der Kaiserlichen wieder, indem sie ihre Streitkräfte bedeutend vermehrte. Mit schneller Entschlossenheit rückte er mit seinen acht Kürassier- und Dragoner-Regimentern in den kaiserlichen linken Flügel ein, hielt die Flüchtigen auf, und grief mit dem größten Ungestümm an. Mitten im Schlachtgewühl suchte er den König auf, aber sein Wunsch ward nicht erfüllt, denn der, welchen er suchte, war nicht mehr. Die Schweden werden wieder über die Gräben zurückgetrieben, und die zweimal verlornen Kanonen ihren Händen entrissen. Das ganze gelbe Regiment, als das trefflichste von allen, die an diesem blutigen Tage Beweise ihres Heldenmuthes gaben, lag todt dahingestreckt, und bedeckte noch in derselben schönen Ordnung den Wahlplatz, den es lebend mit so standhaftem Muthe behauptet hatte. Beinahe dasselbe Loos hatten einige andere schwedische Infanterie-Regimenter. Siebenmal wiederholte der General Piccolomini den Angriff, sieben Pferde wurden unter ihm erschossen, und sechs Musketenkugeln durchbohrten ihn, doch verließ er das Schlachtfeld nicht eher, bis ihn der Rückzug des ganzen Heeres mit fortrieß.

Pappenheim war noch keine Stunde auf dem Kampfplatze, als er sich schon am Ziele seiner Laufbahn befand. Mitten auf seiner Siegesbahn ward er von zwey Musketenschüssen tödtlich getroffen. Er wollte noch einmal unter die Feinde eindringen, doch seine Kräfte waren für seinen Muth zu schwach, und unwillig ließ er sich von dem Trompeter, der ihn begleitete, in eine Kutsche bringen. Man erzählt, er habe in einer Art Vorgefühl dessen, was ihn erwartete, die Nacht vorher größtentheils im Gebete zugebracht, und am Morgen durch die Beichte

 sich

sich das Herz erleichtert; wie in diesen Zeiten mehrere der entschlossensten Krieger zu thun pflegten, wenn sie zu einer entscheidenden Unternehmung giengen. Als man ihn vom Schlachtfelde weggebracht hatte, erhielt er die Nachricht vom Tode des Königes. Sein Gesicht erheiterte sich, und er rief aus: „So hinterbringe man denn dem Herzog von Friedland, daß ich ohne Hoffnung zum Leben darnieder liege, aber fröhlich dahin scheide, da ich weiß, daß dieser unversöhnliche Feind meines Glaubens an Einem Tage mit mir gefallen ist.“ Schon auf dem Wege nach Leipzig, wohin ihn seine Begleiter brachten, wurde er sehr schwach, und schrie unaufhörlich: „Jesus Maria!“ Er klagte, daß niemand da sey, der ihm das Blut stillen könne, fragte oft nach dem Gang der Schlacht, und empfahl seine Gattin, sein Kind und alle die Seinigen Gott und dem Kaiser. Man brachte ihn zu mehrerer Sicherheit auf die Pleissenburg, und betete die Nacht hindurch; am Morgen nach dem Schlachttage starb er unter den heftigsten Schmerzen. An seinem Körper fand man über hundert Narben, und seine Soldaten nannten ihn deshalb im Scherz den Schrammenhans, Gustav Adolph zeichnete ihn ehrenvoll mit dem Namen des Soldaten aus. Wallenstein nahm die Leiche mit nach Böhmen, ließ sie in der Kirche des Stifts Strahov zu Prag mit vieler Pracht beisetzen, und begleitete sie selbst zu Grabe. Kurz nach dem Tode des Helden war ein Eilbote vom Könige von Spanien angekommen, der ihm die Zeichen des goldenen Vließes überbringen sollte. Um doch einigen Gebrauch davon zu machen, wurde dieses Ordensgeschenk auf das Monument gesetzt, das Wallenstein dem Gefallen zu Prag errichten ließ.

Der

Der Name Pappenheim hatte die Kaiserlichen mit neuem Muthe beseelt; auch nach seiner Entfernung vom Schlachtfelde, als Holk die Anführung wieder übernahm, unterhielt sich noch das Feuer, mit dem er sie belebt hatte. Man focht auf beiden Seiten mit abwechselndem Glück, und der Kampf war noch nicht entscheidend; doch zeigte sich immer mehr Vortheil auf schwedischer Seite. Man ruhte und fieng wieder an zu streiten, gleich Fechtern, welche im Zweikampfe ermüdet worden sind, und setzte so mit anhaltender Wuth und Hartnäckigkeit bis zum Einbruche der Nacht den Kampf fort. Der Herzog Bernhard führte seine Völker zwölfmal zum neuen Angriffe, drang wieder über die Gräben, trieb die Feinde zurück, und eroberte zum drittenmal die dahinter gepflanzten Stücke, die schon so viel Blut gekostet hatten. Die Verwirrung unter den Kaiserlichen nahm zu, als eine Reihe von Munitionswagen, die Wallenstein hinter der Fronte, am Hochgerichte halten ließ, von einer Bombe entzündet, mit fürchterlichem Geprassel in die Luft flogen. Die bestürzten Soldaten glaubten, sie würden im Rücken angegriffen, die Unordnung und die Flucht nahm zu; allenthalben hörte man schreien: „die Schlacht ist verlohren, der Pappenheimer ist todt, die Schweden kommen über uns!“ Bald strömte alles in wilder Verwirrung durch einander. Wallenstein war außer sich vor Zorn; umsonst verschwendete er Flüche, Drohungen und Versprechungen, es war nicht möglich, seine Krieger zum Stehen zu bringen. Er mußte zum Abzuge blasen lassen; Nacht und Ermüdung hielt die Schweden vom Nachsetzen ab.

Die Artillerie beider Theile blieb, weil die Rosse sich verlaufen hatten, die Nacht über auf dem Wahlplatze stehen. Nicht lange nach geendigtem Treffen

erschien

erschien das pappenheimische Fußvolk, menter stark, und nahm seinen Weg Daselbst war Wallenstein, nur von etw tern begleitet, um Mitternacht angek andern Morgen folgte ihm der Ueberre res, ohne Geschütz, ohne Fahnen, und alle Waffen.

Der Herzog Bernhard sammelte no des Schlachttages so gut als möglich schwedischen Regimenter wieder, und b Nacht hindurch das Schlachtfeld. Ge erschienen achtzehen Fahnen Kroaten au statt, um das zurückgebliebene kaiserliche Gepäcke abzuholen. Sie zogen sich abe Leipzig zurück, als sie das schwedische K nung und unter den Waffen fanden, u blieb den Siegern. Zwischen Lützen un ließ Herzog Bernhard die schwedische A holen. Von Wallensteins Armee lagen auf dem Wahlplatze; die Schweden h stens halb so viel verloren. Die Zahl deten war so groß, daß von den Kai wenige unverletzt davon kamen. Viele nehmsten Adel waren auf beiden Seit Unter denen, die hier vom Tode überra befand sich auch der neugierige Abt von von dem Siege der Kaiserlichen über di nen Zuschauer abgeben wollte. Die Zahl genen war von beiden Seiten unbeträch man gab keinen Pardon. Auf österreich so wie in allen spanischen Landen wurde den erfochtenen Sieg das Te Deum ang lein da sich Wallenstein eilfertig von Leip te, bald darauf ganz Sachsen verließ, so durch zu erkennen, daß er geschlagen sey.

zog Bernhard hingegen nahm durch die Eroberung der Wahlstatt und Leipzigs Besitz von allen Rechten des Siegers.

10.

Gustav Adolphs Tod.

So wichtig und folgenreich der Sieg bei Lützen für Deutschlands Freiheit und für die Erhaltung des Protestantismus war, so groß und gerecht war der Schmerz, daß dieser Sieg durch den Tod dessen erkauft worden war, dem die gute Sache so viel zu danken hatte, und dessen sie noch so sehr bedurfte. Der große Gustav Adolph war nicht mehr. Zwar ist der Tod der Glücklichen, wie ein Weiser des Alterthums sagt, nicht zu beklagen; er vollendet ihre Seligkeit, führt ihre löblichen Thaten zu einem sichern Ziele, und entreißt sie dem Wankelmuthe des Glücks; allein die Völker, die in Gustav ihren Vater und Retter verlohren, wurden von einer tiefen Trauer ergriffen. Unzählige Grabreden über ihn erschienen, fast in allen deutschen Dichtern jener Zeit, findet man Gesänge auf ihn, und ein Lied auf seinen Tod ward so gar in den Kirchen gesungen. Die größten und begabtesten Zeitgenossen beeiferten sich auf mannigfaltige Weise sein Andenken zu ehren, in vielen Zungen ertönten um sein Grab die rührendsten Klagen: ihren Urhebern schien kein Gegenstand würdiger als der Preis der Unsterblichkeit. Diese allgemeine Theilnahme ist für Gustav Adolphs eigenthümliche Größe die sicherste Bürgschaft: selbst die eifrigsten Feinde des Glaubens, als dessen Kämpfer er auftrat, wagten nicht, den Ruhm seines Namens zu verdunkeln. Selbst der Kaiser Ferdinand

soll

soll beim Anblick des blutigen Kollers, K
Könige in der Schlacht abgenommen un
geschickt hatte, geweint und gesagt hab
härt' ich dem Unglücklichen ein längere
eine fröhliche Rückkehr in sein Königre
wenn nur in Deutschland Friede worden
Wallenstein sprach: „Es ist gut, daß
men ist; zween Hähne vertragen sich nich
Miste."

Die Protestanten waren so wenig
Kaisers bedauernde Aeußerung über Gus
Tod für aufrichtig zu halten, daß sie il
die Veranstaltung desselben zur Last le
Werkzeuge dieser Veranstaltung machten
zog Franz Albrecht von Sachsen-Lauenb
Treue allerdings verdächtig war. Als ei
ter des Hauses Wasa, hatte er einen
Jugend am schwedischen Hofe verlebt.
Unanständigkeit, die er sich einst im Zimm
ter Gustav Adolph erlaubt hatte, gab ih
nen Schlag ins Gesicht. So sehr der v
übereilte Kronprinz den Beleidigten von
seiner Reue zu überzeugen suchte, so u
blieb doch die Feindschaft, die er desweg
warf. Der Herzog trat nach einiger Zei
ster in kaiserliche Dienste, und gewann A
Vertrauen, der ihn unter andern bei de
Unterhandlungen mit dem Churfürsten vo
gebrauchte. Unvermuthet erscheint er im
Nürnberg, um dem Könige als Freiwillig
nen, uud dieser, dessen große Seele keinen
sen Argwohn Raum gab, nimmt ihn mit
len auf, ungeachtet er vor ihm gewarnt w
Herzog hielt sich seitdem, ohne darum sein
dung mit Wallenstein und andern kaiserli

cieren aufzugeben, beständig um die Person des Königs, und war ihm auch in der Schlacht bei Lützen stets zur Seite. Er trug eine grüne Feldbinde, die Farbe der Kaiserlichen, und war von allen Begleitern des Königes der einzige, der unverletzt blieb. Sobald der König gefallen war, brachte er die Nachricht davon nicht zur Armee, sondern entfernte sich sogleich nach Weissenfels; auch verließ er, gleich nach der Schlacht, die schwedischen Dienste, und trat in sächsische. In der Folge nahm er die katholische Religion an, und äußerte bis an seinen Tod die feindseligsten Gesinnungen gegen die Schweden.

So sehr alle diese Umstände zusammengenommen die Theilnahme des Herzogs an dem Tode des großen Königes wahrscheinlich machen, so wenig läßt sich aus dieser Theilnahme ein sicherer Schluß ziehen. Es wird auch Verschiedenes angeführt, wodurch der Verdacht viel von seiner Wahrscheinlichkeit verliert *). Vielleicht hat nur die Neigung der Menschen, die in dem Schicksale außerordentlicher Menschen immer einen ungewöhnlichen Gang zu finden wünscht, das Mißtrauen der Schweden gegen die Deutschen, und die Zweideutigkeit, die unverkennbar in dem Leben des Herzogs von Lauenburg ist, einem Gerüchte Glauben verschafft, das oft untersucht worden ist, über dessen Glaubwürdigkeit aber die Stimmen noch immer getheilt sind.

Es

*) Senkenberg hat in seiner Fortsetzung der Häberlinschen Reichsgeschichte, XXVII, XX — XL alles sorgfältig zusammengestellt, was über den Tod des Königs bekannt worden ist, und er zieht daraus das Resultat, daß der Herzog nicht ohne Schuld sey. Leibnitz spricht ihn frei (Opp. ed Dutens. V. 354) und Rühs (Allgem. Weltthist. Bd. 65. S. 153.) vertheidigt ihn ebenfalls. Der Herzog selbst beklagte sich bitterlich über die Gerüchte, die einige boshafte Buben von ihm ausprengten.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß j
weggenommen werden wird, der über d
stav Adolphs letzten Augenblicken hängt
wohl immer ungewiß bleiben, ob er d
oder Verrätherhand fiel. Aber er fiel
unter schauerlichen Umständen, als er se
ten linken Flügel an der Spitze des
blauen Kurassier-Regiments zu Hülfe
Er sprengte geraden Weges nach dem
sein Fußvolk am meisten bedrängt wurd
er seine Blicke umher sendet, irgend ei
feindlichen Heeres auszuspähen, führt
zes Gesicht zu nahe an dasselbe. Sein
Pferd fliegt mit ihm so schnell über den
nur Wenige von seinen Leuten, unter
der Herzog von Lauenburg befindet, ihn
nen. Ein kaiserlicher Gefreyter bemerk
Vorübersprengenden alles ehrfurchtsvoll
und schnell befiehlt er einem Musketier
dort schieße, das muß ein vornehmer H
Der Soldat drückt ab, und dem Köni
Arm zerschmettert. Seine Kürassiere,
dem Augenblicke herbeykommen, sehen ihn
ein verwirrtes Geschrey: „der König ist
er ist erschossen!“ verbreitet unter den
Schrecken und Entsetzen. „Es ist nich
nen der König zu, folgt mir nur!“ E
ganze Kraft zusammen, um sich aufrecht
aber von Schmerz und Schwäche überwäl
er den Herzog von Lauenburg in französ
che, ihn ohne Aufsehen aus dem Gedrän
fen. Um den Muth der zurückgedrängten
nicht noch mehr niederzuschlagen, bringt
einem Umwege, nach dem siegreichen rec
der Schweden, aber unversehens erhält

einen zweiten Schuß durch den Rücken, der ihm den letzten Rest seiner Kräfte raubt. „Ich habe genug, Bruder, ruft er mit sterbender Stimme, suche du nur dein Leben zu retten.“ Zugleich sank er vom Pferde, und von noch mehreren Schüssen durchbohrt, von allen seinen Begleitern verlassen, verhauchte er unter den räuberischen Händen der Kroaten sein edles Leben. Bald darauf entdeckte sein ledig fliehendes, blutiges Roß der schwedischen Reuterey ihres Königes Fall, und wüthend dringt sie herbei, dem gierigen Feind diese heilige Beute zu entreissen. Um seinen Leichnam entsteht ein mörderisches Gefecht, und der entstellte Leichnam wird unter einem Hügel von Todten begraben.

Diesem Bericht fügen Andere folgende Umstände bei, der König habe, als er auf die Feinde stieß, seine beiden Pistolen zugleich auf sie abgeschossen, und dann zum Degen gegriffen, sey aber, von mehrern Schüssen getroffen, mit dem Degen in der Hand vom Pferde gesunken. Darauf hätten ihn die Reuter umringt, und ihm noch verschiedene Stiche und Schüsse beigebracht, so daß er eilf Wunden gehabt habe. Seine beiden Begleiter gaben ebenfalls Feuer auf die Feinde, und einer von ihnen ward vom Pferde geschossen, und blieb für todt liegen. Den Andern fragten die Reuter: wer jener (der König) sey? er erwiederte „ein schwedischer Officier!“ Sie boten ihm hierauf Pardon an, aber der Mann wollte ihn nicht annehmen, und ward auch erschossen. Die Reuter entkleideten darauf den Leichnam des Königes, der in einiger Entfernung davon lag, und der ganze Trupp ritt über ihn weg.

Da nur Wenige von dem Tode des großen Königes Zeuge waren, so werden die Nebenumstände desselben auch noch auf andere Art angegeben. Nach

der Erzählung eines Pagen, der sich
Adolphs Begleitern befand, gerieth e
unter ein kaiserliches Kürassier-Regim
Gefahr, in Gefangenschaft zu gerathen
er sich so tapfer, daß er sechs Feinde,
kamen, mit eigener Hand erlegte; meh
Stiche und Schüsse aber warfen ihn
Der Page bot ihm seinen Klepper an,
zu schwach ihn mit Hülfe des Pagen
Die kaiserlichen Kürassiere erkundigten
Person des Königs, und da weder er
ge ihnen die Wahrheit sagen wollten,
von ihnen dem Könige die Pistole durc
in dem Augenblicke, da er gerufen hab
bin der König von Schweden." — D
erzählen: der König habe sich, trotz sei
Verwundung, zu retten gesucht, sey abe
Erschütterung des Reutens nicht ertragen
Pferde gesunken, im Steigbügel hänge
und unter die Feinde geschleift worden.
licher Soldat fragte ihn: wer er wä
Antwort war: „Der König von Schwe
Soldat bemühte sich darauf, den schon
ten zu seinen Kameraden zu schleppen,
dem Augenblicke ein Trupp schwedischer
über sprengten, besorgte er, seine Beute
durchstach oder erschoß den König, entri
nen Degen und eine goldene Kette und g
Andere feindliche Kriegsleute kamen dazu
ihn, und gaben ihm noch verschiedene S

Am Morgen nach dem Schlachtf
die tiefbetrübten Schweden den Körper i
ten Königes, unter den vielen tausend Le
che das Schlachtfeld bedeckten. Nicht ohn
he fanden sie ihn, denn er war ganz mit a

pern bedeckt, nackt ausgezogen und vom Blut und Hufschlägen so entstellt, daß er kaum zu erkennen war. Er lag unweit einem großen Granitsteine, der noch jetzt dort zu sehen ist, und der von dem unvergeßlichen Unglücksfalle dieses Tages den Namen des Schreckensteins führt. Die Aufstellung seines, später in Nürnberg verfertigten Denkmals, das für diesen Platz bestimmt war, hinderten Umstände, die in politischen Verhältnissen ihren Grund hatten *).

Der Herzog Bernhard ließ den entseelten Monarchen nach Weissenfels bringen, wo die Königinn den geliebten Gemahl, den sie vor wenigen Tagen, bei der Trennung zu Erfurt, in der Kraft und Fülle der Gesundheit von sich scheiden sah, als Leiche wieder fand. Verzweiflungsvoll benetzte sie, die für den Gemahl immer die zärtlichste Leidenschaft empfunden hatte, die theuren Ueberreste mit ihren Thränen. Ein Apotheker in Weissenfels mußte den Leichnam öffnen und einbalsamiren. Man fand alle innern Theile von solcher Gesundheit, daß ohne diesen unglücklichen Zufall, der den König in seinem

acht

---

*) Auf die Stelle, die sein Blut getrunken,
Wälzten Bauern weinend einen Stein! —
Solch ein Denkmal für das große Leben,
Dieses Retters einer halben Welt! —
Zwar bedarf er nicht der Marmorsäule,
Die hier stehen sollte; aber dann
Ruhte hier der Wandrer eine Weile,
Las und segnete den braven Mann.
Las, und weinte seinen Muth wohl größer,
Seinen Stolz geringer durch die Schaam.
Denn auch ich, das fühl ich, gehe besser
Weg von diesem Steine, als ich kam.

Göckingh.

acht und dreissigsten Jahre dahin raff
Leben zu erwarten gewesen wäre. D
von ungewöhnlicher Größe, denn es w
und zwanzig Loth. Von Weissenfels n
nam, von der königlichen Wittwe und
räthen begleitet, nach Wolgast in Pom
wo er bis zum sechzehenten Junius
Jahres liegen blieb. An diesem Tag
ihn unter großen Feierlichkeiten nach S
Viele Fürsten Herzoge und vornehme Sc
einer ungeheuren Volksmenge, waren bei
fung zugegen. Zu Nynköping blieb die
bis die Anstalten zu dem feierlichen
nisse getroffen waren, und erst im Jun
res ein tausend sechshundert und vier und
der Leichnam in der eigens für ihn erric
le beigesetzt *).

Für jedes schwedische Herz war d
von des Königs Tode ein Donnerschl
Zuerst hatte sich das Gerücht von de
Siege verbreitet: aber wie ward die Fre

---

*) Als im Jahr ein tausend siebenhundert und
zig des Königs und seiner Gemahlinn
wurden, fand man des Königs Gesicht fast
ändert. Farbe und Größe der Augbraune
Knebel- und Kinnsbart hatten sich sehr
und man fand ihn den Bildnissen sehr ä
von ihm giebt. — Gustav Adolph hinterli
ner achtjährigen Tochter Christine, einen nat
von etwa siebenzehen Jahren, der damals
studirte. Er glich seinem berühmten Vate
nachher Kriegs-Dienste, und besaß einige
thum Osnabrück. In der Folge machte ih
Schwester, die Königinn Christine, zum Gr
saburg, unter welchem Namen seine Nach
jetzt in Schweden blühen.

stimmt, als man den Preis erfuhr, um den er erworben war. Im Reichsrathe herrschte die größte Bestürzung; der stolze Bau der schwedischen Größe, den eine einzige Hand so schnell und unerwartet emporgethürmt hatte, schien eben so plötzlich niedergestürzt zu seyn. Die Männer, denen Gustav Adolph bei seinem Abschiede das Reich anvertraut hatte, zeigten, daß sie dieses Vertrauens würdig waren, daß ihnen das Andenken des gefallenen Helden heilig war, und daß sie den durch ihn errungenen Nationalruhm als ein köstliches Erbe betrachteten, dem Alles geopfert werden müsse. Sie vereinigten sich mit einander zum Beistand und zur Vertheidigung, und gelobten für das Beste des Vaterlandes zu leben und zu sterben, nicht nur die einheimischen Angelegenheiten mit Kraft und Einigkeit aufrecht zu erhalten, sondern auch den Krieg, nach der Absicht des Königs, gegen den Kaiser und seinen Anhang bis zu einem sichern Frieden fortzusetzen. Das Gelübde ward treu erfüllt. Die Schweden setzten den Kampf mit Heldenmuth fort, erfochten mehrere Siege, und traten nicht eher vom Kampfplatze, als bis der westphälische Friede im Jahr ein tausend sechshundert und acht und vierzig dem dreissigjährigen Elend ein Ende machte.

Voll schwarzen Unmuths über die Unbeständigkeit des Kriegsglücks hatte Wallenstein nach der Schlacht den Rest seines geschlagenen Heeres gesammelt, und war nach Böhmen aufgebrochen. Vernichtet war nun sein Plan, in Sachsen zu überwintern; die vereinigten protestantischen Mächte, mit den siegenden Schweden, hatten daselbst das Uebergewicht. Als er in Prag angekommen war, verhängte er ein grausames Blutgerücht über diejenigen, welche in der Schlacht ihre Schuldigkeit nicht gethan haben sollten.

Ei-

Eine Menge Officiere und Soldaten lich mit dem Tode bestraft. Ein ju dessen Blutgerüst unter Wallensteins richtet war, sprach mit gesetztem Muth stehenden: „Meine Herren, ich stehe zu leiden. Und warum? — Weil ic Generalissimus davon gelaufen bin.“ fend Wallenstein im strafen war, so v war seine Freigebigkeit im belohnen. heim schon mit dem Tode rang, schickte Leipzig achttausend Thaler zum Geschen lomini bekam von ihm zehentausend ren gab er goldene, mit Diamanten b woran eine Münze von ihm hieng, u dreitausend Thaler werth war.

III. Die Schweden in O

Im Jahr 1642.

Scene bigotter Grausamkeit aus d jährigen Krieg.

I.

Sonderbare Entdeckung und Befre vieljährigen gefangenen evange Predigers.

Der dreissigjährige Krieg, durch fals onseifer veranlaßt, war reich an von Ungerechtigkeiten, und Mißhandlun

sich diejenigen gegen einander erlaubten, die sich gegenseitig für Feinde des wahren Glaubens hielten. In diese Reihe gehört ein sonderbarer Vorfall, der sich zu Olmütz, der Hauptstadt Mährens, zutrug — zugleich ein Beweis, daß bei näherer Untersuchung manches Ereigniß, das der furchtsame Aberglaube für ein Wunder hält, in einer ganz natürlichen Gestalt erscheint.

Am vierten Julius des Jahres ein tausend sechshundert und zwei und vierzig wurde die Festung Olmütz unter dem Kommando des Generalmajors von Winter mit schwedischen Truppen besetzt. Schon waren einige Tage seit dieser Einnahme verstrichen, als sich das Gerücht verbreitete, daß in der Gegend auf dem Hauptwalle gegen das Wiener Thor zu, bald bei Nachtzeit, bald bei Tage, dicht an der ganz massiven Mauer, unweit der Bastion, sich eine menschliche Stimme singend hören lasse, in einer Gegend, wo dergleichen schlechterdings unmöglich zu seyn schien. Es konnte nicht fehlen, diese Erscheinung mußte damals Bangigkeit verursachen. Der General, ein guter Kriegsmann, aber kein sonderlicher Philosoph, untersuchte die Sache in Begleitung seines Feldpredigers. Beide kamen darinn überein, daß etwas besonderes dahinter stecken müsse, und es ward beschlossen, der Sache wo möglich auf den Grund zu kommen.

Sogleich wurde der Stadtmaurer geholt, um an dem Orte, wo das Abentheuer hörbar war, in ihrem Beyseyn die Mauer einzuschlagen. Der Mann, welcher sich zur katholischen Religion bekannte, und wahrscheinlich über den Zusammenhang der Sache seine Muthmaßungen haben mochte, brach zwar ein großes Loch durch die Mauer, aber es wurde nichts gefunden. Indessen glaubte man, dem Schalle nach,

innerhalb des obern Theils der Mauer
zu entdecken. Jetzt wurden einige Ge
lischer Religion beordert, eben diese N
höher hinauf nochmals zu durchbrechen.
derte sich, stellenweise das Mauerwer
frisch zu sehen, und kaum war eine
einigen Mauerziegeln vorhanden, als sie
liche Umstehende mit Entsetzen die sitzen
nes alten eisgrauen Mannes von ehrwü
kränklichem Ansehen, mit langem Barte
Sobald die äußere Luft in das Innere
hältnisses dringen konnte, sank diese M
jählings in Ohnmacht zurück. Keiner v
es sahen, schien hiebei seinen Augen zu tr
entwichen sogar furchtsam und mit Ge
sie ein Gespenst zu erblicken glaubten.
General verlor auf einige Augenblicke se
Im ersten Schrecken verlangte er, daß
diger den Geist beschwören sollte. Die
bat, ihm allein die Aufklärung der Sa
lassen, und verlangte, daß die Oeffnung i
vergrößert würde. Kaum war dieß gesch
rührte er die noch immer leblos sitzende
überzeugte sich vollends, daß die Sache
gieng. Sogleich schwand auch bei den
Furcht, und einige Personen stiegen wir
Oeffnung hinein.

Bei näherer Untersuchung entdeckte m
eckigtes enges Behältniß von zehen bis
im Umfange, in welches kein Licht weiter
te, als mittelst einer Art Feuermauer, d
Seite hinaus geführt war. Zu den Füß
ten fand sich neben einem Wasserkruge
eines Brodes, welches aber noch völlig
und unverschimmelt war. Hierauf erst w

liche Vorkehrungen getroffen. Man schaffte den halbtodten Leichnam aus seiner Gruft; einige rieben ihn in den Gelenken, andere bestrichen ihn mit Balsam, man öffnete ihm eine Ader. Durch diese vereinten Bemühungen brachte man ihn allmählich in das Leben zurück.

Die Fragen der Neugierigen ertönten nun von allen Seiten. Jeder wünschte zu wissen, wer er sey. Zwar leise und mühsam, aber mit deutlicher Stimme erwiederte der kaum ins Leben zurückgekehrte Greis: „Ich heisse Johann Gottgetreu Felßner, und war einst evangelischer Prediger hier in Olmütz. Aber man nahm mir meine Kirche mit Gewalt; man verjagte mich von Hauß und Hof, und verwieß mich aus der Stadt um des Glaubens willen.“ — „Ist es möglich? unterbrach ihn der General. Ist es möglich?“ schallte von allen Seiten wieder. — Katholische Glaubensverwandte entfernten sich, einige evangelische drängten sich theilnehmend näher. Mehrere waren, die ihn erkannten, ihn freudig bei Namen riefen, und Gott für seine Errettung priesen. Es war ein Anblick, um auch den Verruchtesten zu Thränen zu rühren. Jeder lauschte auf die Worte des unglücklichen Greises, der also fortfuhr:

„Als ich auf Verlangen meiner Kirchenkinder, und aus Treue gegen meinen Beruf zurückgekehrt war, und meines Amtes in Häusern warten wollte, ward ich ergriffen, und auf Befehl des Pater Rectors der Jesuiten hier in diesem Gefängniß bei Nachtzeit lebendig vermauert.“ — „Und wann, sprach der General, begann diese That, unglücklicher Greis?“ — „Das weiß ich kaum zu sagen, lieben Leute, erwiederte er mit erschöpfter Stimme. Welche Jahrszahl schreibt man jetzt wohl?“ — „Ein tausend sechs hundert und zwei und vierzig,“ war die Antwort. —

 Hierauf

Hierauf hob der matte Alte seine Finger empor, um zu rechnen, und versetzte: „So müssen seitdem wohl, meiner Rechnung nach, volle dreizehen Jahre vorüber seyn.“ Bei diesen Worten schwand augenblicklich jeder andere Eindruck von Leidenschaft, und machte dem Erstaunen Platz. „Dreizehen Jahre? schallte es endlich wieder. Der arme Mann ist krank, er ist von Sinnen.“ Dieß waren die glimpflichsten Urtheile. Andere wandten sich unwillig hinweg, und nannten ihn einen grauen Betrüger. Noch andere lachten, und meinten, sie könnten sich noch gar wohl seiner Verweisung erinnern, aber von seiner Einmaurung wüßten sie nichts. Zwar traf der angegebene Zeitpunkt von dreizehen Jahren vollkommen zu, aber die Unglaubigen fuhren dennoch fort zu murren.

Sobald der General vernahm, daß der Pater Rector noch lebe, befahl er, ihn, nebst den Theilnehmern seiner Bosheit, gebunden zu ihm zu bringen. Unterdessen wurde der Prediger wegen seiner wundervollen Erhaltung umständlicher befragt. Er blieb dabei, daß außer einigen wenigen Lebensmitteln, die ihm bei seiner Vermaurung zurückgelassen worden, und wovon vielleicht noch einige Ueberreste vorhanden wären, ihm weiter nichts zu seiner Erhaltung im Gefängnisse gereicht worden sey. Sogleich holte man die Ueberreste eines Brodes herbei, dessen oben erwähnt worden ist, das aber nicht älter als einige Tage zu seyn schien. Auch das Wasser schien gut und unverdorben. Wunder über Wunder! ganz den schwärmerischen Begriffen der damaligen Zeiten, und jenem Hange zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemäß, der mit übertriebener Andächteley von jeher verschwistert war. Auch die Unglaubigen traten nach und nach zur Fahne der Schwärmer. Wirklich

lich war auch bis jetzt kein Grund, den Alten in der Hauptsache einer Unwahrheit zu beschuldigen. Selbst sein ehrwürdiges Ansehen, diese Gestalt des innigsten Erbarmens, drückte der ganzen Geschichte seiner Leiden einen unverkennbaren Stempel der Wahrheit auf. Irgend ein Geheimniß, Irthum oder Täuschung, konnte freilich zum Grunde liegen: aber warum denn ein vorsetzlicher Betrug?

Es liefen jetzt Nachrichten von schröcklichen Grausamkeiten ein, die sich eine Religionsparthey gegen die andere erlaubt hatte. Der Feldprediger, sonst ein unbefangener, aufgeklärter Mann, übersah hiebei den Nachtheil, den die Mißdeutung seiner ersten erbitterten Anrede an die Zuschauer gestiftet hatte. Bei kälterem Blute drangen sich ihm je länger je mehr Bedenklichkeiten über die schlechterdings widernatürliche Erhaltung des alten Pfarrers auf, worüber er sich jedoch nicht herauszulassen wagte. Gerne hätte er zum wenigsten die Hitze des Generals gemildert, der auch dann, wenn er nach eingeschränkteren Begriffen und mit heissem Blute handelte, sich schon öfter durch gründliche Zuredung von einem aufbrausenden Einfalle hatte ablenken lassen. Er nahm ihn bei Seite, und wagte es, Vorstellungen zu thun; diese fanden glücklicherweise Eingang. Der General selbst hielt es für unrathsam, durch die Scene des vorhabenden öffentlichen Gerichts über einen angesehenen Geistlichen den Geist des Aufruhrs unter den Bürgern zu wecken, und noch größere Unordnungen zu veranlassen. Der Alte ward auf seinem Stuhle in die Wohnung des Generals gebracht.

2.

Bestrafung der Grausamkeit. Na Entwicklung der wunderbaren Erha

Inzwischen hatte man nicht nur den P tor, sondern auch zwei alte Jesuiten, die Verbrechen Theil haben sollten, aufgesucht, den General geführt. Der erstere war so Ketten geschlagen worden, und sobald ihn neral zu Gesichte bekam, fragte er ihn mi furchtbarem Ernst: „Wie lange seyd ihr hier D

P. Rector. Es geht ins vierzehente

General. Was haben sich vor eurer Geistliche hier befunden, und wo kamen sie

P. Rector. Es waren Lutherische seine kaiserliche Majestät Stadt und Land zu befehlen ließen. Wohin sie gekommen sind, nicht; man ließ sie zur Stadt hinaus bringe

General. Wißt ihr weiter nichts von Nichts von dem letzten Pfarrer, welcher Felßn

P. Rector. (mit sichtbarer Verwirrung.

Jetzt gieng der General und führte de hervor, der sich bis hierher hinter einer sp Wand verborgen gehalten hatte.

General. Wer ist dieser?

Pfarrer. (zum P. Rector). Ecce n seratione dignum per te! Deus judicabit welches Elend hast du mich gebracht. Got Richter seyn.)

Erschrocken und schaamroth blickte jetzt Rector auf seine beiden Untergeistlichen, in ein Me infelicem (ich Unglücklicher!) durch d ne murmelte.

General. Seht da, ihr Boshaften, diesen hat Gott erhalten zum Zeugniß gegen euch. Kein Türke, kein Barbar, war je so grausam als ihr. — (zum P. Rector). Wisse, Bösewicht, Gott hat diesen meinen Religionsverwandten, der ihm treu blieb, geschützt und gerettet; dich aber wird er von seinem Antlitze verstoßen.

P. Rector. (auf seine Kniee sinkend) Gnade!

General. Gott — Gott sey dir gnädig. Damit du es gewahr werdest, wo und wie dieser ehrliche Mann dreizehen Jahre über hat aushalten müssen, so sollst du nicht, wie er, dreizehen lange Jahre, sondern nur dreizehen Tage ohne Speise und Trank es eben da versuchen. Nach Verfluß dieser dreizehen Tage schenk' ich dir deine Freiheit.

P. Rector. (Wie vorhin) Gnade! Gnade!

General. Bei Gott ist Gnade! — Hinweg aus meinen Augen.

Die Wache rieß ihn von der Erde auf, und führte ihn hinaus. Der alte Felßner weinte bitterlich, hob seine Hände gefalten empor, knieete vor dem General nieder, und flehete Gnade.

General. Nun denn! (zu seinen Officieren.) So führe man ihn zuvor, mit jenen beiden (auf die Jesuiten weisend) zum Verhör. Sein eigenes Geständniß sey sein Todesurtheil.

Die Geistlichen wurden hinausgeführt. Es folgte eine schauerliche Stille. Der Alte knieete und weinte noch immer; des Feldpredigers Herz brauchte Luft; nachdrucksvoll und erschütternd brach er in die Worte aus: „Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr." „So sprach der Herr, rief der General mit feuersprühendem Blicke. Und mir gab er dieses Schwerdt seiner Rache, indem er fürchterlich auf seinen Degen schlug. Genug, und kein

Wort

Wort mehr; innerhalb einer Stunde sehen wieder." — Alle giengen; der General bli Felßner ward in ein Zimmer geführt, das in nerals Hause für ihn bereitet war. Aeußerst und mit fieberhaften Empfindungen brachte zu Bette. Es war jetzt gegen Mittag. Na kurzen matten Schlummer genoß er eini Brühe, und schlief aufs neue wieder ein.

Vielleicht wurden die damals in Krimi üblichen Formalitäten beim Verhör abgekürz nen weniger als einer Stunde war dasselb get, und dem Generale vorgelegt, welcher Ausspruch über die drei Gefangenen selbst t ten hatte. Jenes fürchterliche Urtheil in Ab Pater Rectors ward bestätiget. Die beiden Jesuiten hatten ihre Unschuld erwiesen, und in Freiheit gesetzt. Der Unglückliche hatte s Tode bereitet, gebeichtet und die Kommunion ten. Als er in sein Gefängniß gebracht wa man ihm aus besonderer Gnade ein Brod un angefüllten Wasserkrug hinein; dann ward d nung vermauert, und eine Schildwache davor

Als der alte Felßner erwachte und erfu Exekution sey vorüber, brach er von neuem i klagen aus. Diese heftigen Gemüthsbewe vermehrten sein Fieber. Am folgenden Ta langte er den Zuspruch des Feldpredigers. war in einer geistlichen Verrichtung über Lan Abend kam er, aber zu spat. Der Alte lag in terlichen Phantasien, und erkannte ihn nicht Die glückliche Natur des Greises bewirkte i noch einmal seine Genesung, seine Vernunft wieder, und nach sechs Tagen war er außer G aber am zwölften glaubte der Arzt erst den Z des Feldpredigers verstatten zu können. Als

kam, ließ man ihn mit dem Kranken allein. Mit mattem Blicke streckte ihm der Greis seine verwelkten Hände entgegen, man sah, wie er innerlich kämpfte. Lange noch schwieg er; endlich flossen seine Thränen. „Es sind bald sechszig Jahre, sprach er, seitdem ich zur Arbeit im Weinberge des Herrn berufen ward. Niemand schalt meinen Wandel; jetzt, da ich grau worden bin, und an den Pforten der Ewigkeit stehe, werde ich zum Betrüger. Ich bin nie ein guter Kasuistiker gewesen; wenn Sie es sind, mein Bruder, so geben Sie mir Belehrung. Mein Fall ist sonderbar; können Sie, so schenken Sie mir Trost. — Der Pater Rector ist, wie ich höre, statt meiner eingemauert. Es sind seitdem bald dreizehen Tage verflossen; ich darf nicht fragen, ob man ihn singen höre. Seine Absicht wenigstens war boshaft, und — Gott läßt sich nicht spotten.“

„Aber was vereitelte diese Absicht? fiel der Feldprediger ungedultig ein. Die Gesetze der Natur sind so ewig, so heilig, als er, der Ewige selbst. Ihre wundervolle Erhaltung“ — „lief nicht gegen diese Gesetze, sprach der Greis. Keine dreizehen Jahre schmachtete ich in diesem abscheulichen Kerker; kein Engel, kein Rabe Elias brachten mir Speise, und mein Krug gliech nicht dem Oelkrüglein jener Wittwe. Hören Sie nur! Die Jesuiten hatten eine Wache vor die Mauer meines Kerkers gestellt; diese gieng am Abend des zweiten Tages ab. Ich bereitete mich nun allmählich zum Tode des Hungers, wozu ich mich, so schwach ich auch schon war, durch das Lied: Verzage nicht, ob dir das Licht gebricht, zu ermuntern suchte. Beim dritten Verse bemerkte ich, daß jemand von aussen mit einem Hammer an das Mauerwerk pochte. Bald darauf fieng man an, wirklich durchzubrechen, und gewann eine Oeffnung. Es war

Nacht

Nacht, und besonders ist es, ich, der ich
den Pforten des Todes stund, fürchtete n
ermordet zu werden. Bei dem Scheine ein
laterne sah ich einen wohlhabenden Bür
Stadt mit seinem Sohne vor mir. Beid
zu meinen Beichtkindern. Wir kommen, u
retten, sagten sie. Seyn Sie ohne Sorgen
die Oeffnung groß genug war, mußte ich
kriechen; beide halfen mir, und der Bür
mich darauf in seine Wohnung. Sein So
zurückbleiben, und die Oeffnung wieder v
Nun war ich in Freiheit, und wurde sei
diesen Leuten durch angestellte Collecten unt
Glaubensbrüdern insgeheim erhalten. Di
ckungen dieser letztern dauerten indessen no
fort. Der alte Bürger starb, und empfahl
nen zwey Söhnen. Letzthin, da Ihre Tru
rückten, ward einer von ihnen Soldat, u
Dienste unter Ihrem Regimente, um den F
Religionshasses auszuweichen. Der andere
auswärts zu einer Erbschaft, und wollte Ol
lassen. Was war da zu thun? Sie vereini
endlich unter meiner Bewilligung, mich mi
und Trank versehen wieder an eben dem Or
mauren, aus dem man mich dreizehen Jahr
in Freiheit gesetzt hatte."

„Warum das, fiel der Feldprediger e
man Sie nur unsern Truppen ausliefern durf
„Man glaubte es nicht wagen zu dürfen.
Abzuge ihrer Truppen hätte dieß den H
die Bedrückungen gegen unsre Parthey unend
größert. Kurz, die Sache ward ins Werk
man erwählte dazu den Zeitpunkt, wo der
einige Stunden bei Nacht auf dem Posten
Mauer zu stehen kam. Wie er abgelöset wa

schon alles in Ordnung; er selbst sollte nun absichtlich zuerst das Gerücht verbreiten, daß es innerhalb der Mauer unrichtig sey. Die weitern Folgen wissen Sie."

Da saß der Feldprediger nun, in Erstaunen begraben. „Und die Ohnmacht, sagte er endlich, welche Sie bei der Eröffnung Ihres Kerkers befiel?"— „War kein Werk der Verstellung, antwortete der Greis, sondern der Freude, dem Augenblicke der Rettung so nahe zu seyn, zugleich aber der Erwartung dessen, was folgen würde. Aber warum erst, werden Sie mit Recht fragen, wurde der wahre Zusammenhang auf Befragen des Generals geleugnet, und Ihre Erhaltung absichtlich zu einem Wunderwerke erhoben? — Ungerne unterzog ich mich dieser Täuschung, aber mich band ein eidliches Versprechen, binnen den nächsten acht Tagen nach meiner Befreiung, so lange der Bürger mit den Seinigen noch in Olmütz verbliebe, den Namen meines Befreiers zu verschweigen." — „Und dieser Befreier heißt? „fragte der General, der in dem Angenblicke aus dem Nebenzimmer herzutrat, wo er unbemerkt die ganze Unterredung mit angehört hatte. — „Mein Befreier heißt Bayer," erwiederte der Greis.

Sogleich ward Erkundigung eingezogen. Der Bürger war schon seit mehr als acht Tagen aus dem Orte hinweg. Der Soldat, sein Bruder, kam herbei, und bestätigte alles. Der General lobte ihn seiner That wegen, und avancirte ihn. Folgenden Tages frühe ward die Mauer geöffnet, und nach dem Pater Rector gesehen. Man fand ihn todt, sein Leichnam war bereits sehr stinkend.

Als der alte Felßner ganz hergestellt war, trat er sein geistliches Amt wieder an. Es war am Osterfeste. Der General selbst wohnte seiner ersten und

einzi-

einzigen Predigt bei. Die Rührung war in der Gemeinde, ihren lange entbehrten aus dem Grabe zurück kommen zu sehen. nige Tage darauf verfiel der Greis aufs n ne schwere Krankheit, und starb, ehe noch dische Besatzung Olmütz verlassen hatte.

IV. Revolution in England

Im Jahr 1688.

I.

Regierungsantritt König Jakobs de ten. Empörung des Herzogs v Montmouth.

Der Herzog von York hatte bereits sein fünfzigstes Jahr angetreten, als er i ein tausend sechshundert und fünf und ach englischen Thron bestieg, den bisher sein Karl der zweite behauptet hatte. Voll Be und mit erklärter Abneigung, hatte die dieser Thronveränderung entgegen gesehen, Herzog von York sich nicht nur selbst tholischen Kirche bekannte, sondern auch natischem Eifer für ihre Ausbreitung Sorg

Schon sein Bruder hatte sich durch seinen Despotismus, seine Abneigung von Geschäften, seine Verschwendungssucht und zügellosen Ausschweifungen den Unwillen der Nation zugezogen; aber man trug Geduld mit den Fehlern eines Regenten, dessen Betragen lauter Freundlichkeit war, und von dem ein witziger Kopf sagte: er habe nie etwas albernes gesagt, aber auch nie etwas kluges gethan. Ganz anders war es mit dem Herzog von York, dessen gute Eigenschaften durch seine Fehler ganz in Schatten gestellt wurden. In seiner Jugend war er tapfer gewesen, und hatte unter dem berühmten Marschall Turenne einigen Feldzügen nicht unrühmlich beigewohnt. Des Seewesens war er sehr kundig, er war Erfinder der Seesignale, und zeichnete sich in Seetreffen aus. Mehr, als sein indolenter Bruder, bekümmerte er sich um die Angelegenheiten des Staats, und trug alles Merkwürdige, was darauf Beziehung hatte, in ein Tagebuch ein. Aber diese guten Eigenschaften verdunkelte seine finstere, stolze, abergläubische und mürrische Gemüthsart, sein unglücklicher Geschmack an despotischer Gewalt, und besonders sein blinder Eifer für die römische Kirche. Diese auszubreiten und herrschend zu machen, und zugleich unumschränkt zu regieren, dünkte seinem schwachen Verstande das Höchste uud Wünschenswertheste, was er als Regent erreichen könnte. Daß er Güter antastete, für welche die Nation seit langer Zeit Blut und Vermögen aufgeopfert, daß der Mißbrauch der königlichen Gewalt seinen Vater auf das Schaffot gebracht hatte, daß er selbst eben deswegen einen Theil seiner Jugend hatte fern von seinem Vaterlande zubringen müssen: daran dachte er wohl am wenigsten. So unwirksam sind die Belohnungen der Geschichte für den von Stolz und eitlem Selbstvertrauen bethörten Menschen.

Die

Die ersten Reden und Schritte des n
genten schienen indessen eine gelinde Regier
kündigen. Er versammelte sogleich nach sein
besteigung den geheimen Rath, und erklär
achtet man ihn als einen Mann von eigen
Grundsätzen geschildert habe, und ungeacht
entschlossen sey, keines von den gegründeten
ten der Krone fahren zu lassen, so sey er d
lens, die eingeführte Verfassung, sowohl in
che als im Staate, aufrecht zu erhalten,
sehe wohl ein, daß die englischen Gesetze h
wären, ihn zu einem so großen Könige zu
als er irgend wünschen könne.

Die ganze Nation vernahm diese
des neuen Regenten mit freudigem Woh
die Herzen schienen ihm entgegen zu eilen.
für einen Prinzen von ungekränkter Ehr
Aufrichtigkeit galt, so zweifelte niemand,
Absichten nicht mit seinen Aeußerungen üb
men sollten. „Wir haben nun, hieß es, d
eines Königes, und ein Wort, das bis jetzt
gebrochen ward.“ Von allen Gegenden
Dankaddressen herbei, welche nicht blos B
des Gehorsams, sondern selbst sklavische S
leyen enthielten *). Durch mittelmäßige

*) Die Quaker waren die einzigen, deren Dankad
durch jene Einfalt auszeichnete, die von jeher e
teristischer Zug dieser Sekte war. Sie sagten:
gekommen, um unsre Trauer über den Tod uns
Freundes Karl und unsre Freude zu bezeugen
unser Beherscher geworden bist. Wir haben ge
seyest, eben so wenig als wir, dem Glauben
schen Kirche zugethan, und deswegen hoffen wir,
dest uns dieselbe Freiheit gestatten, die du dir
laubst: wenn du das thust, so wünschen wir di
des Wohlseyns.“

würde Jakob alle Ursache zu Unruhen aus dem Wege geräumt haben; aber die gute Meinung von ihm verschwand eben so schnell, als sie entstanden war. Die Nation ward bald überzeugt, daß der König es mit seinem Versprechen entweder nicht aufrichtig gemeint habe, oder daß seine Vorstellungen von der Verfassung mit denen des Volks gar nicht übereinstimmten. Alle Zölle und der größte Theil der Accise, die man dem vorigen Könige blos auf Lebenszeit zugesprochen hatte, wurden von dem neuen Regenten erhoben, ohne daß eine neue Parlamentsverordnung deshalb ergangen wäre. Er gieng, den Gesetzen zum Trotz, öffentlich und mit allen Zeichen seiner Würde in die Messe, machte bekannt, daß sein Bruder in der katholischen Religion gestorben sey, und schickte sogar einen Bevollmächtigten nach Rom, sich dem Pabste zu unterwerfen, und ihm den Weg zu bahnen, daß England wieder in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen würde. Jesuitische Beichtväter umgaben seine Person, lenkten seine Entschließungen, und bestärkten ihn theils in den Vorstellungen, daß er ein Recht habe, alles zu thun, was er für gut achte, theils in dem Bestreben, den Protestantismus wo möglich völlig zu unterdrücken. Selbst der Pabst rieth ihm sich nicht zu übereilen, und der spanische Gesandte, gab ihm zu erkennen, wie gefährlich es sey, wenn man den Priestern zu viele Gewalt einräume. Als Jakob den Gesandten darauf fragte: ob denn der König von Spanien seinen Beichtvater nicht zu Rathe ziehe? erwiederte er: „leider geschieht es, aber eben darum steht es mit unsern Angelegenheiten so schlecht!“

Da Jakob jeden vernünftigen Rath verschmähte, und weder seinem Despotismus noch seinem fanatischen Religionseifer ein Ziel setzte, so zog sich

bald

bald ein Ungewitter über ihm zusammen, das
he unterbrach, und das, so leicht es auch zerst
doch als das Vorspiel jener großen Rev
betrachten ist, die ihn endlich seiner Krone
und ihn, sammt seinen Nachkommen, zu
hängigen und flüchtigen Leben in der Fr
urtheilt.

Der König Karl der Zweite hatte
gewissen Lucia Walters einen unehelichen
Namens Jakob, erzeugt. Dieser junge J
er zum Herzoge von Montmouth erhob, w
äußerst einnehmend, freigebig und vereini
haupt, ohne gefährliche Talente zu besitzen,
Eigenschaften, die ihm die Liebe des Volks
konnten. Das Volk, das in ihm den künfti
ger des Thrones so gerne gesehen hätte, se
seiner Hoffnung mit der Sage, daß der K
der schönen Lucia einen geheimen Ehevertrag
sen hätte, und äußerte den Wunsch, daß
Sohne vor dem Bruder den Vorzug geben
Aber auf die Bitten eben dieses Bruders h
in voller Rathsversammlung Montmouths G
unächt erklärt.

Als Jakob den Thron bestieg, hielt
Herzog von Montmouth in den Niederlan
Mit Vergnügen vernahm er die übereilten
seines Oheims, und die Klagen der Nation.
sichern Erwartung einer allgemeinen Unzuf
mit dem neuen Könige, und im Vertrauen
eigene Popularität, hatte er, in Verbindung
reren Mißvergnügten, längst alles vorberei
mit einer kleinen Mannschaft an der westliche
von England zu landen, wo ihm, wie er
bald alles Volk zulaufen würde. Er sandte
zog von Argyle, einen seiner Vertrauten,

Schiffen, welche Waffen und Kriegsvorräthe führten, nach Schottland. Sogleich nach seiner Ankunft in den Hochlanden verbreitete er ein Manifest, suchte das Volk zu gewinnen, und sah sich bald an der Spitze von zwei tausend Mann. Als aber ein furchtbarer Haufe königlicher Truppen wider ihn anrückte, verlief sich seine Armee, er selbst ward beim Versuche zu entkommen verwundet, und von einem Bauer gefangen genommen, der ihn in einem Teiche antraf, wo er bis an den Hals im Wasser stand. Von da ward er nach Edinburg gebracht und öffentlich hingerichtet.

Der Herzog von Montmouth war inzwischen, der Verabredung gemäß, im westlichen England gelandet. Die Zahl seiner Anhänger belief sich kaum auf hundert, sein Name war aber beim Volke so beliebt, und der Haß gegen Jakobs Glauben und Person so groß, daß er in vier Tagen schon über zwei tausend Mann, freilich meistens gemeine Leute, beisammen hatte. In einem Manifeste nannte er den König einen Verräther, Tyrannen, Mörder, einen papistischen Thronräuber, und gab ihm Schuld, daß er den vorigen König vergiftet habe. An der Spitze seines Anhanges rückte er in Taunton ein, nahm daselbst den königlichen Titel an, und ward mit großer Feierlichkeit ausgerufen. Zwanzig junge Mädchen aus guten Häusern überreichten ihm ein paar Fahnen von ihrer eigenen Arbeit, und eine Abschrift der Bibel. Von Taunton gieng er nach Bridgewater, wo er eben so viele Zuneigung fand, und von den obrigkeitlichen Personen mit allen Feierlichkeiten ihrer Aemter zum Könige ausgerufen ward. Sein Volk war nun auf sechstausend Mann angewachsen, und er mußte, aus Mangel an Waffen, täglich große Schaaren wieder fortschicken, die sich

um seine Fahnen sammelten. Es fehlte ihm blos an Klugheit und Geschicklichkeit, um seines Oheims umzustürzen. Er hatte um son keinen Mann von Talenten oder Tapf ihm im geheimen Rathe Anschläge geben, Felde beistehen konnte. Der Anführer sein rey, Lord Gray, war eine Memme, und d selbst, obgleich persönlich tapfer, ließ die G seiner Leute erschlaffen, ohne eine kühne mung zu wagen.

Der König war durch diesen Einbr wenig beunruhiget, noch mehr aber durch d eines Unternehmens, das anfangs verzweifel Sechs Regimenter britannischer Truppen wu Holland herüber gerufen, und eine Schaar ßiger von drei tausend Mann ward abgesc Fortschritten der Rebellen Einhalt zu thun Heere näherten sich einander unfern Bridgewa Herzog von Montmouth beschloß, entweder zu verlieren oder das Königreich zu gewinnen, nicht sein eigenes übles Benehmen und Grays hinderlich gewesen, so hätte er einen entsc Sieg erfechten können. Ungeachtet Gray Reuterey im Anfange der Schlacht flohen, ungeübte Fußvolk doch das Gefecht muthig le Stunden aus, und der Herzog selbst ver ne Fehler als Anführer ungerechnet, das zu frühe für einen Abentheurer, der nach ei ne rang. Ueber drei tausend von den Rebe ben im Treffen, und tausend wurden auf de niedergehauen. So endigte sich ein Unter das übereilt angefangen, und noch schwac fortgesetzt worden war.

Montmouth floh mit einem einzigen P so weit vom Schlachtfelde, als ihn sein Pf

und da dieses ermüdet unter ihm niedersank, sah er sich genöthiget, zu Fuße weiter zu gehen, und seine Kleider mit einem Schäfer zu vertauschen, um sich vor seinen Verfolgern zu verbergen. Durch Hunger und Müdigkeit ganz erschöpft, legte er sich in einem Graben nieder, und bedeckte sich mit Gras und Laub. Als seine Verfolger den Schäfer in des Herzogs Kleidern fanden, setzten sie ihre Nachforschungen um so eifriger fort, und mit Hülfe von Spürhunden ward er in seiner elenden Lage entdeckt. Er hatte in seiner Tasche grüne Erbsen, welche mehrere Tage hindurch seine einzige Nahrung gewesen waren; und da sein Muth durch Hunger und Ermattung aufgezehrt war, brach er in Thränen aus, und betrug sich überhaupt so, wie es sich für seine Rolle nicht schickte. Selbst bei seiner Ankunft in London ließ er sich durch die süße Hoffnung des Lebens verleiten, die niedrigste Unterwerfung zu beweisen, um sich Verzeihung zu bewirken; wiewohl er von selbst aus der Größe seines Verbrechens und aus der gefühllosen Gemüthsart des Königs hätte abnehmen können, daß er keine Gnade zu erwarten habe. Jakob ließ den Gefangenen vor sich bringen, um seine Augen an dem Anblicke eines gefallenen Feindes zu weiden. Bei dieser Zusammenkunft fiel der Herzog auf die Kniee, und bat flehentlich um Schonung. Er unterzeichnete sogar eine ihm vom Könige überreichte Schrift, worinn er seine unächte Geburt gestand. Alsdann aber versicherte ihn der hartsinnige Tyrann, sein Verbrechen wäre von der Art, daß es gar nicht vergeben werden könnte.

Als der Herzog sah, daß er von seines Oheims Gnade nichts zu hoffen hatte, sammelte er seinen Muth, stand auf, und gieng mit einer verächtlichen Miene fort. Der Pöbel begleitete ihn unter häufi-

 gen

gen Thränen zum Blutgerüste. Als der Unglückliche hier angekommen war, legte er mit vieler Fassung sein Haupt auf den Block nieder. Von Mitleid gerührt, oder durch das ehrfurchtgebietende Benehmen Montmouths von Schrecken übermannt, hieb der Nachrichter zu schwach. Der Unglückliche richtete seinen Kopf vom Blocke auf, und sah dem Nachrichter ins Gesicht, als wenn er ihm seinen Fehler vorwerfen wollte. Dann legte er sich sanft nieder, und der Nachrichter hieb zum zweiten und drittenmal, ohne den Kopf vom Rumpfe zu bringen. In der Verzweiflung warf er das Beil weg mit dem Ausrufe, er sey außer Stande, sein blutiges Amt zu vollenden. Der Richter nöthigte ihn, noch einen Versuch zu machen, und jetzt erst endete die Metzeley mit dem Tode des Unglücklichen.

2.

Grausame Bestrafung der Empörer. Vorkehrungen zur Einführung der katholischen Religion.

Als diese Empörung unterdrückt war, versäumte der König eine schöne Gelegenheit, sich durch Gnade beliebt zu machen. Die siegende Armee fiel mit wilder Grausamkeit über die Gefangenen her, mordete mit kaltem Blute, und die Anführer ließen die Unglücklichen an Galgen aufhängen, ohne nur einen Schein von Verhör vorzunehmen. Am grausamsten wüthete der Oberste Kirk, ein Mann von wilder blutdürstiger Gemüthsart. Gleich bei seinem ersten Eintritt in Bridgewater ließ er nicht nur neunzehen Gefangene aufhängen, ohne im geringsten ihre Verschuldung zu untersuchen, sondern befahl auch die

Hin-

Hinrichtung mehrerer Anderer, während er mit seiner rohen Gesellschaft des Königs Gesundheit trank. Als die Unglücklichen in der Todesangst mit den Füssen zappelten, schrie er, sie sollten billig zu ihrem Tanze Musik haben, und ließ die Trompeten blasen. Er verwüstete das ganze Land, ohne einen Unterschied zwischen Freund und Feind zu machen. Eine Anekdote, die man gewöhnlich von ihm erzählt, ist für die Geschichte menschlicher Heimtücke und Barbarey merkwürdig. Ein schönes junges Mädchen, in Thränen gebadet, warf sich ihm zu Füßen und bat für das Leben ihres Bruders. Der viehische Tyrann, von Begierde entflammt, aber nicht zum Mitleid erweicht, versprach ihr die Gewährung ihrer Bitte, wenn sie seine Wünsche erfüllen wollte. Nach vielem Sträuben willigte sie in seine grausame Zumuthung, ohne zu bedenken, daß der Elende, der sie zu thun fähig war, keinen Glauben und kein Zutrauen verdiente. Aber sie hatte bald Gelegenheit, dieß inne zu werden. Nachdem sie die Nacht mit ihm zugebracht hatte, zeigte ihr der übermüthige und treulose Barbar am Morgen aus dem Fenster des Schlafzimmers den geliebten Bruder, für den sie ihre Unschuld zum Opfer gebracht hatte, an einem Galgen, den er heimlich zu diesem Ende hatte aufrichten lassen. Wuth, Erbitterung und Verzweiflung bemächtigten sich ihres Gemüths, und beraubten sie auf immer ihrer Sinne.

So grausam die kriegerische Strenge der Heerführer war, so wurde sie doch noch bei weitem durch das gesetzmäßige Morden des Richters Jefferys übertroffen, der zur Verhörung der Rebellen abgeschickt ward. Er eilte, von vier andern Richtern begleitet, mit wilder Freude zu seiner Bestimmung, als zu einer vollen Erndte des Todes. Die natürliche Wild-

heit

heit seiner Gemüthsart ward durch beständ
rauschung noch mehr angefeuert. Er sagte
fangenen, wenn sie ihm die Mühe des Ve
sparen wollten, so könnten sie noch einige
warten; sonst aber würde er an ihnen da
mit der äußersten Strenge vollziehen. Dar
ßen sich viele arme Leute zu einem Geständ
leiten, fanden aber, daß es blos ihren U
beschleunigte. Ueberall trug der Barbar
und Bestürzung umher; selbst Weiber wa
von der allgemeinen Strenge ausgenommen,
wurden dafür bestraft, daß sie ihre nächsten A
ten bei sich beherberget hatten. Da bei der
chung die größte Verwirrung herrschte, so
Menge unschuldiger Personen ums Leben. Ue
wurden gegen fünfhundert Gefangene verhört
urtheilt. Zweihundert davon wurden hingeri
die übrigen wurden fortgeschickt, oder grau
peitscht, oder mußten dem verruchten Richt
Verzeihung abkaufen.

Als wäre der König begierig gewesen,
hässige dieser grausamen Bestrafungen auf si
zu nehmen, belohnte er den unmenschlichen
nach seiner Rückkunft mit der Kanzlerwürde
schnelle und glückliche Unterdrückung der En
machte ihn so übermüthig, daß er immer
Schritte that, und sich die gewaltsamsten
in die Verfassung erlaubte. Er versammelte a
ten November des Jahres ein tausend sechs
und fünf und achtzig ein Parlament, eröffnete
einer unverschämten Rede, und machte bekan
er bereits viele Katholiken zu Offiziersstellen
dert habe, und sie künftig auch unbedenklich
len andern Stellen, Trotz dem Gesetze zulass
de. Das Oberhaus wagt einen Einspruch geg

Neuerung, der zornige König prorogirt darauf das Parlament, und da es die Vorstellung nicht zurücknimmt, hebt er es gänzlich auf, und erklärt, daß er künftig ohne Parlament regieren werde. So herrschsüchtig war Jakobs Gemüthsart, so schwindlich seine Idee von seiner Gewalt und so heftig die Maaßregeln, die ihm von seinen Priestern und von seiner eigenen Bigoterie an die Hand gegeben wurden. Sein apostolischer Eifer, der ihn der alltäglichsten Klugheit beraubt zu haben schien, machte ihn so begierig nach Proselyten, daß jedermann deutlich sah, es gebe kein anderes Mittel, seine Gunst und sein Vertrauen zu erwerben, als den katholischen Glauben anzunehmen. Manche thaten es zum Scheine, andere aber legten lieber ihre Aemter nieder und zogen sich in die Einsamkeit zurück. Der bekehrungssüchtige König gieng so weit, daß er sogar den Obersten Kirk aufforderte, in den Schoos der allein seeligmachenden Kirche zurück zu kehren. Der wilde Krieger sagte aber, er sey bereits vorläufig versprochen, denn er hätte sich gegen den König von Marocco anheischig gemacht, wofern er je seine Religion änderte, wollte er ein Türk werden.

Es war nicht zu erwarten, daß die Mitglieder der englischen Kirche der Verbreitung des Katholicismus gleichgültig zusehen würden. Der schriftliche Krieg wider das Pabstthum wurde mit dem größten Eifer geführt, und es waren nicht blos Angriffe von erhitzten und schmähsüchtigen Feinden, sondern von sehr gelehrten und scharfsinnigen Gegnern, die das Innerste der katholischen Religion aufdeckten, und in seiner Blöße darstellten. Auf den Kanzeln ward heftig gegen das Pabstthum geeifert, das man um so viel fürchterlicher abbildete, weil es vom Könige unterstützt wurde. Vergebens gebot Jakob Stillschwei-

gene

gen, und befahl dem Bischof von London
solchen Eiferer alle Amtsverrichtungen zu u
Da der Bischof sich zu gehorchen weigerte
schloß der König, das verhaßte hohe Gerich
herzustellen, das zu seines Vaters Zeiten du
Parlamentsschluß auf immer abgeschafft wor
Allein die Gesetze waren für diesen König k
derniß, wenn sie seinen Neigungen wide
Es ward von neuem eine geistliche Kommis
dergesetzt, in welcher sieben Bevollmächtigte
umschränkter Gewalt über die ganze englisch
bekleidet wurden. Die ganze Nation gerieth i
cken, denn wurde dieser Gerichtshof anerkannt
es um die Religionsfreiheit geschehen. Die
mächtigten fiengen auch sogleich ihr verhaß
schäfte damit an, daß sie dem Bischof von
und dem eifernden Prediger die Ausübung ih
tes untersagten.

Alle gemäßigten Katholiken sahen ein, d
ausschweifenden Schritte ihre Sache, die sie
zu erhalten suchten, zu Grunde richten
Aber der König ward so gänzlich von seiner
schen Gemahlinn, und seinem fanatischen Be
ter beherrscht, daß es scheint, die Kühnheit
Maaßregel sey ihm ein hinreichender Grund ge
sie zu ergreifen. Seine Anstalten in Engla
ren noch behutsam, in Vergleichung mit dene
er sich in Schottland und Irland erlaubte.
Schottland befahl er dem Parlamente, blos d
tholicken Duldung zu verwilligen. In Irland
den die Protestanten gänzlich aus allen wichtige
einträglichen Aemtern vertrieben, und einer der
lichen Bevollmächtigten ließ sich vor Gericht v
ten, alle Protestanten wären Schelme, und unter

zigtausend gäbe es nicht einen, der nicht ein Verräther, Aufrührer und Bösewicht wäre.

Um sein Werk zu beschleunigen, sandte der König abermals öffentlich einen außerordentlichen Botschafter nach Rom, um dem Pabste seinen Gehorsam zu bezeugen, und seine Königreiche sämmtlich dem heiligen Stuhle zu unterwerfen. Obgleich der Pabst sehr richtig schloß, daß ein Plan, der mit so wenig Vorsicht betrieben wurde, unmöglich einen glücklichen Fortgang haben könne, so sandte er doch einen Nuncius nach England, um die Gesandtschaft zu erwiedern. Aller Zusammenhang mit dem Pabste war durch eine Parlamentsacte für Hochverrath erklärt worden; aber Jakob achtete so wenig auf das Gesetz, daß er dem Nuncius eine öffentliche Audienz zu Windsor gab, und der Herzog von Sommerset verlor alle seine Aemter, weil er sich weigerte, bei dieser gesetzwidrigen Ceremonie zu erscheinen. Selbst der gemeine Mann gab seinen Abscheu gegen das Pabstthum zu erkennen. Als der Lordmajor von London dem neuangekommenen Nuncius, der öffentlich in der Hauptstadt residirte, ein großes Gastmahl gab, und auch den Bischof von Durham dazu eingeladen hatte, weigerte sich sein Kutscher schlechterdings, ihn dahin zu fahren. Aehnliche Vorfälle äußerten sich häufig, und verriethen den Ingrimm, den Bedrückung und Sektenhaß überall hervorbringen, besonders aber bei einer Nation bewirken mußten, unter der auch der Geringste und Unwissendste wenigstens im Allgemeinen wußte, daß er Rechte besaß, die ihm kein König rauben dürfe, und stolz darauf war.

Das Unwesen dauerte inzwischen eine Zeitlang noch beständig fort, und gieng immer weiter. Es ward den Jesuiten erlaubt, in verschiedenen Gegenden des Königreichs Schulen zu errichten; sie übten

den

den katholischen Gottesdienst auf die öffentl
aus, und vier in des Königs Kapelle gew
schöffe wurden durch das Königreich ausgesc
bischöflichen Amtsverrichtungen unter dem
stolischer Verweser abzuwarten. Ihre H
wurden in der königlichen Druckerey gedr
durch alle Gegenden des Königreichs verth
ne große Anzahl Priester und Mönche kam
land an, welche die günstigen Gesinnungen
nigs zur Ausbreitung des Katholicismus
Jedes ansenliche Amt, das die Krone zu
hatte, ward nach und nach den Protestan
gen. Die Lords Rochester und Clarendon,
nigs Schwäger, die stets seinem Interess
gewesen waren, wurden als Protestanten i
tes entlassen. In verschiedenen Gegenden
des wurden Oerter zum öffentlichen Gottesd
den Katholiken errichtet, und die Religiose
mischen Kirche erschienen am Hofe in ihren
kleidern. Die Jesuiten suchten das engli
durch Anbietung von Geld zur Anhörung
und zum katholischen Glauben zu bewegen.
blieb dem Könige, der bereits fast alle vorne
gerliche und Kriegsbedienungen in den dre
reichen den Protestanten abgenommen und ih
lichen Feinden übertragen hatte, nunmehr ü
den Katholiken die Thüren der Kirchen und
sitäten zu öffnen, und auch daran wurde
Eifer gearbeitet *).

---

*) Einige charakterische Züge zur Schilderung des
Unwesens, das König Jakob der Zweite in sein
trieb, und des bigotten Geistes, der ihn regier
das Schreiben eines Jesuiten in England, d
zweiten Februar des Jahres ein tausend sechsh
sieben und achtzig an einen seiner Ordensbrüde

3.

Verfolgung der Reformirten in Frankreich. Aufnahme derselben in England. Schicksal einiger englischen Bischöffe.

Zu eben der Zeit, da die Protestanten in England gedrückt, und im Genuß ihrer Freiheiten beschränkt

---

burg in der Schweiz schrieb, und das in Rapin de Thoyras Geschichte von England (im achten Buche S. 235) aufbehalten worden ist. Hier heißt es unter andern: „die große Neigung des Königs von England zu unsrer Gesellschaft ist ganz außerordentlich. Als der Pater Keynes wieder nach London zurück kam, empfieng ihn der König aufs gnädigste, und redete mehrere Stunden sehr vertraut mit ihm, da sich indeß die Herzoge und Grafen im Vorzimmer befanden und auf Audienz warten mußten. — Als der Pater Clave zu ihm kam, sagte der König, wie er sich auf die Kniee werfen wollte, zu ihm: „Es ist wahr, mein ehrwürdiger Vater, ihr habt mir zu einer andern Zeit die Hand geküßt; hätte ich aber damals gewußt, daß ihr ein Mitglied des heiligen Ordens Jesu wäret, so würde ich mich vor euch auf die Kniee nieder geworfen und euch die Hand geküßt haben." Vor Kurzem stellten ihm einige unserer Mitbrüder vor, daß Seine Majestät fast zu eifrig und eilfertig mit dem Vorhaben der allgemeinen Bekehrung zu Werke zu gehen schienen. Allein Seine Majestät antworteten: „Ich bin alt, und muß daher große Schritte thun, sonst würd' ich euch vielleicht, wenn ich sterben sollte, in einem schlechten Zustande hinterlassen." Als sie ihn fragten, warum er so wenig für die Bekehrung seiner Prinzessinnen Töchter sorge? antwortete er: „Meine Töchter zu bekehren, dafür könnt ihr mich sorgen lassen; thut ihr eurer Seits nur alles, was in eurem Vermögen steht, eure Untergebene und Andere zum Glauben zu bekehren." Daß die frommen Väter der Gesellschaft Jesu solche Ermahnungen nicht unbenutzt ließen, und wo Güte nicht helfen wollte, Zwangsmittel anwendeten, bedarf kaum einer Erinnerung. Was konnte auch verdienstlicher seyn, als Seelen vom Verderben zu erretten?

schränkt wurden, erfuhren sie in dem nahe
reich die schröcklichsten Verfolgungen und n
Leiden. Wer kann ihr Schicksal erzählen
ohne mit dem lebendigsten Abscheu gegen die
xen erfüllt zu werden, die solche Quaalen
Mitmenschen verhängen konnten.

Frühzeitig hatten sich in Frankreich di
tze der Reformirten verbreitet. An vier T
der edelsten, arbeitsamsten, fleißigsten, ge
Franzosen bekannten sich zu ihnen. Nach de
sten Kämpfen und Stürmen, die sie auszust
ten, versicherte ihnen König Heinrich der Vier
das bekannte und berühmte Edict, welches
dreizehenten April des Jahres ein tausend
dert und acht und neunzig unterzeichnete, eine
mene bürgerliche und religiöse Freiheit. Sch
war diese Duldung dem grausamen Blutd
Katholiken, besonders der Pfaffen und P
höchst zuwider. Sie versuchten daher alle m
Mittel, die Gewissensfreiheit der Reformirte
schränken, oder gar aufzuheben. Endlich ge
ihnen, den König Ludwig den Vierzehnte
zu bringen, daß er am achtzehenten October d
res ein tausend sechshundert und fünf nnd
das Edict von Nantes, und mit ihm alle T
der Reformirten aufhob.

Die Vorbereitungen zu diesem Streich
schon von langer Zeit her gemacht worden.
Arglist, Betrug und Bestechung wurden vi
zelne Rechte der Protestanten in den Provinz
gezogen, und wenn ein Katholik mit einem
stanten einen Rechtshandel hatte, so wußte
gewönlich so zu lenken, daß der Katholik Re
hielt. Man verhängte Verfolgungen gegen di
testanten, unter dem Schein, ihre Verbrechen

strafen, man hörte falsche Zeugen gegen sie ab, und verdammte sie zu den härtesten Strafen; besonders suchte man durch diese verabscheuungswürdigen Mittel, ihre Prediger auf die Galeeren und ins Gefängniß zu bringen. Aller Zutritt zu Ehrenämtern und öffentlichen Bedienungen, ja auch zu Zünften und Künsten, wurde den Protestanten verwehrt. An vielen Orten jagte man sie ohne alle Ursache aus den Rathsversammlungen und aus allen bürgerlichen Ehrenstellen. So wurden viele protestantische Familien in Versuchung gesetzt, entweder ihren Glauben zu ändern, oder zur Vermeidung der äußersten Armuth aus dem Lande zu gehen. Da sich aber immer noch Einige erhielten, so fertigte man im Staatsrath eine Verordnung aus, nach welcher diejenigen, die den katholischen Glauben annehmen würden, drei Jahre von der Bezahlung ihrer Schulden befreit wurden. Dieß reitzte viele von ihren Gläubigern verfolgte Protestanten zum Abfall, und verursachte ihren übrigen Glaubensbrüdern großen Schaden. Man nahm den Protestanten ihre Akademien und gelehrten Schulen, nöthigte die Eltern, deren Kinder katholisch wurden, für dieselben ein schweres Kostgeld zu erlegen, und beraubte sie der Freiheit Vormünder zu werden, so daß alle elternlose und minderjährige Kinder unter die Erziehung der Katholiken kamen.

Um das Volk auf die Ausrottung der Protestanten vorzubereiten, und um den Abscheu zu mindern, den die beschlossene grausame Verfolgung erregt haben würde, wurden Missionarien und Kontroversprediger ausgeschickt, die ihren Zuhörern Zorn und Galle gegen die sogenannten Ketzer einflößten. Hierzu gesellten sich die Federn verschiedener Schriftsteller, die in einer gleisnerischen Sprache und mit vielen geschickten Wendungen die Nation gegen den

Pro-

Protestantismus einnahmen. Endlich brac
fentliche Verfolgung los. Ganze Regimen
goner wurden mit Pfaffen, mit losgelassen
dern, mit Spitzbuben — im Namen Got
saudt, um die Reformirten katholisch z
Die Grausamkeiten, welche die königlichen
knechte verübten, übersteigen allen Glaub
Intendanten machten den Verfolgten zuerst
len des Königs bekannt, daß sie ohne B
tholisch werden sollten, und wenn sie es n
willig thun werden, so würde man sie mi
dazu zwingen. Wollten sie nicht einwilligen,
ten die Dragoner, an deren Spitze, auß
Befehlshabern, die Intendanten, Bischöfe,
narien, Mönche und andere Geistliche waren
besetzten die Zugänge, und drangen oft mit
gen in der Faust in die Plätze ein, und
„Sterbet, sterbet, oder werdet katholisch!“
unmenschlichen Legionen wurden nur bei Pro
einquartiert, wo sie zügellos lebten, und ihre
hinderten, aus dem Hause zu gehen, oder
von ihrem Vermögen in Sicherheit zu bring
erst verschleuderten sie alle Lebensmittel, die
ihren Wirthen antrafen; alsdann raubten si
was sie an Geld, Kostbarkeiten und Kleinodi
ten; endlich vergriffen sie sich an ihren Pe
und übten an ihnen alle Arten der Grausamk
Die Kinder wurden den Müttern aus den
gerissen, die geistlichen Bücher durch des J
Hand verbrannt, den Weibern, die französich
men sangen, die Haare abschnitten; Priester,
re Heerde nicht verlassen wollten, wurden zun
verurtheilt; Greise wurden von Soldaten zum
geschleppt, und gezwungen, das Abendmahl n
tholischer Weise zu genießen; die Zurückge

wurden in die abscheulichsten Kerker geworfen, die Neubekehrten mit Kundschaftern umgeben, die alle ihre Seufzer zählten, und die Väter wurden auf das Angeben ihrer Kinder verurtheilt. Die Sterbenden verfolgte und beunruhigte man bis auf den letzten Augenblick ihres Lebens; die Leichname der Widerspenstigen wurden wieder ausgegraben, mit Füßen getreten und auf den Schindanger geworfen. Die Aerzte durften keinem Kranken, die Wehemütter keiner Gebährenden beistehen, wenn beide nicht ihren väterlichen Glauben abschworen. Frauenzimmer, ohne Unterschied des Standes, Alters und der Erziehung, wurden Tage lang nackend auf die Straßen gestellt; nicht genug, sie nur zu schänden, durchstach man ihnen die Augen und die Brüste mit Bajonetten. Mütter wurden an die Bettpfosten gebunden, an die andere Seite ihnen gegenüber fesselte man ihre Säuglinge: so ließ man sie mehrere Tage alle Quaalen Leibes und der Seele fühlen, um sie zur Annahme des katholischen Glaubens zu zwingen. Hier zog man dem einen Stiefeln voller Fett an, stellte ihn an ein starkes Feuer, und marterte ihn bis zur Bewußtloßigkeit. Dort tröpfelte man einem andern Talg von brennenden Lichtern in die Augen, bis er starb. Da schüttete man diesem Pulver in die Ohren, und zündete es an; da bohrte man jenem tiefe Löcher ins dicke Fleisch, und goß ihm Essig und Salz hinein. Kurz, unerschöpflich war die Erfindungskraft in Aussinnung entsetzlicher Quaalen, vor denen das Blut in den Adern starrt.

Das allerhärteste bei diesem unmenschlichen Verfahren war dieß, daß man den unglücklichen Schlachtopfern der Religionswuth das Auswandern verbot. In alle Häfen und Grenzstädte wurden strenge Befehle geschickt, alle Personen, die Frankreich verlas-

sen

sen wollten, anzuhalten, und wenn sie keine Zeugnisse von ihren Bischöfen oder Pfarrherren hätten, daß sie katholisch wären, in die Gefängnisse zu werfen und als Staatsverbrecher anzusehen. Dessen ungeachtet entwischte doch eine Menge durch List, durch Bestechung der Wachen und durch die sinnreichsten Erfindungen von Hülfsmitteln.

Gegen fünfzigtausend dieser unglücklichen Flüchtlinge kamen nach England, und wurden daselbst mit vielem Wohlwollen aufgenommen. Der König ließ eine allgemeine Geldsteuer für sie veranstalten, die sehr beträchtliche Summen abwarf; er ließ sie naturalisiren und ertheilte ihnen ansehnliche Freiheiten, ja er mißbilligte sogar die ganze Verfolgung, rechtfertigte aber die Jesuiten, deren Werk sie doch hauptsächlich war. Sein Betragen bei dieser Gelegenheit konnte aber niemanden täuschen, der die Gewaltthaten erwog, die er sich selbst gegen seine protestantischen Unterthanen erlaubte. Einen weit stärkeren Eindruck machten die grauenvollen Erzählungen der eingewanderten Verfolgten, und sie vermehrten den Abscheu gegen die Bigotterie des Königs. Da er nun den Predigern befahl, ein sogenanntes Toleranzedict, das offenbar die Beförderung des Katholicismus zum Zwecke hatte, von den Kanzeln abzulesen, so beschlossen sie fast allgemein, sich lieber der Rache des Hofes durch ihren Ungehorsam auszusetzen, als einen Befehl zu erfüllen, den sie nicht billigen konnten, ohne sich zugleich dem Hasse und der Verachtung des Volkes preis zu geben.

Der Erzbischof von Canterbury und sechs Bischöfe übergaben dem Könige eine bescheidene Vorstellung, worinn sie erklärten, daß ihnen ihr Gewissen nicht erlaube, das Toleranzedict öffentlich bekannt

zu

zu machen, weil sie es für gesetzwidrig hielten *). Diese bescheidene Vorstellung diente blos dazu, des Königs Unwillen noch mehr zu entflammen. Entschlossen, durchaus keinen, nicht einmal den bescheidensten Widerspruch zu dulden, befahl er, die Bischöfe sogleich gefangen in den Tower zu führen, und vor das hohe Gericht zu stellen. Weil die ganze Stadt zu ihrem Vortheile in Bewegung war, so ließ er sie auf der Themse in das Gefängniß bringen. Allein diese Vorsicht konnte das Zuströmen einer unglaublichen Menschenmenge an den Ufern des Flusses nicht verhindern. Es war rührend anzusehen, wie die großen Menschenhaufen, welche beide Ufer besetzt hielten, auf ihrem Angesichte liegend, die dem Gefängnisse zuwandernden Bischöfe um ihren Segen, und um die Rettung des Landes und der Religion baten; wie selbst die Soldaten, die Waffen wegwerfend, vor den ehrwürdigen Prälaten auf die Kniee fielen; wie die letztern voll Demuth das Volk ermahnten, Gott zu fürchten, und dem Könige Ehrfurcht und Treue zu beweisen.

Ein ähnlicher Auftritt ereignete sich, als die Bischöfe zum Verhör geführt wurden. Personen aus allen Ständen waren gerührt von der schröcklichen Gefahr, in der sich die Freiheit der Kirche und des Staats befand, und betrachteten den gegenwärtigen Rechtsfall als höchst wichtig, beides für den König und

*) Blos die Bischöfe von Durham und Rochester liesen das Toleranzedict in den Kirchen ihrer Sprengel ablesen, allein mit schlechtem Erfolg; denn die Zuhörer konnten ihren Unmuth nicht zurückhalten. Ein Pfarrer sagte vor seiner versammelten Gemeinde, er habe zwar gemessenen Befehl, das Edict abzulesen, allein sie hätten keinen ihn anzuhören, daher sie seinetwegen die Kirche verlassen könnten. Die Leute ließen sich das nicht zweimal sagen.

und für das Volk. Neun und zwanzig weltliche Pairs begleiteten die Gefangenen zu der Gerichtsstätte nach Westminsterhall, und es schlossen sich so viele angesehene Bürger an die Procession, daß zum Eintritt für den Pöbel wenig Platz übrig blieb. Das Verhör, welches beinahe zehen Stunden dauerte, wurde von beiden Seiten mit vieler Geschicklichkeit geführt, und mit der geschärftesten Aufmerksamkeit angehört. Ungeachtet die Richter ihre Stellen nur so lange hatten, als es dem Könige gefiel, so hatten doch zwey von ihnen den Muth, sich gegen die gesetzwidrigen Anmaßungen des Königs zu erklären, und nach langen Debatten wurden die Prälaten für unschuldig erklärt.

Als dieser Urtheilsspruch dem Pöbel, der den ganzen Gerichtsplatz umringte, bekannt wurde, erhob er ein so lautes dreimaliges Freudengeschrey, daß der Schall die ganze Gegend durchdrang. Das lauteste Jauchzen verbreitete sich augenblicklich von Straße zu Straße, es wurden Freudenfeuer angezündet, und überall brachen die Zeichen der allgemeinen Zufriedenheit aus. Auch schränkte sich der Jubel über diesen rechtlichen Sieg nicht auf die Hauptstadt ein; in der größten Geschwindigkeit verbreitete sich derselbe über das ganze Königreich.

Wenn der König diesen natürlichen Ausbruch der Empfindung hätte benutzen wollen, so würde er bei aller Eingeschränktheit seines Verstandes wenigstens nun eingesehen haben, daß es Zeit sey sich zu mäßigen, wofern er nicht im Ernst die Absicht hätte, die Krone seinen Religionsvorurtheilen aufzuopfern. Aber so sehr hatte ihn die Bigotterie verblendet, und so eigensinnig beharrte er bei seinen gewaltsamen Maaßregeln, daß er sie nicht aufgeben und sich bei ihrer Befolgung nicht einmal der Gewaltthätigkeit ent-

enthalten konnte, ob er gleich wußte, daß sie von allen Ständen des Reichs verabscheuet würde, die Handvoll Katholiken ausgenommen. Er entsetzte sogleich die beiden Richter, die ihre Stimme zu Gunsten der Prälaten gegeben hatten, und gab ihre Stellen Männern von biegsamerem Charakter. Er erließ Befehle an die kirchlichen Kommissarien, alle Geistlichen zur Verantwortung zu ziehen, die sein Toleranzedict nicht abgelesen hätten, das heißt alle Geistlichen der englischen Kirche, etwa zweihundert ausgenommen, die seine Befehle auch nur sehr unvollkommen vollzogen hatten. Um seinen Maaßregeln noch mehr Nachdruck zu geben, zog er innländische und schottländische Truppen in der Nähe von London zusammen, und ließ sie hier ein Lager beziehen. Allerdings vermehrte er hiedurch den Schrecken und die Besorgniß, welche sein despotisches Verfahren schon verbreitet hatte, zugleich aber auch den Unwillen und den Empörungsgeist, der bereits, wenn auch nur noch im Verborgenen, schon sehr allgemein verbreitet, und sehr thätig geworden war. Er brachte viele Zeit im Lager mit der Zucht und Uebung der Truppen zu, und suchte auch hier Proselyten zu machen. Mitten im Lager ward eine katholische Kapelle errichtet, um die Soldaten zu diesem Glauben zu bringen; aber die wenigen Bekehrten, welche die Priester gemacht hatten, wurden von ihren Kameraden so verächtlich und schimpflich behandelt, daß die übrigen abgeschreckt wurden, ihrem Beispiele zu folgen. Einst ließ der König eines der Regimenter in seiner Gegenwart aufstellen, und befahl, es sollten alle das Gewehr strecken, welche sein Toleranzedict nicht annehmen wollten. Mit Erstaunen sah er das ganze Regiment die Waffen niederlegen, bis auf zween Officiere, und einige wenige katholische Soldaten.

4.

Zweideutige Geburt eines Kronpri

Da der König seine hierarchischen u
schen Despotismusversuche, alles Widerstre
geachtet, beständig erneuerte, so wurde die
des öffentlichen Unwillens immer lauter. D
gemäßigtsten Personen konnten seine Maaßreg
geringerem zuschreiben, als einem festen Pl
ne Religion im ganzen Reiche und eine unu
te Macht der Krone einzuführen. Den Aus
ner Empörung verzögerte nur die Hoffnung,
König keinen Sohn hatte, daß er schon bej
seine Gemahlinn kränklich, es also nicht wa
lich war, daß er noch einen bekommen würde.
beiden Töchter aus der ersten Ehe, Maria un
die nach ihm den Thron bestiegen, waren
der protestantischen Religion erzogen, und hien
selben so beharrlich an, daß alle bisher ange
Bemühungen des Königs, sie zum Uebertrit
wegen, vergebens gewesen waren. Die ält
an den Prinzen Wilhelm von Oranien, St
der vereinigten Niederlande, die zweite an de
zen Georg von Dänemark vermählt. Der
kobs ließ also das Ende des Katholicismus
Throne erwarten, indem ihm die Prinzessinn
von Oranien folgen mußte, und niemand z
daß dann alles wieder in das rechte Geleis
würde.

Diese frohe Hoffnung ward plötzlich ers
als sich ganz unvermuthet die Nachricht ver
die Königinn befinde sich in gesegneten Leibes
den. Die katholischen Priester verbreiteten dies
richt mit großem Triumphe, und schrieben d

stand der Königinn einer besondern Gunst des Himmels zu. Es sey, sagten sie, die Wirkung der Fürsprache der Madonna zu Loretto, und eben dieser Verwendung zufolge würde die Königinn auch einen Sohn gebähren. In der That war um die Fürsprache der erwähnten Heiligen, durch die Mutter der Königinn, die Herzoginn von Modena, zu Loretto nachgesucht, und von derselben, im Namen der Schwangern, ein prächtiges Geschenk — bestehend in einem goldenen Engel, der ein Herz trug — zum Opfer gebracht worden.

So groß die Freude und so laut der Jubel der katholischen Priester, der Höflinge und aller Papisten über dieß Ereigniß war, so groß war der Schrecken der Protestanten. Von einem Sohne, der von einem solchen Vater erzogen würde, ließ sich nichts als die Fortsetzung derselben verfassungswidrigen Maaßregeln erwarten. Personen aus allen Ständen schöpften jetzt schon die bangste Besorgniß, als ob ein regelmäßiger Plan entworfen sey, das Pabstthum und die willkührliche Gewalt auf sie und alle ihre Nachkommen bis in die spätesten Zeiten zu vererben. Aber mit dem Schrecken verbreitete sich auch zugleich das Gerücht, die Schwangerschaft sey eine bloße Erdichtung derjenigen, die sie so sehnlich wünschten. Die Königinn war seit mehreren Jahren kränklich, bisher in Geburten immer unglücklich gewesen, und seit fünf bis sechs Jahren hatte sie gar nicht mehr gebohren. Die Katholiken selbst sollen ihre Fähigkeit dazu bezweifelt, und deswegen ihren Tod gewünscht haben. Hiemit verband man die Sage von der Wunderwirkung der heil. Jungfrau, und die bestimmte Vorherverkündigung eines Prinzen; und so bedurfte es nur wohl noch des Abscheues und Hasses der Protestanten gegen die Papisten, um dem Argwohn Raum

zu

zu geben, daß der Hof mit einer Betrügerey umgehe, und die Schwangerschaft ein leeres Vorgeben sey. Dieses Gerücht durchlief das ganze Reich, und fand überall Glauben. Rasch und unüberlegt nahm der große Haufe die Vermuthung für Gewißheit, und der Unterrichtete wußte Beispiele anzuführen, daß dergleichen Kunstgriffe schon eher versucht worden wären.

Es blieb selbst dem Könige und seiner Gemahlinn nicht verborgen, welche Gerüchte umherliefen; allein man würdigte dieselben keiner Aufmerksamkeit, wenigstens that man nicht das geringste, um sie zu widerlegen oder zu nnterdrücken. Die Königinn soll geäußert haben, sie würde sich nicht die Mühe nehmen, Personen zu überzeugen, die sie einer solchen Betrügerey fähig hielten. Während der ganzen Schwangerschaft bestund ihre Umgebung blos aus Personen der römischen Kirche. Keiner protestantischen Dame, nicht einmal der Prinzessinn Anna, ihrer Stieftochter, war es verstattet, sich auf eine sinnliche Weise von der Schwangerschaft der Monarchinn zu überzeugen. Nach einem alten Ceremoniel mußte, bei dem Aufstehen der Königinn, die vornehmste Dame, welche sich in ihrem Schlafzimmer befand, ihr das Hemd reichen. Mehrmals fand sich die Prinzessinn Anna in der Königinn Schlafzimmer ein, um diesen Dienst zu verrichten, und bei dieser Gelegenheit sich von dem Zustande derselben Gewißheit zu verschaffen. Vermuthlich aber, weil die Königinn dieß merkte, und es ihr zuwider war, vermied sie es sorgfältig, und blieb jedesmal, wenn die Prinzessinn im Zimmer war, so lange in ihrem Bette, bis sie sich wieder entfernt hatte. Auch keine andere protestantische Dame fand Gelegenheit, sich von dem angeblichen Zustande der Königinn zu überzeugen. So

leicht dieß aus der natürlichen Schaamhaftigkeit, oder aus der Abneigung der Königinn gegen die Protestanten und die Prinzessinn erklärt werden kann, so hielt es doch der rege Argwohn für ein Zeichen, daß ein Betrug im Werk sey. Man sammelte noch manche andere Beobachtungen, und fand in dem ganzen Betragen der Königinn und ihrer Umgebungen, ein absichtliches Verbergen und ein geheimnißvolles Wesen, das den Verdacht vermehrte.

So stunden die Sachen, als am zehenten Junius des Jahres ein tausend sechshundert und acht und achtzig der Donner der Kanonen dem Publikum die glückliche Entbindung der Königinn verkündigte, und eine Proklamation des Monarchen allem Volk zu wissen that, daß es ein Prinz sey, mit welchem der Himmel die königliche Familie beglückt habe. Daß die Katholiken diese Bothschaft mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude empfiengen, läßt sich denken. Aus allen Städten des Königreichs liefen Glückwünschungsaddressen bei Hofe ein, und der Pabst übersandte nicht nur geweihte Windeln, sondern übernahm auch die Pathenstelle bei dem neugebohrnen Prinzen, der den Namen Jakob Franz Eduard, und den Titel eines Prinzen von Wales erhielt.

Die Protestanten, für welche dieses Ereigniß so wenig erfreulich seyn konnte, suchten indessen alles auf, um den Argwohn wegen der Schwangerschaft der Königinn in Gewisheit zu verwandeln, und somit die Niederkunft für eine Täuschung zu erklären. Das Daseyn eines gesunden Kindes mußte jezt so gar für einen Beweis gelten, daß die Königinn gar nicht gebohren habe. Mündlich und schriftlich wurde alles verbreitet, was diese Voraussetzung bestätigen sollte, und bald war es allgemeiner Glaube unter den Protestanten, der Prinz von Wales sey ein unter-

terschobenes Kind. Indem ein Theil die Schwangerschaft der Königinn geradezu als ein Mährchen verwarf, gab es der andere und größere Theil zwar zu, daß die Königinn sich wirklich in gesegneten Leibesumständen befunden habe, behauptete aber, daß sie, und zwar bereits im sechsten Monate ihrer Schwangerschaft, am Tage nach Ostern, eine zufrühe Geburt gehabt habe. Nach dieser Vernichtung ihrer Hoffnungen, behauptete man ferner, habe man den Betrug begonnen, dessen sie beschuldiget wurde, und den man durch eine Menge von Angaben zu erweisen suchte. Es soll ein Arzt gerufen worden seyn, weil die Königinn zu frühzeitig habe niederkommen wollen, und dieser Arzt soll nachher zu einem Freunde gesagt haben: es hätten sich bei der Königinn alle die Zufälle geäußert, die bei einer zu frühen Geburt einzutreten pflegten. Die Gräfinn von Clarendon, eine protestantische Dame, soll bei ihrem unangemeldeten Eintritte in das Zimmer der Königinn, sie in ihrem Bette liegend gefunden, und mehrmals den schmerzlichen Ausruf von ihr gehört haben: „es ist alles verloren!“ Auch soll sie von einer katholischen Dame ziemlich unfreundlich aus dem Zimmer komplimentirt, und nachher von einer Kammerfrau gebeten worden seyn, von dem Gesehenen und Gehörten nichts weiter zu erzählen. Es leidet also keinen Zweifel, hieß es, daß die Königinn an diesem Tage wirklich zu früh niedergekommen ist, und daß ihre fernere Schwangerschaft eine leere Täuschung war.

Was für den Betrug bei der Niederkunft selbst angeführt wird, hat ohngefehr eben das Gewicht. Gegen die Zeit dieser angeblichen Niederkunft behauptete man, nöthigte der König die Prinzessinn Anna wider ihren Willen und das Gutachten mehrerer Aerzte, nach Bath zu gehen, und als man vernahm, die

Prin-

Prinzessinn werde früher zurückkommen, als sie anfangs bestimmt hatte, traf die Königinn sogleich Anstalten zu ihrer Niederkunft, und kam auch wirklich eher nieder, als man vorher beständig angegeben hatte. Die Entbindung fiel gerade in die Zeit, als die protestantischen Palastdamen in der Kirche waren, und nur katholische Frauenzimmer umgaben die Gebährende. Der gewöhnliche Geburtshelfer der Königinn war nicht gerufen, und als er sich nach der Niederkunft dennoch ungerufen einfand, um, wie ehemals geschehen war, Arzneyen gegen den Zudrang der Milch zu geben, wurde ihm gesagt, daß man seiner nicht bedürfe. Die Herren, welche bei der Niederkunft zugegen waren, mußten sich in dem entferntesten Theile des Zimmers aufhalten. Es waren weder die Erzbischöfe und Bischöfe, noch die fremden Gesandten, sondern eine Anzahl von dem Könige selbst ausgesuchter katholischer Pairs und Mitglieder des geheimen Raths. Die Bettvorhänge wurden fest zugehalten, die Königinn hörte man nur einmal schreien, das Kind gar nicht; es wurde gleich nach seiner Geburt in ein Nebenzimmer getragen, dessen Thür hinter dem Bette der Gebährenden war. Der König bezeugte gar keine lebhafte Freude über die Nachricht, daß ihm ein Thronerbe gebohren sey; er bekam das Kind, unter dem Vorwande, daß es erst gereiniget werden müsse, eben so wenig gleich zu sehen, als die übrigen Herren.

Alle diese Umstände können, wie jeder Unpartheyische sieht, ganz anders gedeutet werden, als es von den Feinden des Regenten geschah. Wenn man einmal bei Hofe den Grundsatz angenommen hatte, auf den Argwohn der Protestanten nicht zu achten, so erklärt sich das Uebrige, auch bei einer wirklichen Niederkunft, ganz natürlich aus der Vorliebe für

die

die Katholiken, aus der Schaamhaftigkeit der Königinn und aus ihrer leichten Entbindung, die sie bei ihren früheren Niederkunften bewährt hatte. Was sonst noch beigebracht wird, ist von noch geringerem Gehalt, und meistens aus namenlosen Flugschriften genommen, die häufig verbreitet wurden. Man behauptete, zwey Kinder, die den Prinzen von Wales vorstellen sollten, seyen gestorben, und erst das dritte sey am Leben geblieben. Auch die Abkunft dieser Kinder wurde genau angegeben; allein, alles was man anführt, reicht nicht hin, um einen Betrug zu beweisen. Der König und seine Getreuen verachteten ihre Gegner viel zu sehr, als daß sie sich hätten viele Mühe geben sollen, das Mißtrauen und die Einwürfe derselben, die sie auch nur aus Haß und Erbitterung herleiteten, vollkommen zu widerlegen. Die eifrigen englischen Protestanten, welche dem Hofe alles zutrauten, und von ihm alles befürchteten, fanden manches verdächtig, was ihnen in andern Fällen nicht so vorgekommen wäre. Weise war es aber nicht gehandelt, daß man bei Hofe, statt den wohlbekannten Verdacht sorgfältig zu vernichten, ihn scheinbar absichtlich nährte, und mit stolzer Verachtung behandelte. Der König und die Königinn büßten diese Unvorsichtigkeit und diesen Hochmuth mit dem Verluste ihres Thrones, denn der Glaube oder die Behauptung dieses Betrugs hatte einen großen, wo nicht den größten Antheil an der Revolution, die bald nachher ausbrach.

5.

Der Prinz Wilhelm von Oranien rüstet sich insgeheim zu einer Landung in England. Charakter dieses Prinzen.

Der aufmerksamste Beobachter alles dessen, was in England vorgieng, war der Statthalter der vereinigten Niederlande, Prinz Wilhelm von Oranien, der als Jakobs Schwiegersohn, bis zur Geburt des Prinzen von Walles, die nächsten Ansprüche auf den englischen Thron hatte. Seine persönlichen Eigenschaften, sein Geist und sein Charakter, gaben ihm eine Stelle unter den ausgezeichnetsten Männern seines Zeitalters.

Ohne hervorstechende körperliche Vorzüge, imponirte der Prinz doch schon auf ersten Blick. Sein Wuchs war kaum mittelmäßig, das Haar kastanienbraun, die Nase gebogen, feurig und durchdringend sein Blick, ernsthaft und königlich sein Benehmen. Zwei Monate früher gebohren, als es die Einrichtung der Natur foderte, hatte er immer einen schwächlichen Körper, und von Kindheit auf litt er an Engbrüstigkeit und trockenem Husten. Sein Eintritt in das Leben — im November des Jahres eintausend sechshundert und fünfzig, acht Tage nach dem Tode seines Vaters — schien ihm wenig Gutes zu verkündigen. Der Unwille über die väterlichen Eingriffe in die Freiheit der Niederländer pflanzte sich, nach dem natürlichen Lauf der Dinge, auf den lebenden Sohn fort. Der Prinz fühlte daher einen großen Theil seiner Jugend hindurch den Druck einer mächtigen Gegenparthey. Indessen sammelte sich allmählich um ihn eine beträchtliche Schaar muthvoller Vertheidiger, und noch hatte er sein zwei und

zwan-

zwanzigstes Jahr nicht völlig zurück gele
er Statthalter von Holland und oberster
ber über die holländischen Armeen, um de
Eroberungen König Ludwigs des Vierze
Frankreich Einhalt zu thun.

Sobald Wilhelm die Verwaltung de
te angetreten hatte, war er beständig in
Ungemach und Staatsränke verwickelt gew
er behauptete sich in jeder Lage als Ma
einem gründlichen Verstand, den die Hitze
bildungskraft niemals irre führte, der nie
liche mit dem Wahrscheinlichen verwechselte
er seine Plane, mit weiser Standhaftigkeit
sie aus. In seinen Bemühungen für das
Beste war er unermüdet; weder die Menge
dernissen, die ihm immer in den Weg gelegt
noch der Undank, der oft seiner wohlthätig
ten Lohn war, minderten den Eifer für d
der Völker und für Europens Freiheit.
men mit dem verschiedenen Interesse der eur
Höfe, mit der Denkungsart der Könige u
Minister bekannt, brauchte er wenig Mühe
seine großen Absichten zu gewinnen — der
nes Ministers in der Staatskunst gebührt
Recht. Im Felde war er ein großer He
oft wurde er geschlagen, aber nie überwunde
größten Feldherren seines Zeitalters gegen s
Verräthern umgeben, und Führer eines Heer
nie ein harmonisches Ganzes ausmachte u
von Einem Geiste beseelt wurde, mußte er g
dem zahlreichern Feinde die Wahlstatt üb
nie aber floh er, und nie verlohr er mehr
Wahlstatt. Auch geschlagen blieb er ein fur
Feind, und schon bot er, mit neuen Kräften g
wieder die Spitze, indem der Feind noch bes

war, die Nachricht des Sieges zu verbreiten. Von dem Feinde besiegt, besiegte Wilhelm das Schicksal, und machte durch seine Weisheit die schlimmen Streiche, die es ihm spielte, erfolglos. Unter dem Anscheine von Kaltblütigkeit verbarg er den heftigsten Ehrgeitz; alle seine Handlungen zielten auf Macht, da indessen seine Reden nie Wünsche seines Herzens verriethen. Er redete fünf Sprachen, aber immer in sich selbst gewurzelt, sprach er nur wenig, und von Kindheit an mit Auflaurern und verstellten Feinden umgeben, war er zurückhaltend und verschlossen, außer gegen seine vertrauten Freunde. Nur am Tage der Schlacht, wenn der Donner des Geschützes die Erde bebend machte, erschien er mit fröhlicher Miene, nur hier verließ ihn die gewönliche Kaltblütigkeit, nie aber sein Heroismus, und nie seine Gegenwart des Geistes. In Gefahren war er unerschrocken, im Unglück standhaft; er verachtete jene, und waffnete sich wider dieses. Sein entschlossener Muth flößte den Holländern Vertrauen, den Fürsten Zuneigung ein, und seine Vaterlandsliebe ward von der Vorsicht belohnt. Er verachtete Pracht und Wohlleben, strebte aber hitzig nach dem Schattenbilde des Vorzugs. Sonst meinte es sein Herz gut, er war redlich und verzieh gerne Beleidigungen.

Wilhelm mißbilligte alle die verkehrten Schritte, die sein Schwiegervater seit seiner Thronbesteigung gethan hatte, aber er hütete sich wohl, ihm Veranlassung zum Argwohn zu geben. Seine Hauptsorge schien immer die Demüthigung des stolzen Königes von Frankreich zu seyn, der ihn nicht allein persönlich beleidiget hatte, sondern dessen despotische Herrschsucht auch der allgemeinen Freiheit den Untergang drohte.

Inzwischen waren auch in England
gen auf Holland gerichtet, denn von dorther
te man Rettung von der Gefahr, mit wel
gion und Freiheit bedroht wurden. Viele
englischen Adel und vornehmeren Bürgerstan
mehrere von den höheren Geistlichen luden
zen ein, nach England zu kommen, und
den Waffen zur Erlangung ihrer verfassung
Rechte zu helfen. Nicht zufrieden mit e
lichen Einladung, kamen viele durch ihre A
der Kirche und im Staate angesehene Mä
England zu dem Prinzen herüber, brachten
sicherungen von der Zuneigung des hohen
selbst beträchtliche Geldsummen, und baten
seinen Beistand. Indessen fanden sich do
Bedenklichkeiten, die alle Parteyen in Unent
heit und Furcht, und vor gewaltsamen Ents
gen zurückhielten. Auf der einen Seite f
Prinz es bedenklich, durch die Unternehm
England eine Erbschaft auf das Spiel zu
welche die Gesetze seiner Gemahlinn vers
und auf der anderen hofften die englischen P
ten von der künftigen Thronfolge die Abhül
gegenwärtigen Beschwerden. Allein diese H
verschwand, nachdem Jakob einen Leibeserben
ten hatte. Die Geburt desselben brachte den
von Oranien und die Engländer fast zur V
lung, und sie sahen nun kein anderes Rettu
tel, als in genauere Verbindung mit einan
treten. Der Prinz sandte indessen einen eigen
geordneten nach England, um dem Könige z
burt seines Sohnes Glück zu wünschen, ins
aber befahl er demselben, sich in der Stille
Sekte und jeden Stand im Königreiche zu w
Der Parthey der Kirche ließ er Versicherunge

Achtung und Wohlwollen geben, und betheuren, daß seine Erziehung in Holland ihm kein Vorurtheil gegen die bischöfliche Würde beigebracht habe. Die Dissenters ließ er ermahnen, sie sollten sich nicht durch die hinterlistigen Liebkosungen ihres bekannten Feindes betrügen lassen, sondern auf einen wahren und aufrichtigen Beschützer warten. Der Gesandte richtete seine Aufträge so geschickt aus, daß Menschen aus allen Ständen ihre Erlösung von dem harten Drucke nur von dem Prinzen Wilhelm erwarteten.

Es ist ein sicherer Beweis einer schlechten Regierung, wenn sie sich bei einer ganzen Nation verhaßt macht. In diesem unglücklichen Falle befand sich der König von England. Durch einen wunderbaren Zusammenfluß von Umständen verstummte jetzt jeder kirchliche und politische Streit, der bisher das Reich getheilt hatte; alle Partheyen opferten ihre sonstige Erbitterung dem Gefühle der allgemeinen Gefahr, oder des gemeinschaftlichen Interesse auf. Die Revolution war, selbst in ihrem Anfange, ein Werk der Nation, und Patriotismus, unter Leitung politischer Weisheit, entwarf den Plan dazu. Der Prinz von Oranien entschloß sich leicht zu der Vertheidigung eines Volks, das in seiner gegenwärtigen Furcht und Noth ihn als seinen einzigen Beschützer ansah, und seine Hülfe verlangte. Die Bande der Verwandtschaft konnten bei einem Manne von seinem Stande und seiner Gemüthsart, um so weniger Einfluß auf seine Entschließungen haben, da er in diese Verwandtschaft ganz gegen den Willen seines Schwiegervaters gekommen war, der sie auch durch keine wesentlichen Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweise unterhalten hatte. Sollte ihm die Verletzung dieser besondern Pflichten auch einige Vorwürfe zuziehen, so beruhig-

teer sich damit, daß der Ruhm, ein unterdrücktes Volk befreit zu haben, solchen Vorwürfen in den Augen der Verständigen alles Gewicht benehmen würde. Der glückliche Erfolg seiner Unternehmung mußte ihm nothwendig in England ein großes Ansehen geben, und führte ihn das Glück auf den Thron, so konnte er um so sicherer hoffen, seinen heissesten Wunsch, die Dehmüthigung des Königs von Frankreich, zu befriedigen. Gründe genug, um den Entschluß eines ehrgeitzigen Fürsten zu bestimmen.

Der Zug nach England ward also beschlossen. Aber hiezu ward eine ansehnliche Flotte, eine starke Landmacht, eine große Anzahl Lastschiffe, und zu diesem allen Geld erfodert. Ueberdieß mußten die Vorbereitungen so geheim gemacht werden, daß sie den Höfen von Frankreich und England, die mit einander verbunden waren, nicht in die Augen fielen. Diese Schwierigkeiten waren nicht gering. Wilhelm hatte schon seit einigen Jahren die Generalstaaten zur Vermehrung der Landarmee aufgefodert, aber die Stadt Amsterdam wiedersetzte sich dieser Vermehrung so standhaft, daß sie unterblieb. Die weisen Vorsteher dieser großen Handelsstadt sahen sehr wohl ein, daß eine große Landmacht zu weiter nichts dienen könne, als die Republik zur schädlichen Theilnahme an Landkriegen zu verleiten. Sie trugen dagegen auf Vergrößerung der Flotte an. Ungeachtet nun der Prinz seinen Plan wegen der Landarmee noch nicht durchsetzen konnte, so war sie doch ansehnlich genug, ihn bei seiner Unternehmung gegen seinen Schwiegervater zu unterstützen. Auch gaben ihm verschiedene deutsche Reichsfürsten das Versprechen, die holländischen Truppen, die man einschiffen würde, durch ihr Kriegsvolk zu ersetzen. Ein Jude zu Amsterdam schoß dem Prinzen zu der Expedition zwei Millionen

Gul-

Gulden mit den Worten vor: „Sind Eure Durchlaucht glücklich, so weiß ich, Sie werden dankbar seyn, wo nicht, so mag Ihr Verlust auch der meinige seyn."

6.

Die Verblendung des Königes von England und ihre schlimmen Folgen.

Zu eben der Zeit, da die Rüstungen gegen den König von England mit der größten Thätigkeit betrieben wurden, und da viele von seinen eigenen Unterthanen sich fest entschlossen, seiner Herrschaft in den Weg zu treten und ihn einzuschränken, lebte Jakob, als wenn er von seinem Schicksal geblendet würde, in der tiefsten Ruhe. Ganz Europa sah und erwartete die Landung, nur der nicht, dem sie eigentlich galt. Bethört von der Meinung, daß seinen Entwürfen, die ja Sache des Himmels wären, durchaus nichts schaden könnte, hielt er seinen Schwiegersohn gar nicht für fähig, etwas gegen ihn zu unternehmen. Die Rüstungen, die derselbe machte, galten nach seiner Meinung einzig den Franzosen.

Ludwig der Vierzehente, der frühe genug zuverläßige Nachrichten von den Absichten des Prinzen von Oranien erhalten hatte, gab dem Könige Jakob ungesäumt davon Nachricht, und erbot sich, ihn zur Abwendung der Gefahr Hülfe zu leisten. Er wollte ein Geschwader französischer Schiffe zur englischen Flotte stoßen lassen, und so viele Trupen hinüber schicken, als Jakob nur zu seiner Sicherheit für nöthig halten würde. Allein Jakob glaubte nichts; er verwarf mit vielem Stolz die so nöthige Beihülfe, und schlief sorglos am Rande des Verderbens. Da

er bei sich selbst von der Heiligkeit seiner G
zeugt war, so wähnte er, seine Unterth
denselben Glauben. So unverkennbar a
chen des Mißvergnügens mit seiner Regier
so kam ihm doch eine allgemeine Verbin
ner Empörung gar nicht wahrscheinlich vor.
te, seine Armee, auf die er sein Vertr
und die er ansenlich hatte verstärken las
leicht im Stande seyn, eine auswärtige
rückzutreiben, und jeden Aufstand unter
zu dämpfen.

Ob es gleich den König von Frankrei
te, daß seine Hülfe nicht angenommen
machte er dennoch einen neuen Versuch z
seines Verbündeten. Er erbot sich, mit
reichen Armee an die Grenzen der holländi
vinzen zu rücken, und dadurch die Holländ
gen, ihre Truppen zur Vertheidigung ih
Landes zu Hause zu behalten. Der Vors
aber eben so ungünstig anfgenommen.

Ludwig konnte sich noch immer nich
ßen, einen Freund und Bundesgenossen zu
dessen Vortheil er als nahe verbunden mit
genen betrachtete. Er wagte es, den
Vorstellungen wider die Zurüstungen zu th
zu dem Einfalle in England machten. D
der nannten seine Vorstellungen eine dienstf
höflichkeit, und Jakob selbst lehnte seine V
ab. Unbegreifliche Verblendung, zumal zu
da die englische Flotte aufrührerisch, und die
zur Empörung geneigt war, weil die E
die Gesetze und in die Religionsverfassu
fortdauerten. Eben hatte Jakob davon ei
kränkende Beweise erhalten, als ihm am
zwanzigsten September des Jahres ein tau

hundert und acht und achtzig sein Minister in Holland meldete, daß Seine Majestät mit nächstem einen furchtbaren Einfall zu erwarten haben, indem die Generalstaaten endlich eingestanden hätten, daß alle ihre Zurüstungen zur See gemacht würden, um Truppen nach England zu führen.

Ungeachtet Jakob keinen andern Bericht hatte erwarten können, so machte derselbe doch den gewaltsamsten Eindruck auf ihn: er erblaßte, und der Brief fiel ihm aus der Hand. Sein Traum von Macht verschwand, und er sah sich an dem Rande eines schröcklichen Abgrundes, den ihm die Täuschungen des Aberglaubens bis dahin verdeckt hatten. Er ward nun die Nothwendigkeit, für seine Rettung zu sorgen, und sich die Zuneigung seines Volkes wieder zu erwerben, inne. Er gab unverzüglich Befehl, die Flotte zusammen zu ziehen, und die Landarmee durch neue Werbungen vollzählig zu machen. Er sandte nach Truppen aus Schottland und Irland, und zu seiner nicht geringen Beruhigung, fand er, daß seine Landmacht sich über vierzig tausend Mann belief.

Die Minister und Rathgeber des Königs, denen die feindselige Stimmung der Nation nicht unbekannt, und die Treue der Truppen verdächtig war, baten ihn, aufs schleunigste alle jene Maaßregeln zurückzunehmen, wodurch er sich in und außer Lande so viele Feinde gemacht hätte. Der Monarch, in Kleinmuth und Verzagtheit versunken, war jetzt zu allem bereit. Er wandte sich höflich an die Holländer, und erbot sich, mit ihnen in jedes beliebige Bündniß zu ihrer gemeinschaftlichen Sicherheit zu treten. Er ordnete die Zusammenberufung eines Parlaments an, und erklärte, daß er dabei keine andere Absicht habe, als eine gesetzmäßige Vorkehrung zu

 einer

einer durchgängigen Freiheit des Gewissen
seine Unterthanen treffen zu können; er se
sen, die englische Kirche unverletzt zu erh
versicherte, es sey seine feste Absicht, daß
liken unfähig bleiben sollten, in dem Hau
meinen zu sitzen. Er gab dem Lord Kanzl
Statthaltern in den Grafschaften Befehl,
tirten Statthalter und Richter wieder einzu
che ihre Aemter verloren hatten; er stellte
heitsbriefe der Stadt London und aller K
nen wieder her; er hob den Gerichtshof
Kommission auf, und lud wieder alle die
zu seinem geheimen Rathe ein, die er kurz
hart beleidiget und verfolgt hatte, wobei er
te, daß er bereit sey, alles zu thun, was
haltung der protestantischen Religion und d
lichen Rechte seiner Unterthanen nöthig fin
ten.

Das Gerücht, daß der Nation ein un
benes Kind aufgedrungen werden sollte, we
allgemein geglaubt wurde, hatte der König
zeitigem Hochmuth bisher gänzlich verna
Jetzt war er gezwungen, sich die kränken
wendigkeit gefallen zu lassen, die Wirklichkeit
burt auf eine förmliche Art darzuthun. Er
außerordentliche Geheimeraths-Versammlun
men, zu welcher auch der Lordmajor und di
manne von London mit zugezogen wurden.
ser Versammlung bezeugten, nebst der vern
Königinn, drei und zwanzig Damen und
frauen, ingleichem eilf hohe Hof- u. Staats
drei Aerzte und ein Apotheker, daß sie bei
burt des Prinzen von Wales zugegen gewe
ren; die Hebamme und einige von der weibli
dienung der Königinn auch, daß sie denselbe

lich hätten gebohren werden sehen. Der König erbot sich darauf, wenn es für nöthig gefunden würde, auch die Königinn herbei rufen zu lassen, was die Mitglieder der Versammlung aber höflich verbaten. Die Zeugenaussage wurde darauf zu Protokoll genommen und eidlich bestättiget *).

Diese

*) Ueber wenige Begebenheiten ist so viel gestritten worden, als über die Geburt des Prinzen von Wales, der nachher der Prätendent genannt wurde. Der Streit dauerte viele Jahre fort, und wurde von Zeit zu Zeit wieder erneuert. Noch im Jahr ein tausend siebenhundert und zwei erbot sich ein gewisser Fuller, die Unächtheit des Prinzen auf eine augenscheinliche Weise darzuthun. Seine Aeußerungen erregten so viel Aufsehen, daß das Parlament Notiz davon nahm, sie für falsch und boshaft erklärte, und seine Schriften verbot. Er wurde darauf vor Gericht gefordert, und zu einer Geldstrafe von tausend Pfund und dreimaliger Ausstellung an dem Pranger verurtheilt. Dem Prinzen von Oranien ist es eben nicht so sehr zu verargen, daß er die Geburt des Prinzen von Wales für zweifelhaft, oder gar für erdichtet hielt. Er urtheilte nach den Nachrichten, die aus England kamen, und hielt sich an die Meinung, die zu seinen Planen stimmte. Hume erklärt die Erzählung von einem untergeschobenen Kinde geradezu für Verleumdung, und der Herzog von Berwick, ein natürlicher Sohn des Königes Jakob, und ein Mann von ungezweifelter Wahrheitsliebe, sagt: „Ich kann mit hinlänglicher Kenntniß von dieser Sache sprechen, denn ich war gegenwärtig, und bei aller meiner Hochachtung und Zuneigung für den König würde ich niemals in eine so verruchte That, als die Einführung eines untergeschobenen Kindes, um die wahren Erben des Thrones zu betrügen, haben willigen können. Noch viel weniger würde ich, nach des Königs Tode, fortgefahren haben, die Ansprüche eines Betrügers zu unterstützen. Ehre und Gewissen würden mich davon abgehalten haben." S. Denkwürdigkeiten des Herzogs von Berwick von ihm selbst geschrieben 1 Bd. 40. Das Meiste, was diesen Gegenstand betrifft, hat Rapin de Thoyras in seiner Geschichte von England gesammelt. 8 Bd. 257.

Diese Maaßregel blieb indessen, wie f
te vorausgesehen werden können, jetzt völlig
folg. Denn, wären auch die Umstände n
ger ungünstig gewesen, als sie waren, so v
doch bei den Protestanten schon dadurch all
kraft, daß es lauter Katholiken waren, w
zeugten, folglich alle, als in das Komplott
het, angesehen wurden. Es wurde daher d
Akt, als ein neuer Versuch, das Publikum
gen, angesehen; der Glaube, der dadurch
ßen werden sollte, befestiget und die Erbitte
mehrt. Ueberhaupt kam jetzt alles zu spät,
König einräumte und bewilligte. Man l
es als Merkmale der Furcht, nicht der Reu
Feigheit der Verschuldung, nicht als die
gung des Irrthums. Statt daß, die so gr
leidigten Bischöfe dem Könige ihren Beitr
versprechen, oder ihn trösten sollen, machten
Vorwürfe über seine verkehrten Regierungs
men, und riethen ihm, künftig einem he
Rathe zu folgen. In verschiedenen Hinsichte
te auch das Verhalten des Königs mit sein
gen kommenden Schritten wenig überein.
die Befehle wegen der Versammlung des Pa
zurück, ohne einen neuen zu geben, und als
Nachricht verbreitete, daß die holländische F
streut worden sey, zögerte er mit Vollziehu
Bewilligungen. Dadurch wurde das allgemei
trauen gegen seine Aufrichtigkeit befestiget, u
betrachtete seine Gelindigkeit blos als ein ei
ges Rettungsmittel aus seinen Bedrängnisse

7.

Der Prinz Wilhelm von Oranien landet in England.

Der Prinz von Oranien hatte inzwischen seine Rüstungen mit der größten Thätigkeit fortgesetzt, und im October des Jahres ein tausend sechs hundert und acht und achtzig war eine mächtige Flotte bereit in die See zu gehen. In einer Versammlung der Generalstaaten nahm er förmlich Abschied, und betheuerte aufs feierlichste, daß er nicht die Absicht habe, das Königreich England anzugreifen, um es zu unterjochen, oder sich selbst zum Herrn zu machen, sondern nur, Religion und Freiheit herzustellen. „Ich weiß nicht, sprach er, was Gott über mich beschlossen hat, aber ich vertraue seiner Vorsehung. Begegnet mir etwas Menschliches, so empfehle ich meine Gemahlinn der Vorsorge der Staaten, denn sie liebt die Niederlande wie ihr eigenes Vaterland.“

Der Tag nach dieser feierlichen Verabschiedung ward in den vereinigten Landschaften als ein allgemeiner Bettag gefeiert, um den himmlischen Segen zu der Unternehmung zu erbitten. Dann begab sich der Prinz nach Helvoetsluys, und die Frachtschiffe, die in verschiedenen Häfen gemiethet worden waren, kamen eiligst die Maas herunter. Das Geschütz, die Waffen, Lebensmittel, Kriegsvorräthe, Pferde und Mannschaften wurden eingeschifft, und der Prinz begab sich an Bord einer Fregatte von dreissig Kanonen. Am neunzehenten October gieng die ganze Flotte unter Segel. Sie bestand aus fünfzig grossen Kriegsschiffen, fünf und zwanzig Fregatten, eben so viel Brandern, und ungefehr vierhundert Lastschiffen, auf welchen sich vier tausend Mann Reuterey, und

und zehen tausend Mann Fußvölker befanden. Viele englische Große befanden sich im Gefolge des Prinzen; der Admiral Herbert, welcher die Dienste des Königs von England verlassen hatte, führte das Vordertreffen, das irländische Geschwader beschloß den Zug, und Wilhelm in Person führte die Mitte mit einer Flagge, worauf das englische Wappen mit seinem Schilde umgeben, und die dem Volke gefällige Innschrift stand: „die protestantische Religion und die Freiheit der Engländer.“ Unter dieser Innschrift war das entgegengesetzte Motto des Hauses Nassau: Je maintiendrai (ich will erhalten.)

Anfangs schien das Glück diese Unternehmung nicht sonderlich zu begünstigen. Kaum war die Flotte — die größte, die seit langer Zeit in Europa ausgerüstet worden war — einige Stunden in der See gewesen, als sie ein gewaltiger Sturm, der drei Tage anhielt, überfiel und zerstreute. Die Schiffe kamen nach verschiedenen Hafen zurück; der Schade war jedoch unbeträchtlich, und nach wenigen Tagen konnte man aufs neue in See gehen. Der Admiral Herbert lief zum andern male aus, und führte die Flotte nach der westlichen Küste von England. Beide Ufer, das holländische und das englische, waren mit unzähligen Zuschauern bedekt, welche die äußerste Furcht und die angenehmste Hoffnung wechselsweise neben der Bewunderung eines so prächtigen Schauspiels fühlten. Nach einer glücklichen Fahrt von zween Tagen landeten die Truppen am fünften November, dem Jahrestage der Pulververschwörung, bey Torbay, ohne den mindesten Widerstand zu finden. Eben der Wind, welcher die Unternehmung des Prinzen begünstigte, hielt die englische Flotte an ihren Ufern zurück. Der Admiral Darmouth, der dem Könige Jakob mit Leib und Seele ergeben war, lag mit acht

und

und dreissig Linienschiffen und drei und zwanzig Fregatten bei Harwich vor Anker. Diese Macht wäre hinlänglich gewesen, Wilhelms Plane zu verwirren, wenn sie hätte in die See kommen können, so daß man sagen kann, der glückliche Erfolg der Revolution habe von den Winden abgehangen. Die Zerstörung der holländischen Flotte würde selbst nachdem der Prinz schon gelandet war, noch seinen Anhängern den Muth genommen, und sein Unternehmen vereitelt haben. Dieß sah Darmouth ein, und er kam mit dem Entschlusse nach Torbay, die Holländer, wie sie vor Anker lagen, anzugreifen. Aber seine Flotte ward durch einen heftigen Sturm zerstreut, und kam in einem solchen Zustande zu Spithead an, daß sie für diesen Herbst zum Dienst untauglich war.

Der Prinz von Oranien verbreitete sogleich nach seiner Landung ein Manifest, das bereits in Holland ausgegeben war, und nicht wenig zum weitern glücklichen Erfolge beitrug. In dieser meisterhaften Schrift wurden alle jene Beschwerden aufgezählt, die gegen den König Jakob geführt wurden, nemlich: die Ausübung einer Gewalt zu dispensiren und Beamte abzusetzen; die Wiederherstellung des geistlichen Gerichtshofes; die Besetzung aller Aemter mit Katholiken; die öffentliche Begünstigung des Pabstthums und die Erbauung der gottesdienstlichen Häuser, der Kollegien und Seminare für diese Secte; die Absetzung der Richter, welche gegen die Befehle oder Absichten des Hofes gesprochen hatten; die Vernichtung der Freiheitsbriefe aller Korporationen und die dadurch bewirkte Abhängigkeit der Wahlen von dem eigenmächtigen Willen und Gefallen des Regenten; die Ungerechtigkeit des Throns, bescheidene und fromme Männer vom höchsten Range, als Verbrecher und Empörer zu behandeln; die Uebertragung der höchsten

sten Gewalt in Irland, sowohl in Ansehu
gerlichen als der militairischen Angeleger
die Papisten; die Anmaßung einer unum
Gewalt in Schottland sowohl über die R
über die Gesetze, und die öffentliche Forder
unbedingten Gehorsams in diesem König
Um alle diese Beschwerden abzustellen,
Prinz in dem Manifeste, komme er nach
Seine einzige Absicht wäre, ein gesetzmä
freies Parlament zu versammeln, welche
Sicherheit und Freiheit der Nation Sorg
und zugleich die Beweise von der ächten G
Prinzen von Wales untersuchen könnte.
fuhr er fort, werde von ihm glauben, d
andere Absicht hätte, als der Religion, de
und dem Eigenthum der Unterthanen ei
und dauerhafte Sicherheit zu verschaffen. T
welche er mitbringe, wäre viel zu klein,
Land zu erobern, und es wäre ungereimt z
daß so viele Personen vom höchsten Rang
dringend und oft zu einem so verderblichen
eingeladen haben würden.

So freudig dieses Manifest von der
aufgenommen ward, und so dringend man
zen eingeladen hatte, den Despotismus seines
gervaters zu brechen, so konnte er doch eine
nicht stolz auf seine Aufnahme seyn. Die
wo er gelandet hatte, war noch durch die a
mouths Landung gefolgten Hinrichtungen
Schrecken, daß in verschiedenen Tagen nie
wagte, öffentlich zu ihm überzutreten. Es
Regen gefallen, der die Straßen fast unweg
macht hatte, und der Prinz konnte weder
noch Pferde genug bekommen, um den Tro
Armee fortzuschaffen. Er richtete jedoch se

schwerlichen Marsch nach Exeter, aber es schloß sich niemand von Wichtigkeit an ihn an. Der Bischof von Exeter flüchtete vor Furcht nach London, brachte dem Hofe die Nachricht von dem Einfalle, und erhielt zur Belohnung seines Eifers das Erzbisthum York. Die Truppen des Prinzen verloren den Muth, er selbst fieng an allmählich an einem glücklichen Erfolg seiner Unternehmung zu zweifeln, und berathschlagte in einem Kriegsrathe, ob er seine Truppen nicht wieder einschiffen sollte. Im Unmuthe über seine fehlgeschlagene Hoffnung soll er sogar öffentlich erklärt haben, er wolle der englischen Nation ihre Ausgleichung mit dem Könige selbst überlassen.

Die Freunde des Hofes triumphirten ungemein über die kalte Aufnahme des Prinzen; aber ihre Freude war von kurzer Dauer. Es währte nicht lange, so kamen viele von dem niedrigen und einige von dem hohen Adel bei dem Prinzen an, und schlossen eine Verbindung, die von Allen unterzeichnet, und zu gleichem Zwecke in andere Gegenden des Reichs geschickt ward. Nunmehr lieferte jeder Tag neue Beweise von der allgemeinen Verschwörung, zu der sich die Nation gegen die Maaßregeln des Königs verbunden hatte. Aber das gefährlichste Zeichen, welches seine Sache auf einmal entschied, war der Abfall des Kriegsheeres. Viele von den Officieren waren von dem herrschenden Geiste der Nation beseelt, und sie beschlossen, das Interesse ihres Vaterlandes der Pflicht gegen ihren Regenten vorzuziehen. Ungeachtet sie den König lieben und die Gunst, die er ihnen bewiesen hatte, gehörig schätzen mochten, so entsetzten sie sich doch vor dem Gedanken, daß sie ihn zu einem absoluten Herrn nicht nur über die Freiheit, sondern selbst über das Leben und Eigen-

thum

thum seiner Unterthanen machen sollen; un
hen sie, daß dieß die Folge seyn müßte,
Empörung nach der andern unterdrückt,
Prinz von Oranien zur Rückkehr genöthig
Sie beschlossen also, lieber den Vorwurf d
zu tragen, als sich der Gefahr bloszustelle
zeuge des Despotismus zu werden.

8.

Der Thron wankt, und der König n nicht zu stützen.

Der König Jakob befand sich jetzt in
zweiflungsvollen Lage, und er zeigte weder d
noch die Kraft des Geistes, die ihn zu ret
waren. Nunmehr, da es zu spat war, fie
darauf zu denken, Frankreich um Beistand
chen. Er schrieb an den deutschen Kaiser
allein dieser Monarch ließ es bei der Ant
wenden: es träfe nunmehr ein, was er vo
hen hätte. Jakob setzte noch einiges Vertra
seine Flotte, allein diese war gänzlich mißv
kurz, sein Vortheil ward von allen verlasse
er hatte ihn lange schon selbst verlassen.
in das Hauptquartier seiner Armee nach Sa
wo er ohngefehr noch zwanzig tausend Mann
die ihm ergeben zu seyn schienen. Es ist n
wenn er sie sogleich zum Treffen angeführt
ohne ihnen Zeit zum Nachdenken zu lassen,
zu seinem Vortheile gefochten, und seinen wa
Thron befestiget hätten; aber er war in ein
rinth von Argwohn und Besorgniß verwickelt
plötzliches Nasenbluten, wovon er befallen
verursachte eine Zögerung von ein paar Tage

da indessen neue Beweise von der Abtrünnigkeit der Officiere sichtbar wurden, so verlor er allen Muth.

Der unglückliche König mußte nun erfahren, wie selbst diejenigen seiner Sache untreu wurden, die ihm die größte Verbindlichkeit hatten, und auf deren Treue er noch allein sein Vertrauen setzte. Ein auffallendes Beispiel dieser Art gab Lord Churchill, des Königs Liebling, der nachher unter dem Titel eines Grafen und zuletzt eines Herzogs von Marlborough so berühmt wurde. Er hatte sich vom Range eines Pagen emporgeschwungen, war mit einer hohen Stelle in der Armee bekleidet, war zum Pair ernannt worden, und hatte sein ganzes Glück der Güte des Königes zu danken; allein auch er konnte sich jetzt nicht entschließen, ferner einem Fürsten anzuhängen, der bisher sein ganzes Vertrauen auf ihn gesetzt hatte. Er floh mit dem Herzoge von Grafton, einem natürlichen Sohne des verstorbenen Königes, unter dem Schutze der Nacht zu dem Prinzen von Oranien.

Von nun an stürzte ein Unfall nach dem andern über den unglücklichen Monarchen her. Einer seiner Generale, der einen Vorposten bei Wearminster besetzt hatte, entwich mit allen seinen Hauptleuten, außer einem. Mit jedem Tage verminderte sich die Zahl seiner Officiere, und es war keiner, auf den er sich verlassen konnte. Weil die ganze Armee Zeichen des Mißvergnügens gab, so schloß er, daß sie voll Verrätherey wäre; und da ihm diejenigen untreu geworden waren, denen er die größte Gunst und Gnade bewiesen hatte, so konnte er nicht hoffen, daß andere ihr Leben für ihn wagen würden. In dieser Zerstreuung und Verwirrung faßte er plötzlich den Entschluß, sich mit seiner Armee zurück zu ziehen und nach London zu begeben; ein Schritt, wodurch

durch er nur seine Furcht verrieth, und zur Verrätherey noch mehr Anlaß gab. Schon auf dem Wege erfuhr er, daß der Prinz Georg von Dänemark, sein Schwiegersohn, und der junge Herzog von Ormand, von ihm abgefallen sey. Mit jedem Tage verminderte sich die Zahl seiner Officiere, und um sein schon gehäuftes Unglück zu vermehren, fand er bei seiner Ankunft in London, daß seine Lieblingstocher, die Prinzessinn Anna von Dänemark, die Nacht zuvor, mit der Lady Churchill heimlich entkommen, und zu dem Prinzen von Oranien geflohen sey. Nun verließ ihn alle Standhaftigkeit, die Thränen stürzten ihm aus den Augen, und er brach in die bittersten Klagen über seinen verlassenen Zustand aus. „Gott helfe mir" rief er in der Angst seines Herzens, meine eigenen Kinder haben mich verlassen."

Von dieser Zeit an zeichnete sich Jakobs ganzes Benehmen durch so viel Thorheit und Kleinmüthigkeit aus, daß man gegen seinen Charakter alle Achtung, und gegen seine Leiden fast alles Mitleiden verliert. Unfähig, dem Strome zu widerstehen, behielt er nicht Gegenwart des Geistes genug, indem er nachgab; das Unglück schlug ihn eben so nieder, als ihn vorher das Glück eitel und aufgeblasen gemacht hatte. Da er sich von einem Schwiegersohne angefallen, von dem andern und seinen Unterthanen verlassen sah, und ihn der Haß aller derer traf, die durch seine Grausamkeit gelitten hatten, so versammelte er die wenigen Lords, die ihm noch treu ergeben waren. In dieser verlassenen Rathsversammlung fragte er diejenigen um ihr Gutachten, auf die er noch das meiste Vertrauen setzte. Er wandte sich an den Grafen von Bedford, des Lord Russels Vater, der unter der vorigen Regierung durch Jakobs Ränke hingerichtet worden war. „Mylord, sprach der

Konig,

König, Sie sind ein ehrlicher Mann, Sie haben Ansehen, und können mir wichtige Dienste leisten." — „Ach, Sire, erwiederte der Graf, ich bin alt und schwach, wie sollt' ich Ihnen nützen können? Ich hatte zwar einen Sohn." — Den König beunruhigte diese Antwort so sehr, daß er einige Minuten nicht reden konnte. Er war von Natur furchtsam, und einige seiner Räthe — entweder von gleicher Furcht angesteckt oder heimlich dem Prinzen von Oranien ergeben — vermehrten seine Besorgnisse. Sie erinnerten ihn an das Schicksal seines Vaters, der auf dem Schaffot das Haupt verloren hatte, und schilderten mit den schwärzesten Farben den unbeständigen Sinn des Volks. Zuletzt überredeten sie ihn, von einem Volke zu entfliehen, das er nicht länger beherrschen könnte, und Zuflucht am französischen Hofe zu suchen, wo er gewiß Beistand und Schutz finden würde. Die papistischen Höflinge, und vor allem die Priester, sahen wohl ein, daß sie die ersten Opfer der Volkeswuth, und daß ihre Verbannung die geringste Strafe seyn würde, die sie vom Hasse der Nation zu befürchten hätten. Sie wollten daher den König gerne mitnehmen, weil seine Gegenwart in einem fremden Lande ihnen noch am ehesten Schutz und Rettung versprach.

Der allgemeine Abfall aller Protestanten machte, daß der König die Katholiken für seine einzigen Unterthanen ansah, auf deren Rath er sich verlassen könnte. Die unglückliche Katastrophe seines Vaters erfüllte sein Gemüth mit der bangesten Ahnung, und er glaubte bald seine einzige Rettung in der Flucht zu finden. Der Prinz von Oranien wünschte diese Flucht eben so sehnlich, als des Königs eifrigste Rathgeber. Er war entschlossen, jedes Mittel anzuwenden, um seinen Schwiegervater in Furcht zu setzen,

und

und aus dem Lande zu treiben. Da Jako
wagen konnte, die Entscheidung seines
den Waffen zu überlassen, so suchte er U
lungen anzuknüpfen, und ließ zu dem
Gesandtschaft an den Prinzen abgehen. A
helm, dem die Zeit zu Unterhandlungen
seyn schien, rückte immer weiter vor, und
nach langem Zögern den Gesandten sagen:
London näher rücken, weil man in der Nä
mer unterhandeln könnte. Die Anträge, die e
fig machte, sahen einer Theilung der königlich
de sehr ähnlich, und um ihnen Nachdruck z
setzten seine Truppen ihren Marsch immer fo
irgend einen Widerstand zu finden.

Der Schrecken, in welchen der König
Fortschritten des Prinzen gerieth, beraubte il
der Besinnung, und er folgte nun um so bere
dem Rathe derer, die in ihn drangen, das
reich zu verlassen, und in Frankreich Schutz u
se zu suchen. Die Königinn trat diesem R
so lieber bei, da es ihr nicht verborgen blie
sehr sie vom Volke gehaßt wurde, und da
vor einer Anklage vom Parlamente fürchtete
hatte, als der König zur Armee nach So
abgereist war, ihre Wohnung im Tower gen
der mit viertausend Mann irländischer Trup
setzt wurde. Jetzt verließ sie, in Begleitu
Grafen Lauzun, eines alten Günstlings des
von Frankreich, mit ihrem Sohne und zwei
terinnen um Mitternacht zu Fuß den Tower
begab sich nach dem Hause eines Bekannten,
Begleiters. Hier bestieg sie eine Postchaise
verließ in möglichster Stille London, um nach
reich zu flüchten. Unterwegs trafen noch
Franzosen und andere Vertraute der Königin

ihr zusammen. Unter dem Titel einer italiänischen Dame von Adel, die der Unruhen wegen England verlasse, kam sie glücklich und unaufgehalten, durch einen Theil der Armeen und die Flotte des Prinzen von Oranien und auch über den Kanal, ohnerachtet sie, von einem widrigen stürmenden Winde drei Tage lang auf dieser Fahrt aufgehalten wurde. Am ein und zwanzigsten December landete sie mit ihrem Sohne und ihrer Begleitung zu Calais, und schrieb sogleich an den König von Frankreich, um seinen Schutz, insbesondere für ihren unmündigen Sohn zu erflehen. Ludwig empfieng sie mit vieler Achtung, fuhr ihr selbst entgegen, und redete sie mit den Worten an: „Ich erzeige Ihnen jetzt, Madame, eine traurige Gefälligkeit, aber ich hoffe, Ihnen bald einen größern und angenehmern Dienst zu erweisen."

Sogleich nach der Abreise der Königinn traf auch Jakob Anstalten zu seiner Flucht. Er verschwieg indessen sein Vorhaben aufs sorgfältigste, gerade als wenn unter allen Entschliessungen, die er hätte nehmen können, nicht diese für seine Feinde die angenehmste gewesen wäre. Mit Erstaunen sollte man sehen, wie derjenige die Zügel der Regierung aus den Händen warf, der sie bisher mit so vielem Uebermuthe geführt hatte. Ja, um alles desto mehr in Verwirrung zu setzen, ernannte der König niemanden, der in seiner Abwesenheit für die Angelegenheiten des Staats Sorge tragen sollte, befahl nach seiner Entfernung die Armee zu entlassen und warf das große Reichssiegel in die Themse, damit während seiner Abwesenheit nichts gesetzmäßig verordnet werden könnte. Um Mitternacht verließ er darauf, in einer schlechten Verkleidung, und blos von einem seiner Getreuen begleitet, seinen Palast, begab sich ei-

ligst nach Feversham, und schiffte sich da auf einem kleinen Fahrzeuge nach Frankreich ein.

9.

Jakobs des zweiten Aufenthalt in Frankreich. Letzte Schicksale des Hauses Stuart.

Eine solche beispiellose Feigheit hatte niemand von einem Könige erwartet, der bisher so viele entschlossene Schritte gethan, und der für jetzt noch keineswegs Ursache hatte, so sehr alle Hoffnung aufzugeben. Wenn er nach reiflicher Ueberlegung den Prinzen von Oranien auf den englischen Thron hätte sezen wollen, so würde er diesen Plan nicht besser haben einleiten können. Ausser dem gehässigen Umstande, daß er mit seinem Thronerben in einem Lande Zuflucht suchte, welches sich durch das Pabstthum und eine willkührliche Herrschaft auszeichnete, machte die Verwirrung und Anarchie, daß jedermann den Prinzen von Oranien als den Retter der Nation ansah. Der Pöbel spielte jetzt eine Weile den Meister, und seine Ausgelassenheit ließ das Schlimmste befürchten. Er tobte in großen Haufen durch die Straßen von London, und vernichtete nicht nur alle katholischen Kapellen, sondern plünderte auch die Häuser der Gesandten von katholischen Fürsten und Staaten, wohin viele Katholiken ihre besten Sachen gerettet hatten. Der ganze Volkskörper, der sich von allen Gesetzen entbunden glaubte, gerieth in eine allgemeine Bewegung, und überall herrschte Tumult und Verheerung. Der Kanzler Jefferys, welcher sich verkleidet hatte, um aus dem Reiche zu flüchten, wurde von dem Pöbel entdeckt, und so gemißhandelt, daß er bald darauf starb. Sogar die Ar-

mee.

mee, welche dem Tumult hätte steuren sollen, stand im Begriff, die allgemeine Unordnung zu vermehren. Kaum hatte der Graf von Feversham die Flucht des Königs vernommen, so dankte er die Truppen in der Nachbarschaft ab, und ließ sie aus einander gehen, ohne sie zu entwaffnen oder zu bezahlen, damit sie ihre Beute auf dem Lande suchten.

Um den ärgsten Unordnungen vorzubeugen und die öffentliche Ruhe herzustellen, eine Pflicht, die nun die Kräfte der bürgerlichen Obrigkeit zu übersteigen schien, versammelten sich die Bischöffe und Pairs, die in London waren, legten sich selbst die Rechte des höchsten Staatsrathes bei, und verrichteten alle Geschäfte der Königswürde. Sie ertheilten dem Lord Major und den Aldermännern Anweisung, den Frieden in der Stadt zu erhalten; sie erließen Befehle an die Flotte, an die von Jakob vernachläßigte Armee, an alle Besatzungen in England, und fanden überall willigen Gehorsam. Sie befahlen, die Miliz auszuheben und ließen eine Erklärung ergehen, vermöge deren sie einstimmig beschlossen, den Prinzen von Oranien zu ersuchen, daß er die Angelegenheiten der Nation wieder herstellen möchte, nachdem dieselbe von dem Könige, durch den Einfluß übler Rathgeber, verlassen wäre.

Dem Prinzen konnte nichts angenehmer seyn, als eine solche Einladung. Mit Vergnügen nahm er die Macht an, die Jakob so unbedachtsam weggeworfen hatte, und verfolgte den Strom seines Glücks. Er übte in Person mehrere Rechte eines Souverains aus, und um seine Gegenwart in London noch willkommener zu machen, ließ er, wie man sagt, die Nachricht verbreiten, daß die herumschweifenden Irrländer die Waffen ergriffen und ein allgemeines Blutbad unter den Protestanten angerichtet hätten.

 Dieß

Dieß Gerücht verbreitete sich durch das g
nigreich, und mit demselben eine durchgän
stürzung. Man läutete die Sturmglocken
dete die Lärmfeuer an. Der gemeine Man
schon in der Ferne den Rauch der brennend
te zu sehen und das Aechzen der Tausende
die von der Hand ihrer Religionsfeinde
würden. Nichts, sagte man, könne die K
von dem Untergange retten, als die An
des Prinzen von Oranien und seines protes
Heers.

Schon war Wilhelm nach Windsor v
als ganz unerwartet die Nachricht einlief,
nig, dem Alle den Rücken zuwandten, weil
eigene Sache preis gegeben hatte, sey zuri
men. Das Schiff, das er bestiegen hatte,
einigen Fischern angehalten worden. In d
muthung, daß der unbekannte Passagier ein
scher Priester oder ein anderer Verbrecher
entfliehen wolle, hielten sie ihn an, beraub
mißhandelten ihn. Als er ans Land gebra
erkannt worden war, schlugen sich einige
ins Mittel, nahmen ihn in Schutz, widersetz
aber seiner Flucht, und verlangten seine R
Diese Nachricht setzte alle Partheyen in Unru
Verlegenheit. Der Prinz von Oranien lie
Könige sogleich bedeuten, er sollte sich der
London nicht weiter als bis Rochester nähern;
die Abgeordneten verfehlten ihn auf dem Weg
war bereits in London angekommen, wo ihn d
bel, von seinen Bedrängnissen gerührt, und v
nem ihm eigenen Leichtsinn getrieben, wider
eigene Erwartung mit Freudengeschrey auf
Alle Stände schienen über seine Rückkunft zu
phiren, allein es war blos eine vorüberg

Stille vor einem Ungewitter. Der hohe Adel sowohl als alle andere Personen von Stande bewiesen ihm wenig Achtung. Seine blinde Liebe zu den Katholiken hatte sie längst von ihm entfernt, und wie sehr mußten sie seinen Haß fürchten, da sie sich an den Prinzen von Oranien gewendet hatten? Er selbst zeigte nicht den geringsten Muth, und ließ sich nicht merken, daß er Lust hätte, die Zügel der Regierung wieder aufzunehmen. Seine Gewalt war zu Ende, und die jetzt herrschenden Mächte hatten nichts weiter zu thun, als zu berathschlagen, wie sie es mit seiner Person halten wollten. Der Prinz von Oranien wünschte sehnlich, daß sein Schwiegervater sich nach Frankreich, das den Engländern so verhaßt war, begeben möchte. Jakob schickte einen Abgeordneten an den Prinzen, um sich eine Unterredung auszubitten; dieser ließ aber denselben, weil er keinen Paß vorweisen konnte, in Verhaft nehmen. Das Schloß Whitehall, wo sich der König aufhielt, wurde mit einer holländischen Wache besetzt, und um Mitternacht ward dem Monarchen im Bette angekündiget, daß er den nächsten Morgen das Schloß verlassen und nach Ham gehen sollte, wo die Herzoginn von Lauderdale ihren Sitz hatte. Er bat um die Erlaubniß, sich nach Rochester, einer Stadt nahe an der Seeküste, begeben zu dürfen, und man gab sie ihm um so lieber, jemehr man wünschte, daß er sich nach Frankreich flüchten möchte.

In Rochester versammelten sich bei dem Könige einige seiner treuen Anhänger aus dem hohen Adel und vom Militair, und suchten ihn zu bewegen, das Reich nicht zu verlassen. Sie gaben ihm zu bedenken, daß sich die Gesinnungen des Volks schon zu ändern anfiengen, und daß mit jedem Tage sich Vorfälle zu seinem Vortheile ereignen würden.

„Hier

„Hier müssen Sie aushalten, Sire, sprach der tapfere Lord Dundee. Nehmen Sie Besitz von einem Theile, und das Ganze wird sich nach und nach unterwerfen. Fassen Sie den Muth eines Königes und ermahnen Sie die Unterthanen zu ihrer Pflicht; die Armee, wenn man sie gleich entlassen hat, ist noch nicht vernichtet. Geben Sie mir den Auftrag, und ich bringe zehentausend von Ihren Truppen zusammen; ich trage an der Spitze derselben Ihre Fahne durch ganz England, und treibe die Holländer und ihren Prinzen vor ihnen her.“

Jakob äußerte, es scheine ihm allerdings, daß es möglich wäre, aber nothwendig müßte daraus ein Bürgerkrieg entstehen, und dieß Unglück wolle er nicht über ein Volk bringen, das sich gewiß bald besinnen würde. Der Graf von Middleton zeigte dem König den Ungrund dieser Voraussetzung, und drang in ihn zu bleiben, wenn es auch in der entferntesten Gegend des Königreichs wäre. „Eure Majestät, sprach er, können durch Ihre Abreise die Lage der Dinge verwirren, aber es wird nur die Anarchie von einem Monat seyn. In Kurzem ist eine andere Regierungsform errichtet, und dann sind Sie und Ihre Familie auf immer zu Grunde gerichtet.“ Allein diese begeisternden Vorstellungen waren nicht im Stande ein Gemüth wieder aufzurichten, das durch Besorgnisse und Schrecken zu Boden geworfen war. Aus Furcht, entweder durch Gift oder durch Meuchelmord hinweggeräumt zu werden, und durch seinen gegenwärtigen verächtlichen Zustand tief gekränkt, fuhr Jakob fort, auf seine Flucht zu sinnen, und da die Hinterthür des Hauses, worinn er wohnte, absichtlich ohne Wache gelassen worden war, so fand er bei seinem Vorhaben durchaus keine Schwierigkeit. Er verließ am

drei

drei und zwanzigsten December des Jahres ein tausend sechs hundert und acht und achtzig nach Mitternacht heimlich Rochester, blos vom Herzoge von Berwick, seinem natürlichen Sohne, begleitet, und gieng nach dem Bord einer großen Schaluppe, die ihn auf dem Flusse Medway erwartete. Nach einigen Hindernissen kam er glücklich zu Ambleteuse in der Picardie an, und eilte von da an den französischen Hof. Ludwig, dessen Stolz es schmeichelte, einen fremden König in seinen Schutz zu nehmen, empfieng ihn mit französischer Artigkeit, und suchte ihm das Herbe seiner Lage zu versüßen. Man erwies ihm und seiner Gemahlinn gerade die Ehre, die dem Könige von Frankreich erwiesen wurde. Ludwig führte seine Gäste selbst nach St. Germain und räumte ihnen das dortige königl. Schloß zur Wohnung ein. Mehrere ausgewanderte Familien, besonders des schottischen Adels, sammelten sich hier um den entwichenen König, und bildeten einen zahlreichen Hofstaat. Jakob und seine Gemahlinn wurden von der königl. Garde bewacht, die Hofbeamten des Königs standen zu ihrer Aufwartung bereit, und als die Königinn zum erstenmal das Schloß betrat, fand sie auf ihrer Toilette einen mit zehen tausend Louisd'or gefüllten Beutel. Jakob selbst erhielt ebenfalls viele Geschenke, und man setzte ihm, zur Unterhaltung seines Hofstaates, eine jährliche Summe von sechsmal hundert tausend Franken aus.

Der König von Frankreich ließ es nicht dabei bewenden, seinem königl. Gaste sein Exil so angenehm als möglich zu machen, er traf auch bald die nachdrücklichsten Anstalten, ihm den verlornen Thron wieder zu verschaffen. Schon im Anfange des Jahres ein tausend sechshundert und neun und achtzig war eine Flotte von vierzehen Linienschiffen und

sie-

sieben Fregatten ausgerüstet, und mit vielen Landtruppen versehen worden. Jakob machte sich bereit, mit derselben seine Reiche wieder zu erobern. Ludwig begab sich zu ihm nach St. Germain, schenkte ihm seinen Küraß, umarmte ihn, und nahm mit den Worten von ihm Abschied: „Ich wünsche nichts mehr, als daß ich Sie nicht mehr zu sehen bekommen mag.“

Dieser Wunsch gieng nicht in Erfüllung. Schon im folgenden Jahre sah sich Jakob genöthiget, aus Irland an den Hof Ludwigs zurückzukehren, und alle fernern Versuche, die verlorne Krone wieder zu erlangen, waren eben so wirkungslos. Er blieb nunmehr in Frankreich, wurde hier aber eben so wenig geachtet, als vorher in England. Einige Jahre vor seinem Tode ließ er sich in den Jesuiterorden aufnehmen, und bedauerte weniger den Verlust von drei Königreichen, als das Fehlschlagen seines Entwurfs, in Großbritannien und Irland die katholische Religion wieder zur herrschenden zu machen. Als Privatmann war er untadelhaft, als Freund offenherzig, standhaft und gefällig. Als Regent befließ er sich der Sparsamkeit, und seine Aufmerksamkeit war hauptsächlich auf den Handel und das Seewesen seiner Nation gerichtet. Aber sein blinder papistischer Eifer und sein Despotismus verdarben alles. Er starb im Jahre ein tausend siebenhundert und eins mit der Hoffnung, daß sein Sohn den verscherzten Thron wieder erlangen würde. Die Regeln, welche er ihm auf dem Sterbebette schriftlich, als seinen Willen übergab, beweisen, daß er diese eitle Hoffnung mit ins Grab nahm.

Der König von Frankreich begab sich sogleich nach dem Tode Jakobs des Zweiten nach St. Germain, und erklärte, daß er den bisherigen sogenann-

ten

ten Prinzen von Wales für einen König von England, Schottland und Irland anerkenne. Der Prinz machte darauf, als König Jakob der Dritte, seinen Gegenbesuch bei dem Könige von Frankreich, dem Dauphin und den Söhnen desselben, und wurde überall als König empfangen und behandelt. Nach dem Beispiele des Königs von Frankreich, erkannten diesen neuen König von Großbritannien auch der neue König von Spanien, der Pabst und die Herzoge von Modena und Parma in dieser Qualität ebenfalls öffentlich an. Einige kühne Anhänger des Hauses Stuart wagten es, als Herolde verkleidet, in den Straßen von London umher zu reuten und eine Proklamation des neuen Gegenkönigs, jedoch nur mit leiser Stimme, abzulesen. Sobald man aber ihren Zweck erkannte, wurden sie verfolgt, und einige derselben ergriffen. Der Prätendent, wie der ehemalige Prinz von Wales jetzt genannt wurde, ließ es sich sehr angelegen seyn, den väterlichen Thron wieder in Besitz zu nehmen, aber alles mißlang. Nachdem er von Frankreich aus in den Jahren ein tausend siebenhundert und acht und fünfzehen unglückliche Versuche auf Schottland gewagt hatte, hielt er sich meistens zu Rom auf, und starb daselbst im Jahr ein tausend siebenhundert und sechs und sechzig. Er hatte zwei Söhne, Karl Eduard Ludwig, der die Ansprüche seines Hauses auf die englische Krone ohne Erfolg geltend zu machen suchte, und Heinrich Benedict, welcher Kardinal wurde, zuletzt von England eine jährliche Pension von viertausend Pfund Sterling genoß, und im Jahr eintausend achthundert und sechs starb. Mit ihm ist das königliche Haus Stuart erloschen.

10.

Der Prinz Wilhelm von Oranien a von England.

Der Prinz von Oranien war an eben ge, an der Spitze seiner Kriegsmacht, eingezogen, als sein Schwiegervater diese zweitenmale verlassen hatte, um nach Fr fliehen. Es regnete gerade äußerst stark, kamen unzählige Menschen, ihn zu sehen. sie aber lange in der Nässe gestanden hatt te er ihre Hoffnung. Ein Feind des P der Schau — vielleicht weil er sich sei einnehmenden Gestalt bewußt war, und ke für die Stimme der Volksfröhlichkeit hatte er durch den Thiergarten nach dem Palast dieser unbedeutende Umstand trug bei, die gen des Volks umzustimmen, und bei di fieng es an unpartheyischer zu urtheilen. trachtete es als etwas unnatürliches, daß von Oranien seinen Schwiegervater aus de se weckte und ihn aus seinem Palaste tri im Begriff war sich zu unterwerfen; man gar an zu argwohnen, daß diese edelschei ternehmung am Ende auf bloße Verstellun sichtliche Usurpation hinauslaufen würde.

Inzwischen machten alle Korporationen z^en ihre Aufwartung und ersuchten ihn, d rung einstweilen zu übernehmen, und eine te Konvention, welche die Stelle des P vertreten sollte, zu berufen. Diese Konvent che sich am zweiten Februar des Jahres ei sechshundert und neun und achtzig zu W versammelte, erklärte: „daß Jakob der Z

durch Zerreissung des Hauptvertrags zwischen dem Könige und dem Volk, die Konstitution des Reichs umzustürzen gesucht, auf den Rath der Jesuiten und anderer schädlicher Leute wider die Grundgesetze gehandelt habe, und aus dem Königreich entwichen sey, die Regierung niedergelegt habe, und folglich der Thron erledigt sey *).

Der einzige Gegenstand, der hierauf alle Partheyen beschäftigte, war die Anordnung der Regierungsform. Es wurde erwogen, ob ein König oder ein Regent zu ernennen sey; und hier war es, wo der Prinz von Oranien seine herrschsüchtigen Absichten verrieth. Er erklärte sich gegen einige Herren, er würde sich nicht weiter um die Angelegenheiten des Reichs bekümmern, wenn man entweder eine bloße Regentschaft errichten oder seine Gemahlinn, die Prinzessinn Maria, Jakobs älteste Tochter, auf den Thron erheben, mit einem Worte, wenn man ihm blos eine unzuverläßige, von dem Leben einer andern Person abhängige Würde beilegen wollte. Da die Kon-

*) Einige Mitglieder der Konvention thaten auch den Vorschlag, daß die Geburt des Prinzen von Wales untersucht werden sollte. Man verwarf aber denselben aus folgenden Gründen: Weil dieser Prinz nach Frankreich gebracht worden wäre, und daselbst von Feinden der englischen Religion erzogen würde; weil die Engländer nicht wissen könnten, ob es noch eben dasselbe Kind sey, welches hinüber gesandt worden wäre, oder nicht; weil man, wenn es stürbe, in Frankreich leicht ein anderes unterschieben könne, ohne daß die Engländer davon genaue Nachricht erhalten könnten; weil die Engländer keine Zeugen außerhalb des Reichs, zumal unter den Franzosen, ihren Feinden, aufsuchen dürften; und weil endlich alle Personen, welche man im Verdacht hätte, daß ihnen die Unterschiebung eines Kindes anvertraut worden, abwesend wären.

Konvention nicht zurücktreten konnte, i
Töchter Jakobs dem holländischen Prinze
ten, so beschloß man, daß Wilhelm und
meinschaftlich die Krone haben sollten; da
allein regieren, und daß die Prinzessinn
ihrem Tode, und ihre Nachkommenschaf
Nachkommenschaft Mariens, auf dem Th
sollte. Eine dieser Anordnung beigefügte
setzte die Rechte der Nation fest, und sc
königlichen Rechte ein *). Wahrscheinlich
der königlichen Gewalt noch weit engere
angewiesen, wenn nicht die Truppen Wi
Dritten Furcht erregt hätten, und seine E
keit bei den öffentlichen Berathschlagungen
großem Einfluß gewesen wäre.

So hatte nun Wilhelm den Thron
tanniens bestiegen, aber er lernte bald ein
schwer die Engländer zu regieren seyen.
tion hatte ihn mit Sehnsucht zu ihrem Re
wünscht, aber da er es war, liebte sie
Sein holländisches, finsteres Phlegma, sein
haltung und seine Unpopularität mißfielen
Abneigung, der Partheygeist, die Widers
Parlamente verursachten dem Könige ma
Unannehmlichkeiten. Da die Rechte der K
geschränkt worden waren, so nannte ihn de

---

*) Der König darf z. B. Kraft der Acte, die
Gelegenheit festgesetzt wurde, niemanden von de
entbinden, kein besonderes geistliches Gericht
keine Auflagen ohne Genehmigung des Parlam
schreiben, kein Heer in Friedenszeiten unterha
manden wegen allzufreien Reden im Parlament
als bei dem Parlamente selbst belangen, und d
ist es erlaubt, im Nothfall auch die Waffen
zu ergreifen.

sische Witz einen König von Holland und Statthalter von England. Da er im Schooße seines Vaterlandes eine Liebe genoß, die er bei den Engländern nicht fand, so war es sehr natürlich, daß sich sein Interesse allmählich von England ganz ab, und vornemlich nach Holland wandte. Seine Anhänglichkeit an diese Nation zeigte sich durch seine öftern Reisen dahin, durch seine Begünstigung ausgezeichneter Personen dieser Nation auch in England, durch seine ganze Lebensweise, und die wenige Rücksicht welche er auf den Nationalcharakter, die Sitten und die Wünsche der Engländer nahm. In Holland konnte er fast alles, was er wollte, und hier fand er nach eben dem Verhältnisse mehr Schätzung und Beifall, als er seine Wirksamkeit übte. Seine Anhänger in Holland erhoben selbst das in seinem äußern Betragen, was nicht blos seine Widersacher in England, sondern die ganze englische Nation mit dem lautesten Tadel rügte. Sein finsteres einsylbiges Wesen nannte man hier kluge Vorsicht: seine launische Begünstigung, besonders der Niederländer, die ihn umgaben, und seine Erhebung und Bereicherung derselben durch englische Titel und Güter, wurde ihm hier als lobenswerther Patriotismus angerechnet; sein Stolz, seine eigensinnige Beharrlichkeit auf seinen Meinungen, seine Unversöhnlichkeit und sein unbiegsamer Steifsinn als lobenswerthe Festigkeit des Charakters und Eigenthümlichkeiten eines großen Geistes.

Da Wilhelm immer mehr einsehen mußte, daß die Engländer mit ihm unzufrieden waren, so zog er sich größtentheils in die Einsamkeit zurück, überließ sich egoistischen Spekulationen, oder einer finstern Laune, die nur durch die Thätigkeit der Jagd oder des Krieges verscheucht werden konnte. Im Anfange

des

des Jahres eintausend siebenhundert und z
er, daß seine Laufbahn zu Ende gieng, u
sicherte einem seiner Vertrauten, daß er den
Sommer nicht erleben würde. Ein Zufall
die Erfüllung dieser Vorherverkündigung.
nig brach auf der Jagd, indem er mit ein
abgerichteten Pferde stürzte, am ein und z
Februar das Schlüsselbein. Man brachte
Kersington: groß war die Hoffnung, i
dem das Bein eingerichtet worden war, b
genesen zu sehen; allein der Vorsicht, die
ringfügige Begebenheiten zu großen Erf
braucht, gefiel ein anderer Weg. Da Wi
gehindert war, die bösen Säfte und die
Gedanken seiner Seele durch starke Ben
freier Luft zu zertheilen, so setzten sich jene
fest, und verursachten ihm peinliche S
Vier Tage nach dem erlittenen Unfall ergri
Fieber, das mit jedem Tage seine Anfälle
te; es erfolgte heftiges Erbrechen; eine zu
einstellende Diarrhöe vollendete die gänzliche
chung seiner Kräfte. Der achte März war
seines Erdenlebens. An diesem Tage früh
Uhr ließ er den Erzbischof von Canterbury
das heilige Sakrament von ihm zu empfang
nahm er herzlichen Abschied von seinen
Bald darauf verließ ihn die Sprache. Mit
zum Himmel gerichtetem Blick lag er au
Lager, indem der Tod die Zerstörung seines
vollendete. Um acht Uhr blieb das Auge st
Verzuckung starb er.

V. Aufruhr der Baiern gegen die Oesterreicher.

Im Jahr 1705.

1.

In München entspinnt sich eine Verschwörung zur Ermordung der Oesterreicher, die das Land drückten. Entdeckung der Verschwörung und Maaßregeln zur Unterdrückung derselben.

Alles Ungemach, das ein feindlich erobertes Land erdulden kann, traf Baiern nach der Schlacht bei Höchstädt, den dreizehenten August des Jahres ein tausend siebenhundert und vier, durch welche der Churfürst Maximilian Emanuel gezwungen wurde, sein Land zu räumen, und seine unglücklichen Unterthanen der Willkühr Oesterreichs zu überlassen. Ein kaiserlicher Statthalter herrschte nunmehr mit unumschränkter Gewalt, und der Kaiserhof faßte den Entschluß, Baiern mit den übrigen österreichischen Erbländern zu vereinigen. Nur München, wo die Gemahlinn des Churfürsten, mit ihren Prinzen und Prinzessinnen zurückgeblieben war, wurde einstweilen, mit dem, zu dieser Residenz gehörigen Rentamte, zu den Einkünften ihres Unterhalts angewiesen.

Hatte Baiern schon vorher die Plagen der Verwüstung, Plünderung, des Mordens und Brennens, und anderes Ungemach des Krieges in reichem Maaße erfahren, so wurde es unter der österreichischen Administration vollends mit Leiden aller Art heimgesucht.

sucht. Die übertriebenen Erpressungen in ei
die Drangsale des Krieges erschöpften Lan
Wuth der unbändigen Sieger erst vor Ku
rere hundert Dörfer in Asche gelegt, und
größtentheils geplündert und verwüstet hatte
ken Aushebungen der besten Mannschaft,
zwang, gegen ihren eigenen Herrn zu die
endlich der beleidigende Stolz, womit üb
Beamte des erbärmlichen Zustandes der
chen gleichsam spotteten, brachten die Na
Aeußerste. Die Einquartierungen waren so
daß die armen Leute zu ihrem eigenen Unter
gar nichts übrig behielten. Die Officiere
sich die schreiendsten Gewaltthätigkeiten, un
meine Soldat war nur zu geneigt, solche ve
Beispiele mit Uebertreibung nachzuahmen.
ern beschwerten sich über die immer wieder
Excesse nicht nur bei den kaiserlichen Minis
Beamten, die sich in ihrem Lande befanden,
sie thaten dieß auch zu Wien, durch eine ei
putation, die sich unter anderm auch über
Verwaltung der Justitz beklagte: aber sie
Gehör! Ihre Unzufriedenheit wuchs noch m
die Kaiserlichen manches schöne Stück aus d
rischen Zeughäusern aus dem Lande schafften,
München, gegen den geschlossenen Vertrag,
ficieren überschwemmt wurde. Ihre große Z
de der Churfürstinn theils so lästig, theils so
lich, daß sie München verließ, und sich nach
begab.

Es war von jeher einer der vornehmste
im Nationalcharakter der Baiern, daß si
Fürsten, auch selbst während der Unzufrieden
ihnen, unerschütterlich getreu blieben. Eher
sie alles andere, als fremde Oberherrschaft, u

gedrungene Regierung eines nicht aus ihrer Mitte entsprungenen Fürsten. Selbstständigkeit unter einem einheimischen Fürsten betrachteten sie als den wichtigsten Theil der Nationalfreiheit. So viel Ursache sie daher haben mochten, mit ihrem Maximilian unzufrieden zu seyn, so waren sie ihm doch von ganzer Seele ergeben, weil er in gewissen Fürstentugenden es vielen Andern zuvorthat. Dem österreichischen Joche waren sie um so abgeneigter, je schwerer es drückte, und je ungerechter es dem Lande schien, da ihr Fürst ein Blutsfreund des Kaiserhauses war, und da seine streitbare Mannschaft so oft für Oesterreich geblutet hatte. Ueberdieß empörte es die fromme Einfalt, daß so viele Protestanten in ihren Augen lauter Ketzer, dem Kaiser im Kriege Hülfe leisteten, und zum Theil das Vaterland besetzt hielten. Ein allgemeiner Schrecken verbreitete sich daher durch ganz Baiern, als durch ein kaiserliches Mandat befohlen wurde, dem Kaiser zu huldigen, der sich in dem Mandate „den einzigen rechtmäßigen Herrn und Landesfürsten dieser Lande" nannte.

Das war für die Nation zu viel, und so viel gehäuftes Ungemach führte zu dem verzweifelten Schritte einer Verschwörung. Der Antrag gieng anfangs auf nichts geringeres, als an einem bestimmten Tage alle im Lande befindlichen Oesterreicher ohne Ausnahme zu ermorden. Diesen unüberlegten Plan änderten in der Folge die klügeren Häupter der Mißvergnügten, welche auf den großen Haufen im Verborgenen wirkten, dahin ab, daß man sich erst in aller Stille mit einem hinlänglichen Vorrath von Waffen versehen, alsdann mit Hülfe einer Menge verabschiedeter baierischer Soldaten, welche damals in dem Lande lebten, die österreichischen Besatzungen plötzlich überfallen und niedermetzeln, sich dadurch

Meister von den Städten im Lande mache
lich aber auch eines Passes an der Donau
gen, und sich so lange daselbst halten soll
weder durch die Schweitz, oder durch ein
Weg, ein französisches Heer zu ihrer Un
angelangt seyn würde.

Der Churfürst selbst, der sich in de
landen befand, half, wie es scheint, durch
Abgeordnete den Entschluß zur Reife brin
sorgfältig man indeß das Vorhaben gehein
wenig konnte jede Spur desselben dem öfter
Argwohn verdeckt werden, und schon die
Spur reichte hin, den Argwohn zu bewaff
glücklicher Weise wurde gerade der Umstan
Signal zum Anfange des allgemeinen
seyn sollte, nemlich die Ankunft eines Ab
des Churfürsten, das Mittel, den ganzen
vereiteln. Dieser Abgeordnete war ein gew
ron Lier, der schon mehrmals von Münc
Brüssel zu dem Churfürsten hin und he
war, ohne daß ihm auf dem Wege das
Hinderniß aufgestoßen wäre, weil er einen
chen Paß erhalten hatte. Dießmal aber hat
Unglück, selbst das Werkzeug zur Entdec
großen Geheimnisses abgeben zu müssen.
jeden Schritt laurenden Oesterreichern wu
Reisen des Barons, und wahrscheinlich auc
Umstände endlich verdächtig. Als derselbe
nauwörth ankam, wurde er von ihnen, neb
in Bediente verkleideten Officiers gegen alle
thung plötzlich angehalten, und sie bemächti
ihrer Personen und Papiere.

Der ganze Plan der Verschwörung
mit allen seinen Umständen verrathen. Aus
pieren, welche der Baron bey sich gehabt ha

deckte sich auch, daß zu München, zu Wasserburg, Schongau und im Schlosse zu Schwaben ein beträchtlicher Vorrath von Pulver, Blei, Geschütz und Waffen, welche die Verschworne zum künftigen Gebrauch vergraben hatten, unter der Erde verborgen liege. Beim Nachsuchen fand sich zum Erstaunen der Kaiserlichen eine größere Menge, als man erwartet hatte. Außerdem entdeckte ein kaiserlicher Rittmeister auch zu Abensberg einen beträchtlichen Kriegsvorrath, den der Gerichtschreiber dieser Stadt gleich nach dem Treffen bei Höchstädt hatte vergraben lassen. Dieser flüchtete sich, als das Vergrabene zum Vorschein kam, mit Hülfe des dortigen Karmeliterpriors nach Brüssel. Die vorgefundenen Waffen und Kriegsbedürfnisse wurden sämmtlich nach Ungarn abgeführt.

Diese Entdeckung machte natürlich einen großen Lärm. Der Zeitpunkt zur Ausführung dieses Anschlags war sehr gut gewählt, da die in Baiern liegenden kaiserlichen Truppen nach Italien hatten aufbrechen müssen. An ihre Stelle waren pfälzische Soldaten nach München gekommen. Diese wurden jetzt aber sogleich wieder wegkommandirt, und die auf dem Marsche nach Italien begriffenen kaiserlichen Völker auf der Stelle zurückgerufen. Unvermuthet erschien am fünften May des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf Morgens sieben Uhr, der kaiserliche General von Gronsfeld mit zehen bis zwölf tausend Mann vor München, um die Glut, wo sie immer unter der Asche noch glimmen möchte, zu ersticken. Allein die Thore waren geschlossen, die Stadt gerieth in Auflauf, sie griff zu den Waffen, und es schien, als würde Gronsfeld einen harten Widerstand finden. Ein großer Theil der Bürger, dem die Beugung unter fremde Herrschaft unerträglich war, woll-

te sich aufs äußerste vertheidigen. Man hoffte auf einen Beistand von aussen. Wirklich war das Stift zu Benedictbeuren, dem, wie allen Einwohnern in Oberbaiern, an der Erhaltung der Stadt München gelegen war, im Begriff drei tausend Mann zu senden. Wäre nur einmal diese Mannschaft gegen die Oesterreicher angerückt, so würden sich in Kurzem noch weit mehrere angeschlossen, und in Vereinigung mit den Bewohnern von München, den Feinden nicht wenig zu schaffen gemacht haben. Allein zum Glück oder Unglück fehlte es an Eintracht unter den Bürgern der Hauptstadt; ein Theil derselben fürchtete die Zernichtung seines Eigenthums durch das Kanonen- und Bombenfeuer, womit der General gedroht hatte, und rieth zur Uebergabe der Stadt. Dazu kam jetzt noch ein lockendes, von der ganzen kaiserlichen Administration unterzeichnetes, Schreiben, welches der General der Stadt zusandte, worinn im Namen des Kaisers versichert wurde: „wie daß Ihrer kaiserl. Majestät wichtiger Ursachen halber, und zu des Landes eigener innerer Ruhe und Sicherheit eine Besatzung in München einzulegen für unumgänglich nöthig erachteten; wobei allen Schutz und Gnade, auch von der Besatzung gute Disciplin zugesichert werde; wie nicht weniger die Prinzen ausser aller Furcht und Sorge zu seyn hätten, zumal ihnen kein Leid widerfahren, auch ihrem Stande nach mit geziemender Ehrerbietung begegnet, und alle Sicherheit geschafft werden solle.“

Diese Zusicherungen, die Drohungen des Generals, im Fall der Widerspenstigkeit mit Feuer und Schwerdt zu zerstören, verbunden mit den schwachen Mitteln zu einem nachdrücklichen Widerstande, verschafften endlich der Meinung derjenigen, welche die Uebergabe der Stadt wünschten, das Uebergewicht.

Es

Es wurde ein Thor geöffnet, und eine Besatzung von vier tausend Mann eingenommen.

Das Loos, welches die Residenz und das Land traf, war nun weit härter als zuvor, und die verheissene mildere Behandlung, die Schonung und Sicherheit erschien als ein leeres Versprechen. Da die Oesterreicher in den durchsuchten Papieren einiger Baierischer Räthe auf neue Spuren des vorgehabten Aufstandes gekommen waren, so wurde desto sorgfältiger jede Maaßregel ergriffen, wodurch man den Ausbruch unmöglich zu machen glaubte. Die Festungswerke von München wurden sogleich niedergerissen, das bürgerliche Zeughaus wurde ausgeleert, und jede Waffe auf die Seite geschafft. Nicht nur die Münchner, sondern alle Bewohner des Landes mußten ihre Gewehre abgeben; selbst der Edelmann durfte nicht mehr als eine Flinte und ein paar Pistolen behalten; man durchwühlte die Erde, und nahm die vergrabenen Kriegswerkzeuge weg; die entlassenen baierischen Soldaten wurden zum österreichischen Dienst gezwungen und nach fernen Gegenden gesendet; überall stand das Militär auf seiner Hut.

Alle diese Anstalten konnten mit der Nothwendigkeit entschuldiget werden; allein man ließ es dabei nicht bewenden: auch die Rache fand einen Vorwand zur Kühlung ihres Muths. Maximilians sämmtliche Habe zu München ward in Beschlag genommen, und wer immer dem Churfürsten bisher angehangen hatte, oder gefolgt war, dessen Güter wurden ohne weiters eingezogen. Das der Churfürstinn bewilligte Einkommen wurde dem öffentlichen Schatze zuerkannt, und als sie eben jetzt wieder aus Italien nach München zurückkehren wollte, wurde ihr an der tyrolischen Grenze im Namen des Kaisers die Erklärung gethan, sie dürfe nicht wieder nach Deutsch-

land

land zurückkehren. Man machte es ihr zum Vorwurf, daß sie ihr Rentamt ohne Bewilligung des Kaisers verlassen hatte; man beschuldigte sie, an der Verschwörung Theil genommen, auch sonst manches wider den Vergleich mit dem Kaiser, uud die Sicherheit seiner Länder, gethan zu haben. Der Churprinz wandte sich selbst mit der Bitte an den Kaiser, daß seine Mutter wieder nach Baiern zurückkommen dürfte; aber er fand kein Gehör, vielmehr wurde er selbst mit seinen Geschwistern in strenge Aufsicht genommen. Nicht leicht seufzte eine Fürstenfamilie in einem Unglück, wie diese. Den Vater hatte das feindselige Geschick ohne Hoffnung der Wiederkehr aus seinem Erbe getrieben, die Mutter hielt es in Italien zurück, in München lebten ihre acht Kinder, von denen das jüngste noch in Windeln lag, der feindlichen Gnade.

Alle diese Maaßregeln nannte man am kaiserlichen Hofe nöthige Anstalten, um Baiern in Sicherheit zu stellen. Man hoffte dadurch jedes unangenehme Ereigniß fürs Künftige zu verhindern, dem Kurfürsten alle Einwirkung auf sein Land abzuschneiden, vornemlich aber dem länger gefaßten Vorhaben näher zu kommen, Baiern für sich zu behalten.

2.

Neue Bedrückungen der Baiern. Aufstand der Bauern.

Alle Wachsamkeit und Strenge, welche die Oesterreicher anwandten, um jeden Keim eines neuen Aufruhrs zu ersticken, war nicht im Stande, die Gemüther zu beruhigen. Das äußerst drückende Joch, welches die kaiserlichen Beamten und Officiere den

Baiern

Baiern aufgelegt hatten, wurde diesen immer unerträglicher. Wenn die harten Maaßregeln, welche genommen wurden, das Komplott getrennt, die Macht des drohenden Uebels gebrochen hatten, so führten sie zugleich die Verzweiflung herbei, welche nur mit sich selbst bewaffnet, auch nur sich selbst überlassen, fast eben die Gefahren drohte, die man hatte entfernen wollen. Sieben Millionen an Geld hatten die Baiern in weniger als einem Jahre ihren Unterdrückern gezahlt, und von dieser fast unerschwinglichen Summe war nur der allerkleinste Theil in die kaiserliche Kasse geflossen. Die übermüthigen Soldaten erlaubten sich ungestraft die schreiendsten Ungerechtigkeiten, und die Neigung zu dem geliebten Fürsten wurde an verschiedenen der ersten Häuser als ein Verbrechen bestraft. Einem Grafen von Mollert, der über das Kameralwesen gesetzt war, warf man öffentlich vor, er habe sich während seiner kurzen Amtsführung so viel erspart, daß er anderthalb Millionen bei der Bank in Venedig anlegen konnte. Von den Kostbarkeiten der Churfürstinn hatte er sich mancherlei zugeeignet, unter andern einen diamantenen Ring, den er vor den Augen des Churprinzen am Finger trug. Als ihn der Prinz deshalb zur Rede setzte, antwortete er in stolzem Tone: „Seitdem ich die Ehre habe, kaiserlicher Commissarius in Baiern zu seyn, gehört der Churfürstinn nichts mehr in diesem Lande.“

Edelleute, Bürger und Bauern mußten es sich gefallen lassen, daß man sie ihrer Privilegien beraubte, gewaltthätig behandelte und plünderte. Verschiedene vornehme Frauenzimmer, deren Männer dem Churfürsten nach den Niederlanden gefolgt waren, wurden gewaltsam aus ihren Wohnungen weggejagt, man nahm ihnen ihre Möbeln, durchwühlte ihre Papiere

piere und erforschte ihre Familiengeheimnisse.
war man von Auflaurern umgeben, und
Klagen laut werden ließ oder ein freies W
lief Gefahr gröblich mißhandelt zu wer
Einquartierungen und Foderungen an Kont
Lieferungen und andern Abgaben war
Ende.

Der Kaiser und seine Minister moc
unbarmherzige Verfahren gegen die Baiern
radezu empfohlen haben, und man schrieb
ste auf Rechnung des Grafen von Gron
das Oberkommando über die Truppen ha
zwischen erstieg die Verzweiflung der Baier
hohe Stuffe, daß eine förmliche Empöru
Ausbruche immer näher kam. Nichts dün
unerträglicher, als der Befehl des kaiserlich
halters, zwölf tausend Rekruten unter die
schen Fahnen zu stellen, und die Art, wie d
fehl in Ausübung gebracht wurde, war im
Grade empörend. Erst foderte man zum
die Mannschaft, welche gestellt werden sollte,
trächtliche Summe Geldes ein, und wenn dies
war, schleppte man die jungen Leute doch zum
dienste fort. Die Aushebungen waren so s
häufig, daß dem Landmanne nicht einmal
Landbau unumgänglich nöthige Zahl Arbeite
blieb. Die Ausgehobenen flüchteten zum
die Wälder, schlichen bei dunkler Nacht in d
fer, und holten Lebensmittel; allein auch die
tungsmittel ward durch die Vorkehrungen des
halters unwirksam gemacht.

Jeder Hausvater, von eigenem Elend sc
Boden gedrückt, sah mit blutendem Herze
Söhne, das heiligste Eigenthum, welches
Natur gegeben hatte, unter feindliches Kri

hinschleppen, um auf fernen Schlachtfeldern im unnatürlichen Streit gegen die Freunde ihres Fürsten Blut und Leben zu wagen. Das Unglück, das bis jetzt, wiewohl mit eisernem Fittige, auf dem Ganzen gelegen, brach nun in die einzelnen Theile desselben, trennte die Bande der Familien, rieß den blühenden Jüngling aus ihrem Schooß, und weit schmerzlicher floß die Thräne bei dem häuslichen Jammer, als sie bei dem allgemeinen geflossen war. Aber auch weit höher stieg nun der Unwille, weit schneller verbreitete sich die Empörung, fast in dem Augenblicke, wo die erste Flamme aufschlug, zum allgemeinen Brande. Zuerst rotteten sich gegen das Ende des Octobers bei Neuburg vorm Wald, und bei Retz gegen fünfhundert Bauern zusammen. Die Feindseligkeit, welche sie ausübten, bestand noch zur Zeit nur darinn, daß sie den Oesterreichern die jungen Pursche, die von denselben zum kaiserlichen Dienste ausgehoben worden waren, mit Gewalt entrissen. Doch suchten sie auch durch Abgeordnete, die sie ausschickten, ihre Standesgenossen in der Nähe und in der Ferne zur Verbindung mit ihnen aufzumuntern, und bereiteten dadurch einen größern Aufstand vor.

Die Kaiserlichen geriethen in eine nicht geringe Bestürzung, als sie von den tumultuarischen Bewegungen der Bauern Nachricht erhielten. Die Strenge, mit der sie die Verschwörung in München bestraft, und die Maaßregeln, die sie seitdem genommen, ließen sie hoffen, daß die Unterdrückten keine neue Versuche wagen würden. Die Regimenter, deren man in Italien bedurfte, waren größtentheils aus Baiern wieder abgezogen, und dieß begünstigte die Unternehmungen der Bauern am meisten, und erhöhte ihren Muth. In wenigen Tagen stieg das

Heer

Heer auf einige tausend Köpfe, und bek
rer, Geschütz und Reuterey. Nach kurze
len unter freiem Himmel zog der Aufruhr
fer, er erregte ganze Gegenden zum Kam
Donau, an der Isar, am Inn ertönte
Stimme. Selbst mit den Bauern an der
Grenze wurde ein Versuch gemacht. Die
des Bauernheeres waren anfangs ein
Ried, die Söhne des Pflegers zu Mühl
ein Student Namens Meinl, der sich eine
Offizier der zusammen rottirten baierischen
nannte, und den Reisenden Pässe ertheil
ihnen vereinigten sich einige abgedankte baier
daten und verabschiedete Offiziers. Ganze
zogen durch das Land, und wo sie immer d
gesellten sich neue Haufen zu ihnen. Wie
getretener Strom, der nach und nach
Zufluß mehrerer Gewässer immer stärker
und alles mit sich wegnimmt, rieß auch der
von Mißvergnügten von Ort zu Ort alles
fort, und vergrößerte sich immer mehr.
gutwillig mitziehen wollte, dem wurde
und Schwerdt gedroht. Das erste Korps
cher, das ihnen aufstieß, wurde theils nied
theils gefangen genommen.

Es war nun die höchste Zeit, daß
same Maaßregeln ergrief, der Insurrection
ren. Der Oberste Wendt, Kommandant v
chen, zog von der kleinen Zahl kaiserlicher
die sich in der umliegenden Gegend fanden,
nig so viele zusammen, als er entbehren kon
die übrigen Plätze nicht ganz zu entblößen.
dieser geringen Mannschaft gieng er auf d
ern los, die jetzt um so leichter geschlagen
streut werden konnten, da es ihnen an Takti

und weil sie sich in einzelne Haufen zerstreut hatten. Allein weder die Niederlage, welche zwey solche Schaaren nach einander erlitten, noch der Anblick ihrer gefangenen Brüder, welche die Oesterreicher an die nächsten Bäume aufknüpften, konnten sie in Furcht setzen. Vielmehr verbreitete sich die Erbitterung immer weiter, und die Zahl derer wuchs mit jedem Tage, welche zu den Waffen griefen. Allein die Niederlagen, die sie gleich anfangs erfuhren, machten, daß sie mit mehr Vorsicht zu Werke giengen, und sich vor allen Dingen einiger festen Plätze zu versichern suchten, bevor sie im freien Felde eine beträchtliche Unternehmung wagen würden.

Ein bei Landshut versammeltes Bauernheer, das schon über fünf tausend Mann stark war, eroberte Vilshofen, verwüstete die Reichsgrafschaft Ortenburg, und warf sich am vierzehenten November auf die Stadt Burghausen. Durch Verräther in die Stadt gelassen, stürmten sie mit wildem Muthe gegen das Schloß, die ganze Nacht dauerte der Kampf, und am Morgen, nachdem der Kommandant erschossen war, ergab sich die Besatzung. Die ganze Bürgerschaft, nebst achtzig Studierenden, hatte sich an die Bauern angeschlossen. Manchen kaiserlichen Beamten und Soldaten ließen sie ihre Rachsucht empfinden. Zur Wiedervergeltung hiengen sie einige Beamte an die Bäume auf, und hieben die Soldaten nieder. Einen Grafen Lamberg, der in ihre Hände fiel, sperrten sie in eine Bauernhütte, in der nur Holzäpfel zu finden waren, und ermahnten ihn, davon zu essen, weil sie sich auch damit begnügen müßten. Endlich ließen sie ihn, nachdem sie ihm sein Geld abgenommen hatten, doch wieder los. Der Haufe, der dieß verübte, schien sich hierauf wieder zerstreut zu haben, und die kaiserlichen Soldaten jag-

ten auch hie und da einen Trupp Bauern auseinander. Es half aber wenig; war an einem Orte ein Haufen verjagt, so stand an einem andern schon wieder ein neuer da. Der Enthusiasmus für das Vaterland hatte sich nun einmal des gemeinen Mannes bemächtiget, und kein Hinderniß war noch zur Zeit im Stande ihn zu schwächen. Um ihren Unternehmungen mehr Gewicht zu geben, zeigten die Bauern einen Befehl des Churfürsten vor, worinn er sie zur Vertheidigung des Landes auffoderte. Sie ließen auch eine Art von Manifest ergehen, worinn sie sich eine churbaierische Landesdefension nannten, und trafen die nöthigen Vorkehrungen zur Lieferung der Lebensmittel und anderer Bedürfnisse.

3.

Die Bauern nehmen die Festung Braunau und andere Orte ein. Vergeblicher Versuch zu einem Vergleich.

Das Glück begünstigte die Unternehmungen der Bauern immer mehr, und damit wuchs auch ihre Zahl. Sie wagten es, die Festung Braunau in Oberbaiern unterhalb Burghausen am Inn, zu belagern. Da die kaiserliche Besatzung nicht besonders stark war, und die Bürger keine Lust hatten, sich ihre Häuser durch die Bomben der Bauern anzünden zu lassen, so sah sich der Kommandant zur Uebergabe genöthiget, nachdem er zwei Stürme abgeschlagen hatte. Die Bauern, die in solcher Menge einrückten, daß ihr Zug sieben Stunden dauerte, machten Anstalten die Stadt zu plündern. Als es aber die Bürger merkten, drohten sie mit der äußersten Gegenwehr, und die Plünderung unterblieb. Dagegen

gegen fielen den Insurgenten in der Festung fünfzig Kanonen, fünfhundert Zentner Pulver und ein ganz eingerichtetes Zeughauß in die Hände: ein mächtiger Behelf für eine kriegführende Parthey, der es bisher hauptsächlich noch an Munition und Waffen gefehlt hatte.

In Braunau ließen die Bauern eine Besatzung zurück, und ein Theil von ihnen zog vor die Stadt Schärdingen, die sich am vierten December ergeben mußte. Die Oberbefehlshaber der Bauern, welche die Kapitulationspunkte unterzeichneten, waren ein churbaierischer Adjutant, ein Schützenhauptmann und ein Schützenkorporal.

Jeder errungene Vortheil diente nunmehr dazu, die Hoffnungen der Insurgenten zu erhöhen, und ihre Aussichten zu erweitern. Sie beherrschten nun die ganze Gegend zwischen dem Inn und der Isar, und waren, da sie einen sichern Rücken hatten, in den Stand gesetzt, ihre Feinde beständig zu beunruhigen. Sie legten Magazine an, und die Landesdefension befahl allen Baiern bei Brand und Tod, zur Rettung des Vaterlandes die Waffen zu ergreifen. Gegen die Mitte des Decembers war das Heer bis auf dreissig tausend Mann gewachsen, und die kaiserliche Landesadministration kam in immer größere Verlegenheit. Zwar wurden die Bauern von den ausgeschickten kaiserlichen Truppen hie und da nachdrücklich gezüchtiget, allein man fand es bedenklich, sie durch Strenge zu größerer Thätlichkeit zu reitzen. Deswegen wurde ein Versuch gemacht, sie durch einen Vergleich zur Ruhe zu bringen.

Die Bauern waren nicht ungeneigt zu einer Aussöhnung, wenn man ihren Klagen Gehör geben und ihnen die drückenden Lasten abnehmen wollte. Es war ihnen überdieß nicht unbekannt geblieben, daß

der

der Wienerhof einige Reichsfürsten um B
sucht hatte, und daß von verschiedenen
kaiserliche Truppen im Anmarsch waren.
daher ein Waffenstillstand auf zehen Tag
sen, und die Bauern wählten eben so v
tirte, um die Unterhandlungen mit den
zu betreiben. Der Ort der Zusammenkun
Dorf Ampfling, drei Meilen von Münc
bestimmten Zeit fanden sich daselbst einig
der der kaiserlichen Administration, und a
gen der Baiern auch einige Abgeordnete
stände ein; die Bevollmächtigten der Bau
nen ebenfalls nach Uebereinkunft. Jeder
fuhr in einer mit sechs Pferden bespannte
und alle zusammen hatten eine Bedeckung
tausend Mann regulirter Truppen, deren
und Ordnung selbst den Kaiserlichen Ben
ablockte. Als sie in das Konferenzzimme
fragten sie sogleich, ob der kaiserliche Ge
Graf von Löwenstein, in Person zugegen w
man ihnen antwortete, daß in seinem Nam
ordnete angekommen wären, erklärten sie
daß sie sich mit denselben nicht in Unterha
einlassen könnten, sondern sogleich wieder
müßten. Um indessen die wesentlichen Pun
Sendung zur Kenntniß der Gegenparthey
gen, legten sie derselben die Hauptbedingun
unter welchen ein Vergleich zu Stande komm
te. Diese Punkte bestanden darinn, daß di
lichen alle baierischen Festungen räumen, alles
nommene Geschütz wieder herbeischaffen, zur
leistung für die Erfüllung dieser Punkte di
schen Grenzfestungen übergeben, die Landesr
den Prinzen und den Landständen auf so lan
tragen sollten, bis es dem Churfürsten, oder

mahlinn desselben gefällig wäre, sie wieder selbst zu übernehmen.

Solche Bedingungen konnten freilich kein Gehör finden, und es war voraus zu sehen, daß man sich nicht vereinigen würde. Die kaiserlichen Deputirten riethen den Abgeordneten der Insurgenten, ungesäumt die Waffen niederzulegen, und sich unbedingt der Gnade des Kaisers zu unterwerfen, weil die bald ankommenden Truppen sie doch dazu zwingen würden. Allein sie antworteten: „Unser Zustand kann dadurch nicht schlimmer werden, als er bisher gewesen ist, und kommt es aufs äußerste, so ist es ja besser, durch einen schnellen Tod von aller Quaal befreit, als lange gemartert zu werden.“ Mit dieser Erklärung verließen sie plötzlich die Versammlung, ohne eine Antwort abzuwarten, und die Feindseligkeiten fiengen mit vermehrter Wuth von neuem an.

Die Bauern überraschten, geführt von einem Metzger, Namens Kraus, die Stadt Kellheim, indem sie durch das Loch in einem Brauhause hinein drangen. Die wenigen Kaiserlichen Soldaten, die sich in der Stadt befanden, mußten meistens unter ihnen Dienste nehmen. Der Brauerzunft wurden viertausend Gulden, und den Klöstern verhältnißmäßige Geldsummen abgepreßt. Der Metzger Kraus, der sich einen Obersten und Kommandanten der Stadt nannte, ließ an alle umliegende Orte den Befehl ergehen, daß jedes Haus ihm bei Vermeidung militärischer Exekution einen Mann senden sollte. Als nach einigen Tagen ein kaiserliches Truppenkorps anrückte, lud der Metzger aus jedem Bezirk einen Edelmann, Pfarrer und Bauer zum Kriegsrathe ein. In diesem wurde beschlossen, daß die Regierung zu Burghausen über das Defensionswesen zum Besten des Vaterlandes, besonders aber des Rentamtes Burghausen,

hausen, die Aufsicht führen sollte. Von dieses Amtes sollte ein tauglicher lediger seinem Gewehre, gestellt werden, und aus diesen Leuten vier Regimenter zu aus tausend Köpfen, bilden. Die Geis Edelleute sollten zu einem Dragoner-Regi ches schon über dreihundert Mann zählte, Leute stellen. Dem Infanteristen bestimm lich acht Kreuzer oder monatlich vier G Solde, doch wurden ihm für die Montur Kreuzer abgezogen. Diese sogenannten L sionsanstalten schickten die Bauern im ga herum, und drangen, mit Feuer und Sch hend, darauf, daß sich alle Baiern zur B derselben verpflichten sollten.

Alle Warnungen, welche die kaiserli rung an die Insurgenten ergehen ließ, wa bens. Die schlimmen Folgen ihres patrioti mels fiengen nun aber bald an sich zu zeig Waffenstillstand hatte den Oesterreichern schafft, die verlangten Truppen der Reich sich zu ziehen, und schon am achtzehenten setzte sich ein Detachement aus Ingolstadt den Besitz von Kellheim. Der kommandi ficier schickte vier Franciskaner voraus, um ger und die Bürgerschaft zu einem Vergleic reden. Diese waren aber so hartnäckig, da Unterhandlungen ausschlugen. Vergeblich ein Tambour noch einmal auf. Als nun serlichen zur gewaltsamen Eröffnung der T stalt machten, schlossen die geängsteten Bean Bürger sie ihnen freiwillig auf. Die Ka drangen nun wüthend hinein, hieben all sie auf den Strassen fanden, auch wehrlose und Greise, nieder, und der kommandirende

gab das unglückliche Städtchen den unbarmherzigen Soldaten drei Stunden lang zur Plünderung preis. Der Anführer Kraus wollte sich zwar durch die Flucht retten; er wurde aber erwischt, und gefesselt nach Ingolstadt gebracht, wo eine grausame Todesstrafe an ihm vollzogen wurde.

4.

Marsch gegen München. Große Niederlage der Bauern.

Wie schwer es sey, den Patriotismus eines Volks durch die Waffen zu unterdrücken, zeigten die empörten Baiern. Während die Kaiserlichen bemüht waren, den Brand auf der einen Seite zu löschen, brach das Feuer in gleicher Stärke auf einer andern aus.

Schon mehrmals waren im baierischen Oberlande an den tyrolischen Grenzen unruhige Bewegungen verspürt worden. Plötzlich sammelte sich eine große Schaar rüstiger Landbursche, meistens treffliche Schützen, entschlossen, für ihr bedrängtes Vaterland etwas Großes und Entscheidendes zu thun. Sie ließen in der ganzen Gebirgsgegend Auffoderungen ergehen, und in wenigen Tagen wuchs der Haufe auf vier bis fünf tausend Mann an, unter denen sich aber nur fünf hundert Schützen befanden, die mit ordentlichem Feuergewehr bewaffnet waren; die übrige Mannschaft führte nur Sensen, Gabeln, Prügel und andere Werkzeuge, die wohl zum Ackerbau, aber nicht zum Kriege bestimmt sind. Voll patriotischen Muthes und Haß gegen die Fremden beschlossen sie, das Aeußerste zu wagen. War nur erst München dem Feinde entrissen, und der Churprinz

an ihrer Spitze, so durfte man hoffen, da
Churfürstenthum werde gegen den Kaiser
Kaum hatte daher in einer Berathschl
Stimme die Hauptstadt genannt, als
Munde der Ruf erscholl: nach München,
chen! Fünf tausend Mann stark, außer
tzen auch einige Reuterey und Geschütz in
traten die Verwegenen die Reise an, un
Nachricht von der Gefahr nicht früher
chen kam, als die Gefahr selbst, so war
in welcher die Oesterreicher keinen Freu
wahrscheinlich für sie verloren; denn das
erland lauerte mit tückischer Stille auf dies
um dann, wär' er gelungen, mit verein
für das über ihm gehäufte Elend sich
machen.

Ein geheimes Verständniß, das die
einigen Einwohnern der Residenz hatten,
Ausführung des Entwurfs mächtig zu
Auf Veranstaltung eines Bürgers in Mün
mens Gütler, standen bereits sechshunder
ten, alle Hofbediente und alle mit der geg
Ordnung der Dinge unzufriedene Bürger
bewafnet auf den ersten Wink zu versamm
auf dem Anger, die Hofbedienten vor der
die Bürger vor dem Kloster der Augusti
demselben Augenblicke sollten sie die kaise
satzung entwaffnen, sich eines Thores be
und mit Grenaden denjenigen, welche auß
Stadt mit ihnen im Einverständnisse lebten,
chen zum Anmarsche geben. Ein Bräum
gewonnen, und hatte versprochen, dem Ha
chen Gürtler anführen würde, durch Erö
Thors bei seiner Wohnung den Eingang in
zu verschaffen. Ein anderer Bürger schafft

Blei, Gewehre, Schanzzeug und andere Kriegsbedürfnisse herbei; er gab den Bauern den Schlüssel zu einer Schanze, und machte sich anheischig, das Kommando über die Studenten zu übernehmen.

Der Plan zur Ausführung war bereits zur Reife gediehen. Schon rückte der größte Theil des Bauernschwarmes gegen die Residenz an, und erreichte das Dorf Schefflaren, vier Stunden von da, als dem bestimmten Sammelplatz. Voll patriotischer Ungeduld erwartete jeder das Zeichen zum Aufbruch, als durch Verrätherey das ganze Vorhaben vereitelt wurde.

Einer von Adel, der vom anziehenden Heere zum kaiserlichen Statthalter entwich, unterrichtete diesen von dem beschlossenen Angriff, der dazu bestimmten Zeit und dem Einverständnisse mit den Bürgern. In der Christnacht sollte er geschehen, Mitternacht war die Stunde. Die schleunigsten Maaßregeln wurden nun getroffen, und man bereitete sich zum blutigen Empfange. Die Einwohner von München mußten es sich gefallen lassen, daß man sie zum zweitenmal entwafnete, und an denselben Orten, die sie zu Sammelplätzen bestimmt hatten, schweres Geschütz aufpflanzte. Auch konnten, wie sich leicht begreifen läßt, die Urheber dieses Planes, und die vornehmsten Theilnehmer an demselben in der Stadt ihrer Gefangennehmung nicht entgehen. Gegen die Bauern selbst, war geschwinde Vorsicht um so nöthiger, da zu derselben Zeit der Posthalter von München dem kaiserlichen Statthalter anzeigte, daß ihm zwei Kouriere und ein Staffetenpferd ausgeblieben, und da zehen Reuter, die man zu rekognosciren ausgeschickt hatte, verschwunden waren. Diese Umstände ließen keinen Zweifel übrig, daß die Landleute im Begriff seyen, auch ohne Mitwirkung der Einwohner von München

chen ihren Entschluß auszuführen. Di
und Aussage eines Rittmeisters, den ma
achtzig Dragonern ausgeschickt hatte, un
der Feinde auszukundschaften, bestätigte
nung; denn schon zu Forstenried, zwey
München, war er auf ein meist hinte
verborgenes Korps Schützen gestossen, d
zwei seiner Leute getödtet, und mehre
worden waren.

Alles war jetzt in der regsten Thäti
wartungsvoll sah man der Entscheidung
gegen. Der General Kriechbaum, wel
rade mit einigen Regimentern in der Re
sidenz befand, erhielt Befehl, nach der
len, während eine andere Schaar zu A
des Rückzugs nach Mühldorf zog. De
mandant von München, Oberst Wendt,
Einbruch der Nacht Märkte und Strass
sten wurden verstärkt, kein Bürger durfte
strafe aus dem Hauße. Eine schröckl
anstatt des sonst gewöhnlichen religiösen P
te in der heiligen Nacht auf der großen
banges Erwarten anstatt der festlichen Fre
jeder baierischen Brust. Genau um die
Stunde wechselte jene Stille mit dem Getö
ges. Die Bauern näherten sich von der r
te des Isarflusses, sie eroberten im
fall die Brücke mit dem sie beschützend
und suchten in die Stadt zu dringen. A
vermutheter Widerstand hielt sie zurück, u
wegen ihr Muth, so unbändig ihr wiederh
lauf war, so glücklich vertheidigten die D
den Eingang bis an den Morgen, so gö
derte der Morgen die Lage der Dinge.

Da der General Kriechbaum schon auf halbem Wege die Kanonade gehört hatte, so beschleunigte er seinen Marsch, und kam noch vor Tages Anbruch vor der Stadt an. Die Vertheidigung wurde nun mit dem Angriff vertauscht, das kaiserliche Fußvolk nahm Brücke und Thurm wieder ein, die Reuterey setzte durch den Fluß und fiel den Bauern in den Rücken, die am Tage bei weitem die Leute nicht mehr waren, als in der Nacht. Da nun auch die Besatzung von München zugleich über die Bauern herfiel, so sahen sie sich zu ihrer größten Bestürzung umringt und übermannt. Mit großem Blutvergießen wurden sie bis zu dem Dorfe Sendlingen gedrängt, wo sie noch einmal ihr Glück versuchten. Einige sammelten sich auf dem Kirchhofe, andere versteckten sich in nahe gelegene Häuser, wieder andere hinter Zäunen. Allein weder diese Art von Verschanzung, noch die Heftigkeit, mit der sie sich vertheidigten, konnte Leuten, denen es an geschickten Anführern, an Waffen und an Kenntniß des Kriegswesens fehlte, und die geübte Krieger zu ihren Gegnern hatten, einen Vortheil bringen. Schnell sahen sie sich umringt, und wer nicht beritten war, oder durch die Schnelligkeit seiner Füße entkam, wurde eine Beute des Todes, denn der ergrimmte Soldat gab heute keiner Menschenseele Quartier. Ausser dem Verlust ihres Geschützes, ihrer Fahnen und Munitionswägen büßten zweitausend Baiern mit dem Leben. Noch heut zu Tage erblickt man in der Ebene zwischen München und Sendlingen die traurigen Zeugen des entsetzlichen Blutbades: eine Menge Leichenhügel, die man dort aufgethürmt und mit Erde bedeckt hatte. An die tausend Verwundete hatten die gefühllosen Sieger in die Stadt geschleppt, und auf die Strassen hingeworfen, wo sie ohne Hülfe unter kläglichem

Geheul

Geheul und erbärmlichen Zukungen ihr
bluteten.

Diejenigen, welche dem Tode entron
wurden auf ihrer Flucht in ein neues Sc
setzt: Mühldorf, ein unvermeidlicher Paß
Kaiserlichen besetzt. Sie sandten Abgeordn
kommandirenden General, fußfällig und
Versprechen reuiger Unterwerfung flehten
Gnade: aber indem ihnen der Oesterreicher
bungsgesetze vorschreibt, rettet sich der
Haufe durch schnelle Flucht. Unter den G
befanden sich einige baierische reformirte Offi
der vornehmste Anführer der ganzen Exped
ein Franzose, Namens Gothier, der aber
Gefechte getödtet worden war.

5.

Die Bauern erleiden große Niederlage
werden zur Ruhe gezwungen.

So unglücklich die Expedition gegen
sich geendigt hatte, so dauerten doch die tum
schen Bewegungen noch eine Zeitlang fort.
gebens war es, daß selbst die baierischen La
in den ersten Tagen des Jahres ein tausen
hundert und sechs die Bauern durch öf
Schriften zur Ruhe und zum Gehorsam erm
um das fernere Niedermetzeln ihrer unglü
Standesgenossen zu verhindern. Nichts n
Stande, die empörten Gemüther zu besänftige
gleich die Lage der Insurgenten mit jedem Tag
licher und gefahrvoller wurde.

Hätten die Baiern im Anfange des Feld
und als sie noch Waffen besaßen, den Aufsta
go

gonnen, so wäre er wahrscheinlich glücklicher in seinem Erfolg und eingreifend in das Ganze gewesen. Aber jetzt, nach dem Verlust ihrer Waffen und ihrer vergrabenen Kriegsvorräthe, jetzt am Ende des Feldzuges, wo von allen Seiten Truppen wider sie anzogen, wo die Strenge der Jahrszeit wider sie stritt, wo weder der Adel noch die grösern Städte aus Furcht des Aergern lauten Antheil nahmen, war es zu erwarten, daß ihr Werk, so weit sie es schon gebracht hatten, endlich wieder zusammen stürzen würde; und es stürzte. Sobald die Kaiserlichen aus Franken und vom Rhein her Verstärkung empfangen hatten, giengen sie, alle entschlossen, die gestörte Winterruhe mit Wunden und Tod zu rächen, in verschiedenen Heerhaufen auf den Feind los. Der General Kriechbaum rückte am siebenten Januar gegen eine starke Macht der Bauern an, die sich in der Nähe des Schlosses Aydenbach auf einem Hügel postirt hatte, dessen Rücken ein Wald deckte, und wozu ein Bach mit sumpfigen Gestaden den Zugang von vorn erschwerte. Der kaiserliche General sah, bei dieser günstigen Stellung, einem harten Kampfe entgegen, da die Zahl der Bauern sich auf ungefehr siebentausend, die der Kaiserlichen nur auf zweitausend belief, und erstere überdieß mit vier Kanonen versehen waren. Ohne Zweifel würde ihnen alles dieses ein großes Uebergewicht über ihre Gegner verschafft haben, hätten nur die Bauern ihre Lage zu benützen gewußt. Allein sie wurden durch den Anblick der anrückenden Schlachtordnung außer Fassung gesetzt, und versäumten den günstigsten Zeitpunkt, ihre Feinde, denen sie an Zahl so sehr überlegen waren, zu vertilgen. Ehe noch ein Schuß fiel, zogen sie sich in den nahen Wald zurück, und als ihnen der Feind nachsetzte, begaben sie sich, mit Verlassung

ihres

ihres Geschützes, auf die gänzliche Flucht. Glücklich entkamen zwar ihre Anführer mit der Reuterey, aber der größte Theil der Fußgänger, viertausend an der Zahl, wurde im Wald und auf dem Felde umringt, und ohne Barmherzigkeit niedergehauen. Ein Theil dieser Unglücklichen suchte in einigen Häusern durch entschlossenen Widerstand das bedrohte Leben zu retten. Der ergrimmte Soldat steckte die Häuser in Brand, und alles, was nicht durch das Schwerdt fiel, ward vom Feuer verzehrt. Das Niedermetzeln dauerte von halb zwölf Uhr Mittags, bis Abends vier Uhr, und der Getödteten waren hier noch mehr als bei München; ihre Zahl mag sich bis auf vier tausend belaufen haben. Fast eine Stunde lang lagen überall Leichen umher, und die im Wald liegenden ließen sich nicht so leicht zählen. Die Bauern hatten, ihrem eigenen Geständnisse nach, ihre besten Leute, nebst einem Hauptmann, einem Würtemberger, in diesem Gefechte verloren.

Einige Tage hernach rückte der General Kriechbaum mit einem kleinen Korps, bei welchem fünf hundert anspachische Grenadiere waren, nach Passau, um Braunau wieder zu erobern. Auf dem Wege ließ er jedes Dorf anzünden, das er menschenleer fand, allenthalben die Drohung verbreiten, mit jeder verlassenen Hütte auf diese Weise zu verfahren. Zu gleicher Zeit versprach der kaiserliche Statthalter Vergessenheit des Vorgefallenen, drohte aber fürchterliche Strafen, wenn die Verwegenheit der Gnade spotte. Durch so viele Feuerwolken, durch so ernstliche Drohungen geschreckt, durch die versprochene Amnestie der Verzweiflung entrissen, erklärte das Hauptheer bei Wasserburg den Entschluß zur Unterwerfung, und gieng der Strafe frei nach Hause. Schärdingen, Wasserburg und Burghausen fielen in die Hände des

Kaisers

Kaisers zurück; viele Bauern legten freiwillig die Waffen nieder; andere wurden mit leichter Mühe gezwungen, es zu thun. Kümmerlich hielten sich noch einige in den Städten; aber auch hier durften sich die Kaiserlichen nur nähern, um die Uebergabe derselben zu erhalten.

Braunau allein, damals unter Baierns Festungen die zweite im Range, die von drei tausend Bauern und entlassenen Soldaten besetzt war, schien sich nicht ergeben zu wollen. Als General Kriechbaum gegen die Festung anrückte, langten einige Abgeordnete der Bauern bei ihm an, welche erklärten, daß sie bereit wären, Braunau zu übergeben, daß sie sich aber noch vierzehen Tage Aufschub ausbäten. Der General erwiederte: nicht eine Stunde könne er ihnen verwilligen, und wenn sie nicht sogleich nach seiner Ankunft, die ungefehr in drei Tagen erfolgen würde, die Festung übergäben, so sollte kein Mensch verschont bleiben. Mit dieser Antwort schickte er den Tambour, den die Abgeordneten bei sich hatten, zurück; die übrigen ließ er in Verhaft nehmen und stark bewachen. Die Bauern in Braunau ergaben sich aber so wenig, daß sie vielmehr den General auf eine spöttische Art auffoderten, die Belagerung vorzunehmen. Zur hartnäckigsten Vertheidigung entschlossen, aber ohne Anführer, von dessen klugen Leitung sie einen glücklichen Gebrauch ihrer Kräfte hätten erwarten können, drangen sie den Befehl einem Baron Okfort auf, der wider Vermuthen das Blutspiel zum Ende brachte.

Kriechbaum hatte sich der Festung mit fünfthalb tausend Mann genähert. Okfort versicherte sein Heer, die Macht des kaiserlichen Generals stehe weit unter dem Ruf, der sich von dessen Stärke verbreitet habe; ein beherzter Angriff werde sie niederwerfen und die

Gefahr

Gefahr einer Belagerung von Braunau entfernen. Willig zu allem, was ihr Anführer wollte, zog das Insurgentenkorps auf diese Erklärung bis auf hundert Mann aus der Festung, ließ sich außer dem Gesicht derselben von ihm in Schlachtordnung stellen, hörte seine Verheißung des unfehlbarsten Sieges, und sah ihn dann hin reuten, den nahen Feind zu beobachten. Okfort kommt nicht zurück! Lange steht der verlassene Haufe in seiner Ordnung da, lange wartet er auf den Feldherrn, auf das Zeichen zum Vorrücken, und kehrt endlich, als kein Feldherr erscheinen will, trostlos über dessen vermuthliche Gefangenschaft, nach der Festung zurück. Welche Verwandlung! Braunau ist verschlossen; ein plötzliches Kanonenfeuer von den Wällen hemmt ihre Schritte, mit Entsetzen vernehmen sie die Nachricht von Okforts Verrätherey. Kaum seinem Heere aus den Augen, war der Baron auf Umwegen nach Braunau zurück geeilt, hatte Kriechbaums, zufolge der heimlichen Uebereinkunft, herbeigeeiltes Korps, mit Bewilligung der Bürger von der andern Seite in die Festung gelassen, und zum Empfang der zurückkehrenden Insurgenten geschwinde Anstalten getroffen. Ohne Anführer, ohne Entschluß wurden sie entwafnet und nach Hause geschickt; nur ein geringer Ueberrest verschanzte sich noch in einem Gehölz, ohne jedoch der kalten Jahreszeit lange zu widerstehen. Braunaus Werke wurden geschleift, und einige Rädelsführer am Leben gestraft.

In der obern Pfalz trieb sich jetzt noch ein Schwarm von Landleuten umher, der unter der Anführung eines Pfarrers die Stadt Cham wegnahm, und die kleine Garnison zu Kriegsgefangenen machte. Der Pfarrer Müller ließ in seiner neuen Eigenschaft als Kommandant und Brigadier an verschiedene

schiedene benachbarte Flecken seine Befehle ausgehen, und träumte schon große Dinge, allein der kaiserliche Oberste Arnan machte der Herrschaft desselben sehr bald ein Ende. Nach der Wiedereinnahme von Vilshofen marschirte dieser Officier gerade auf Cham los, und foderte es zur Uebergabe auf. Der geistliche Befehlshaber antwortete anfangs sehr trotzig, eine unaufhörliche Kanonade änderte jedoch in kurzer Zeit seinen Sinn. Er bot eine Kapitulation an. Vierhundert Bauern wollten von der achthundert Mann starken Garnison in jener Nacht, wo man wegen der Uebergabe traktirte, durchgehen, die abgeworfene Brücke über den Regen, und das gebrochene Eis dieses Flusses hinderte sie aber an diesem Vorhaben. Sie ersoffen zum Theil im Wasser, die meisten aber wurden von den auflaurenden Husaren niedergehauen. Einen großen Theil der Insurgenten, welche kapitulirt hatten, traf das nemliche Schicksal, und zwar gegen den klaren Buchstaben der Kapitulation, welche Allen einen freien Abzug zusicherte. Anstatt vertragsmäßig Mittags um zwölf Uhr auszuziehen, blieben sie ruhig in der Stadt bis halb drei Uhr, da dann Arnan nöthig fand, noch zuvor in die Stadt einzurücken, und sie mit Prügeln hinauszujagen. Durch diesen kleinen Verzug von kaum drei Stunden hielten sich die Kaiserlichen berechtigt, Menschen zu morden, die auf das gegebene Wort des Obersten sich verlassen hatten, und die ohne die feierliche Zusage ihrer persönlichen Sicherheit die Stadt nicht übergeben haben würden.

Der geistliche Kommandant Müller und einige andere Officiere, die sich verkrochen hatten, wurden gefangen genommen. Dem erstern rettete sein Stand das Leben: weil er ein Geistlicher war, verurtheilte man ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft. An

allen

allen denjenigen, welche entweder als Anf
Bauern waren gefangen genommen, oder
nehmer an der Verschwörung, oder als S
selben entdeckt worden waren, vollzog man
das Todesurtheil mit aller Strenge. Di
wurden in München enthauptet. Der K
Bürgers Gütler daselbst, der sich an die S
sechshundert Studenten gestellt hatte, wur
dem ihm der Kopf abgeschlagen worden,
Theile getheilt, und in jedem Rentamt ein
einen Schnellgalgen aufgehenkt, der Kopf
dem Thurm der Isarbrücke, welchen die B
der Christnacht erobert hatten, an einer S
gesteckt. So wurden Menschen gestraft, d
sie das Recht des Eroberers, vermöge dessen
nerhof sich in den Besitz von Baiern gese
nicht für gültig erkannten, zu den Waffen
und sich einer Regierung zu entledigen gesu
ten, die ihrer Meinung nach unrechtmäßig,
ßerst drückend zugleich war.

Da zu eben der Zeit einige würtembergi
gimenter unter der eigenen Anführung ihres
im Anmarsch waren, so wagten es die Baie
ferner, der Uebermacht sich entgegen zu setzen
sahen ihren Untergang vor Augen, wenn sie d
fen nicht niederlegten. Da überdieß eine all
Verzeihung angekündiget wurde, so begaben
mählich alle in ihre Heimat, und ein Theil
serlichen Regimenter marschirte wieder in ihr
terquartiere. Alles Gewehr, das man auf d
fen der Prälaten und Edelleute antraf, wurde
wahrung genommen, damit nicht die Bauern
sie jemals wieder einen Lärm anfiengen, sich d
bemächtigen möchten. Der Kaiser traf auch
Anordnung, daß die drückenden Kontribution

Einquartierungen aufhörten; ja er erließ den Bauern sogar einige Abgaben, und beförderte auch dadurch die Wiederherstellung der Ruhe.

So endigte sich eine Unternehmung, die, wenn man auf die Gesinnungen und Beweggründe ihrer Urheber sieht, gewiß nicht unrühmlich war. Sie ward vernichtet, als wäre sie nie zugegen gewesen, zur großen Lehre für uns, daß auch der edelste Patriotismus Schwärmerey ist, wenn nicht Vernunft und Ueberlegung ihn leiten, und wenn die Kräfte fehlen, ihn geltend zu machen.

6.

Der Churfürst von Baiern wird in die Acht erklärt und das Land vertheilt.

Die Rebellion der baierischen Bauern, wie die Kaiserlichen es nannten, trug nicht wenig zur Beschleunigung einer Sache bei, wozu der Kaiser schon vorher alle Anstalten getroffen hatte. Es ward beschlossen, den Churfürsten von Baiern in die Acht zu erklären, und ihn dadurch außer aller Verbindung mit seinem Lande zu bringen. Das große Verdienst, welches die baierischen Fürsten, und selbst auch der, wider den nun das Verderben bereitet wurde, von Geschlecht zu Geschlecht sich um Oesterreichs Erhaltung und Ruhm erworben, hatte die Missethat eines Einzigen in tiefe Vergessenheit begraben; an die Erinnerung der Noth, in welche Maximilians Thatkraft den Wienerhof einst gesetzt hatte, schloß sich nun die ungezähmte Begierde, ihn in weit größere Noth zu stürzen.

Der Kaiser Joseph der Erste hatte schon im Junius des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf

ein

ein Schreiben an den Churfürsten von S
gehen lassen, worinn er anfragte, ob der
von Baiern, und sein Bruder, der Chu
Cöln, nicht verdient hätten, wegen ihres
den notorischen Friedensbruches, und ihre
renden höchst strafbaren Verbrechen, aller il
den, Rechte, Freiheiten und Vorzüge berau
den? Der Churfürst von Mainz theilte diese
ben seinen Herren Kollegen zur Ueberlegung
war vorauszusehen, daß der Ausspruch der
die beiden Churfürsten nicht günstig ausfa
de. Am lebhaftesten aber betrieb der Chur
der Pfalz die Sache, weil er bei dieser G
die erste Stelle unter den weltlichen Chu
nebst der Oberpfalz zu bekommen hoffte.
deswegen zwei Gesandte bei seinen Herren
dern herum, um sie desto eher zur Einwill
die Achtserklärung zu bewegen.

Es währte indessen fünf Monate, ehe
fürstliche Kollegium in die Achtserklärung
Im November antworteten die Churfürsten
dem Kaiser: „daß, nachdem die beiden Ch
von Baiern und Cöln dem bekannt gemachten
schluß und letzthin erklärten Kriege zuwider, d
lichen Krone Frankreich, den Grundgesetzen,
lich dem weltlichen und Landfrieden zuwider
hangen, und weder durch der kaiserlichen
und des römischen Reichs, auch aller hohen
denen Mächte, heilsame Erinnerungen, gr
namhafte Anerbietungen, noch durch die bes
und bekannt gemachte kaiserliche Abrufungs
zu andern, bessern und friedlichern Gedanken
gen gewesen; sondern mit den Reichsfeinden,
des heil. römischen Reichs höchstem Nachtheil
gere und neuere Verbindung eingelassen, und

schen Vaterlandes äußerstem Verderben, gesammter Hand, mit recht wüthender Grausamkeit, nach einem unerhörten Beispiel, in die kaiserliche Erb- und einige Reichskreise eingefallen, solche ihren gethanen und vielfältigen Versicherungen ungehindert, verheeret, auch die von kaiserlicher Majestät nnd den hohen Verbundenen, nach erfochtenen herrlichen Siegen, durch eigene Gesandtschaft angebotenen Vergleich, wider alle Erwartung verachtet, und zu den Reichsfeinden lieber vollends übergegangen, ihr eigenes deutsches Vaterland verlassen, dem Feinde mit Rath und That noch jetzt an die Hand gehen, und gegen dasselbe das feindliche Heer in den Niederlanden bis auf gegenwärtige Stunde anführen; als die vielmehr bei dem Kaiser und dem Reiche geschwornen und besonders einem Churfürsten obliegenden Treue zu Folge, ihr geliebtes Vaterland vom Untergange hätten bewahren, und zu dessen Erhaltung durch ihre Macht die Reichsländer hätten retten sollen; sie sich hingegen dergestalt aufgeführt hätten, daß sie vor keine deutsche Fürsten mehr erkannt, sondern solches feindliche Beginnen vor nichts anders, als einen beharrlichen Friedensbruch gehalten werden könne: so habe das churfürstliche Kollegium beschlossen, daß dem Kaiser die erforderliche churfürstliche Einwilligung zur verdienten Achtserklärung gegen die gedachten Churfürsten zu ertheilen sey, damit er sie, je eher je besser, andern zum Beispiel, auf eine den Reichsgesetzen gemäße Art, vollstrecken lassen möge."

Der Kaiser konnte um so weniger Anstand nehmen, diesen Schluß der Churfürsten, den er ohne Zweifel selbst befördert hatte, zu vollziehen, da er bald nachher erfuhr, daß Maximilian neue Versuche mache, seine Unterthanen zur Ergreifung der Waffen zu bewegen. Ein aufgefangener Brief entdeckte den Plan

zu

zu einer zweiten Empörung, und beförder
cher Zeit die Erklärung der Acht.

Maximilian hatte einen gewissen W
abgesandt, um die Rebellion in Baiern
Flammen zu setzen, und Truppen in die
thum zu bringen. Der Emissär schrieb in
sicht an einen vornehmen Minister des
in Schafhausen, allein der kaiserliche
Schafhausen entdeckte den Brief, und dies
demselben nach München und überliefert
kaiserlichen Statthalter. Aus diesem er
daß die Mißvergnügten nur allein auf das
der vornehmsten verborgenen Häupter der
rung die Waffen niedergelegt hätten, um
dem allgemeinen Untergange auszusetzen.
ern mußten die zweifache Verfolgung der
der Soldaten aushalten, der sie auf ei
widerstehen konnten. Sie entsagten auf
Zeit den Thätlichkeiten, um gegen Pfingst
die Truppen im Felde lägen und Baiern
seyn würde, wenn die Wälder belaubt wä
ganzer Macht von neuem loszubrechen.
mahlte das ganze Projekt mit so leichten F
daß die Mitkundigen an der Ausführung
mindesten zweifelten. Er versprach ihnen ein
Einfall der Franzosen in das Reich und d
dringen der letztern bis nach Ingolstadt, er
Unterwerfen dieser mit ihm im Einverständni
den Festung bei dem Anblick der churfürstlich
pen zu, er machte Hoffnung zur Empörung
dern Städte, sobald diese einem glücklichen
ge entgegen sehen könnten. Die fremden Vö
ten überdieß Waffen und Munition für zwan
send Baiern mitbringen.

Da sich der Kaiser durch diese Entdeckung von der Beharrlichkeit Maximilians vollkommen überzeugte, so bediente er sich der Einwilligung des churfürstlichen Kollegiums, und schritt zur Acht. Ein kaiserlicher Schluß erklärte die beiden Brüder von Baiern und Cölln ihrer churfürstlichen Güter und Würden verlustig, und Maximilians Leben außer des Gesetzes Schutz. Die Ceremonien, unter denen die Acht ausgesprochen wurde, waren diese.

Am neun und zwanzigsten April des Jahres ein tausend fünfhundert und sechs verfügte sich der Kaiser Mittags um ein Uhr in den Rittersaal der kaiserlichen Burg, und setzte sich auf den Thron. Auf der rechten Seite stund der Oberhofmarschall mit dem blossen Schwerdte, der Hatschierhauptmann und der Oberhofmeister. Zur linken Hand stellte sich der Oberstkämmerer, vor demselben der Reichsvicekanzler, und unter der Estrade der Reichshofrath und geheime Reichssecretair. An den beiden Ecken der Bühne waren zwey Reichsherolde in der gewöhnlichen Kleidung mit ihren Stäben. Der Kaiser winkte mit bedecktem Haupte dem Reichsvicekanzler, dieser kniete vor dem Throne nieder und empfieng mit leiser Stimme den Befehl der Majestät. Nachdem er letztere seinen Platz wieder eingenommen hatte, machte er den Entschluß des Kaisers den Anwesenden bekannt. Die Untreue, die Verrätherey, die Verbindung des bisherigen Churfürsten von Cöln und Baiern Joseph Clemens und Maximilian Emanuels mit dem Könige von Frankreich, dem erklärten Feinde des deutschen Reiches, ihre Einführung der Franzosen in das Herz des Vaterlandes und eine Menge anderer Frevelthaten habe den Kaiser bewogen, auf dem sonst gewöhnlichen Gnadenthron jetzt das kaiserliche oberrichterliche Amt auszuüben, und über beide

Churfürsten das Urtheil auszusprechen, nach dem Inhalte der goldenen Bulle, friedens und der Wahlkapitulation schon Zeit verdient hätten. Der geheime Rei verlas hierauf die zwey Sentenzen, welche der in die Acht und Oberacht erklärten, s rer Länder, Regalien und Würden entse hin aus der Zahl der getreuen Churfürsten der des Reiches ausschlossen. Der Reichs überreichte dem Kaiser die cölnischen und Churlehenbriefe, und Joseph zerriß dieselb Mitte entzwey, und warf sie vor sich auf Darauf traten zween Reichsherolde mit Haupte auf die Bühne, legten sich auf d zerrissen die aufgehobenen Stücke, giengen dem nächsten Fenster am Throne, machten kleinere Stücke, und warfen sie in den Bu Jetzt erklärte der Reichsvicekanzler die Acht acht an den beiden Churfürsten für vollzoge mit dem Unterschiede, daß der Churfürst als ein Geistlicher, seiner weltlichen von de und dem Reiche gehabten Lehen, Herrlichke Freiheiten beraubt, des Churfürsten von B glückseliger Leib aber zugleich jedermann frei handlung gelassen würde. In der Urkunde die Unterthanen beider Fürsten von ihren gegen ihren bisherigen Herrn losgezählt, u allein an den Kaiser, oder an diejenigen P welche jener ernennen würde, angewiesen.

Als die ganze Handlung in der kaiserliche geendigt war, ritten die beiden Reichsherolde tet von zwölf kaiserlichen Trompetern, einem und sechs Hatschierern, auf den Platz vor de lichen Burg, stellten sich den kaiserlichen Z an denen der Kaiser und seine Gemahlinn s

ten, gegenüber, und lasen mit lauter Stimme die Reichsachtspatente ab, welches noch an zwey Orten in der Stadt, auf dem Graben und auf dem neuen Markte wiederholt wurde. Ungesäumt wurde nun auch der Reichsversammlung, dem Reichshofrathe, und der Reichsstadt Regensburg das Urtheil bekannt gemacht.

Zu München, wo den treuen Baiern zu tiefer Beugung ein Reichsherold den Bannbrief feierlich vorlas, wurden nun Maximilians Kinder aus dem churfürstlichen Schlosse geführt, die vier ältesten Prinzen in die Gefangenschaft nach Klagenfurth in Kärnthen gebracht, das Schloß ausgeräumet, dann geschlossen, und des Geächteten väterliches Erbe an seine bittersten Feinde verschenkt. Die Oberpfalz nebst der Grafschaft Cham wurde dem Churfürsten von der Pfalz zu Theil. Würtenberg, Augsburg, und Regensburg erweiterten ihre Besitzungen mit baierischen Landen; unter dem Namen eines Fürstenthums trug der englische Feldherr Marlborough die Herrschaft Mindelheim davon; an des Kaisers geliebteste Diener wurden Aemter und Grafschaften verliehen. Sich selbst eignete Oesterreich das Innviertel zu, und, schon damals lüstern nach einer Provinz, die ihm in feindseligen Händen so gefährlich war, faßte es den Gedanken, das noch übrige Baiern als Eigenthum zu behalten, den Churfürsten von der Pfalz aber mit den österreichischen Besitzungen im Elsaß zu entschädigen. Der Plan wurde aber vereitelt, denn durch den Rastadter Frieden im Jahr ein tausend siebenhundert und vierzehen wurden Baiern und Cöln der Reichsacht entlediget, und die Churfürsten in alle ihre Länder und Würden wieder eingesetzt.

VI Die Belagerung von Turin.

Im Jahr 1706.

I.

Politische Maßregeln des Herzogs Victor Amadeus von Savoyen; in den ersten Jahren des spanischen Successionskrieges.

In allen Kriegen, welche Oesterreich, Frankreich und Spanien in Italien führten, spielten die Herzoge von Savoyen eine bedeutende Rolle. Gemeiniglich traten die Regenten dieses Landes auf die Seite der glücklichsten Parthey, und suchten dadurch ihren eigenen Vortheil bestens zu befördern. Eine veränderlichere Politik zeigte nie ein Hof als der Turiner, und keiner hat sich nach Verhältniß mehrere Vortheile dadurch zu verschaffen gewußt, als eben dieser. Er war Freund oder Feind von Frankreich oder Oesterreich, je nachdem es das Interesse und die Umstände riethen. Solche Rücksichten der Klugheit leiteten insbesondere den Herzog Victor Amadeus den Zweiten, der im Jahr ein tausend sechs hundert und fünf und siebenzig zur Regierung gelangte, und im Jahr ein tausend siebenhundert und zwanzig den Titel eines Königs von Sardinien erhielt. Ihm verdankt Savoyen Macht, Vergrößerung

rung, Kultur und manche treffliche Einrichtungen, und er ist ein höchst seltenes Beispiel in der Geschichte, daß ein kleiner Herr mit großen zusammenspielte, und doch am Ende des Spiels einen beträchtlichen Gewinn machte.

Als im Anfange des achtzehenten Jahrhunderts der Krieg um die spanische Erbfolge ausbrach, bewarben sich Frankreich und Oesterreich zugleich um die Alliance mit dem Herzoge Victor Amadeus. Unter allen italiänischen Fürsten war er der beste Staatsmann, der einzige Feldherr, und wegen seiner ansehnlichen Besitzungen, welche durch ihre Lage und durch eine Anzahl starker Festungen noch mehr Gewicht erhielten, für die Parthey, welche er ergrief, ein mächtiger Bundesgenosse. Aber immer nur seinen Vortheil vor Augen, der ihm mehr galt, als alle Bande der Natur und Heiligkeit der Verträge, wendete er seine Freundschaft dem zu, der sie am theuersten erkaufte, und entzog sie ihm wieder, sobald ein Anderer mehr dafür bot. Frankreich, dem der Herzog verderblich werden konnte, wenn er die österreichische Parthey ergrief, gab sich Mühe, seine Freundschaft um jeden Preis zu erhalten. Oesterreich, die Wichtigkeit dieser Verbindung deutlich erkennend, wandte sich ebenfalls an den Herzog mit sehr vortheilhaften Anträgen. Victor Amadeus frohlockte im Herzen darüber, daß sich beide Mächte so angelegentlich um seine Freundschaft bewarben. Es schien anfangs, als ob er unschlüssig wäre, auf welche Seite er treten sollte, allein diese Unentschlossenheit dauerte nur so lange, bis er die Vortheile, welche ihm beide Mächte anboten, auf der Wage untersucht hatte. Die Anträge Frankreichs erschienen ihm so überwiegend vortheilhaft, daß er sie annahm, und das Interesse des Kaisers aufgab. Er machte es jedoch klüglich

zu

zu einer ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht verbunden sey, sich eher öffentlich für Frankreichs Alliirten zu erkennen zu geben, als bis die französische Armee in Italien eingedrungen wäre, und sich gegen die kaiserlichen Völker im Felde erhalten könnte. Die Heurath seiner Prinzessinn mit dem neuen Könige von Spanien, die Oberbefehlshaberstelle über die verbundene französische und spanische Armee in Italien, und ein monatlicher Gehalt von fünfzig tausend Thalern war die Lockspeise, welche den Herzog auf die Seite König Ludwigs des Vierzehenten von Frankreich zog. Victor Amadeus versprach dagegen, die französischen Truppen mit zehen tausend Mann zu verstärken, und jenen den Durchmarsch durch seine Staaten nach Mailand zu erlauben.

Der Herzog suchte indessen, nachdem er diese Verbindung bereits eingegangen war, den Kaiserhof so lange als möglich durch täuschende Zusicherungen irre zu führen. Er ließ durch seinen Minister in Wien dem Kaiser Leopold die Versicherung geben, daß seine Verbindung mit Frankreich ihn nicht hindern werde, seine Pflichten gegen den Kaiser und das Reich sobald zu erfüllen, als Oesterreich im Stande seyn würde, seine Gerechtsame zu verfechten, und seine Foderungen durchzusetzen. Es konnte den kaiserlichen Ministern nicht entgehen, daß man ihren Herrn zu täuschen trachte. Sie gaben ihr Mißfallen gegen diese Erklärung deutlich zu erkennen, und als endlich der Herzog das Kommando über die französische Armee in eigener Person übernahm, ward er vor den Reichshofrath citirt, und einstweilen bis zu seiner Rechtfertigung seiner Lehen und Allodien verlustig erkläret.

Die Vortheile, welche sich Victor Amadeus von der Verbindung mit Frankreich versprochen hatte,

te, wollten sich leider nicht zeigen. Es waren bald drei Jahre verflossen, aber, weder sein Ehrgeitz, noch seine Gewinnsucht fanden einige Befriedigung. Frankreich hatte ihm zwar das Oberkommando in Italien versprochen, aber er durfte nicht befehlen, vielmehr mußte er den französischen Feldherren gehorchen. Die Subsidiengelder wurden ihm sehr unordentlich ausgezahlt, und nicht nur über sein Heer, sondern auch über seine Staaten schalteten die Franzosen mit solcher Willkühr, daß er kaum etwas mehr als den leeren Titel besaß. Er ward so sehr herabgewürdiget, daß er einst ausrief, es sey Zeit für seinen Prinzen Sorge zu tragen. Die Summe dieser Kränkungen, die Unmöglichkeit sich zur königlichen Würde, nach welcher er so senlich trachtete, bei seiner Verbindung mit Frankreich aufzuschwingen, ward ihm eine Quelle bitterer Reue. Selbst wenn Frankreich siegte, schien seinen Landen übel gerathen; seiner Vergrößerungssucht stand Ludwigs Riesenkraft, seiner Unabhängigkeit dessen Arroganz im Wege — und was hatte er nicht von einem Hause zu fürchten, das mitten im Bedürfniß seiner Freundschaft ihm Ursachen zu mancherlei Beschwerden gab, das nur Eroberungen machte, um zu noch größeren sich zu stärken? So groß diese Besorgnisse und so gegründet sie waren, so schien gleichwohl die Gefahr noch weit fürchterlicher, wenn Oesterreichs Schale sank, da Savoyens meiste Besitzungen deutsche Lehen hießen, und nichts schien gewisser, als daß Victor Amadeus sein Bündniß wider den Kaiser mit der Aufgabe seiner Vergrößerungsplane und mit einem Theil seiner Länder werde bezahlen müssen.

Betrachtungen dieser Art hätten wahrscheinlich längst schon die verstellte Freundschaft des Herzogs in öffentliche Feindschaft umgewandelt, wenn nur

eine

eine sichere Gelegenheit dazu erschienen wäre. Allein Frankreichs große Macht in der Nähe, Savoyens Krieger mitten unter dieser Macht, ohne scheinbaren Vorwand sie zurück zu rufen, und in seinen Staaten solche Veranstaltungen zu treffen, die hinreichend gewesen wären, wenigstens den ersten Sturm auszuhalten, durfte der Herzog einen so großen Schritt nicht wagen, so lange er nicht mit Frankreichs Feinden im Bunde stund, und so lange nicht wenigstens ein Theil seiner Truppen geborgen war. An beiden wurde indeß gearbeitet, und beides kam endlich zu Stande.

Der Kaiser, von den geheimen Gesinnungen des Herzogs unterrichtet, und von den Vortheilen eingenommen, die eine Verbindung mit den mächtigsten Fürsten Italiens seinen Waffen geben werde, sandte heimlich einen seiner Staatsräthe, den Grafen Auersperg nach Turin, um mit dem Herzoge in Unterhandlungen zu treten. Allein noch ehe Auersperg angekommen war, merkte der König von Frankreich schon eine innerliche Veränderung in dem Herzen des Herzogs. Um ihn auf die Probe zu stellen, verlangte er von ihm, daß die savoyschen Völker an dem Zuge der Franzosen nach Tyrol Theil nehmen sollten. Der Herzog lehnte aber diese Zumuthung ab, weil sein Vertrag ihn nur zur Vertheidigung des Königs von Spanien verbinde, keineswegs aber zum Angriff der Erblande des Kaisers. Als man französischer Seits dennoch darauf bestand, und die Unternehmung vor sich gieng, zog der Herzog seine Truppen von der Armee zurück. Ludwig der Vierzehente fand darinn eine auffallende Bestättigung seines Verdachts gegen ihn. Da überdieß von geheimen Unterhandlungen des Herzogs mit Oesterreich manches nach Versailles gelangte, so foderte er die

Be-

Besetzung einiger piemontesischen Festungen mit französischen Truppen. Auch dies verweigerte der Herzog.

Nunmehr hielt Ludwig die Treulosigkeit des Herzogs für entschieden, und er beschloß zur Gewalt zu schreiten. Plötzlich rief er dem Marschall Vendome, der Trient bombardirte, nach Italien zurück, und in weniy Tagen war kein Franzos mehr in Tyrol zu sehen. Mit schnellen Schritten zog das Heer über Thal und Berg, und langte am neun und zwanzigsten September des Jahres ein tausend siebenhundert und drei in dem großen französischen Lager zu Benedetto im Mailändischen an. Sogleich nach seiner Ankunft ließ Vendome das sämmtliche Heer ins Gewehr treten, die savoyschen Truppen wurden umringt, und mit gespannter Erwartung sah man einer außerordentlichen Begebenheit entgegen. Vendome ließ die vornehmsten savoyschen Officiere in sein Zelt rufen, er selbst kündigte ihnen im Namen seines Monarchen die Gefangenschaft an, und in dem Augenblicke verwandeln sich auch außer dem Zelt die bisherigen Bundesgenossen in erbitterte Feinde, und alle savoyschen Regimenter werden genöthiget, das Gewehr zu strecken und sich kriegsgefangen zu geben. Vermöge des mit Frankreich geschlossenen Tractats sollten diese Truppen zehen tausend fünf hundert Man ausmachen, aber sie waren nur fünf tausend Köpfe stark, und auch von diesen giengen bei der Gefangennehmung noch sechzehen hundert Mann ab, die der Urlaub, den ihnen die savoyschen Officiere unter mancherlei Vorwand gegeben hatten, von dem Schicksal ihrer Brüder rettete, welche Vendome großentheils unter die französischen Regimenter steckte, und wider ihr eigenes Vaterland in den Krieg führte.

Der König von Frankreich beförderte durch diesen raschen Schritt den Vortheil Oesterreichs mehr, als es der Graf Auersperg durch dreimonatliche Unterhandlungen vermocht hatte. Immer noch hatte Victor Amadeus gewankt, jetzt aber war sein Entschluß gefaßt. Die Gefangennehmung seiner Officiere und der Verlust seiner Soldaten versetzte ihn in einen solchen Unwillen, daß die lange vorbereitete Veränderung von dem Tage an zum Ausbruch kam, da die Nachricht davon in Turin eintraf. Die Thore wurden geschlossen, man hielt geheimen Kriegsrath, der französische und spanische Gesandte bekamen Wache vor ihre Wohnungen, und Graf Auersperg erschien öffentlich in der Eigenschaft eines kaiserlichen Botschafters. Nachdem Victor Amadeus seinem Hoflager die Begebenheit in dem Feldlager bei Benedetto erzählt hatte, ließ er die anwesenden Kriegsbefehlshaber zusammen kommen, und sprach zu ihnen: „Meine Herren! ich habe Sie hieher rufen lassen, um Ihnen zu berichten, daß die Franzosen meine Officiere und Soldaten, Ihre Kameraden und Freunde, wider Treu und Glauben, mit der Gefangenschaft belegt haben. Missethätern gleich hat man sie des Gewehrs beraubt. Sie sehen also, daß mich die Noth treibt, mit Frankreich zu brechen. Nur ihre Tapferkeit und Ihr unerschütterlicher Muth, den Sie im vorigen Kriege an den Tag gelegt haben, giebt mir Trost, und ich verspreche mir in dem bevorstehenden Kriege, den ich unternehmen muß, um meine Selbstständigkeit, um meine und Ihre Freiheit zu vertheidigen, gleiche Treue von Ihnen.“

Einmüthig war die Antwort der Officiere, den letzten Blutstropfen in des Herzogs Dienst nicht zu sparen, und das an ihren Kameraden verübte Unrecht

zu

zu rächen. Mit dieser gemeinsameu Entschließung gieng die Versammlung auseinander.

Gleich einem Feuer, das, in den Eingeweiden des Hauses genährt, mit einemmal und auf allen Seiten in wüthenden Flammen ausschlägt, zeigte sich des Herzogs jetzt ausgebrochene Feindschaft gegen Frankreich. Ergrimmt wie ein Mensch, dessen feindselige Bemühungen, vor ihrer vollen Wirkung entdeckt, ihm Beschämung und Nachtheil bringen, schalt er den König Ludwig einen Meineidigen, und befahl, alle in seinen Staaten befindlichen Franzosen, ohne Rücksicht anf Stand und Alter, gefangen zu nehmen. Zu Asti ließ man den piemontesischen Kaufleuten andeuten, die Messe von Alexandrien nicht zu beziehen, damit sie ihre Güter nicht der Gefahr der Confiskation aussetzten. Hundert aus Frankreich zu Turin angelangte Kisten mit Flinten wurden weggenommen, zweihundert andere, die gleichfalls zum Dienste der französischen Armee bestimmt waren, hielt Victor Amadeus zu Susa an, und erklärte alle in seinen Häfen befindlichen französischen Schiffe, alles in seinen Staaten befindliche französische Gut für einen rechtmäßigen Raub. Die französischen Officiere zu Turin, ein Regiment Kavalerie von der nemlichen Nation, welches bei Turin vorbeizog, ward zu Kriegsgefangenen gemacht. Zugleich bewafnete der Herzog die Unterthanen, ließ Werbungen für sechs neue Regimenter eröffnen, ermahnte die Waldenser zum Kriege gegen Frankreich, und lud Venedig und die Schweitz ein, gemeinschaftliche Sache mit ihm zu machen. Der großen Allianz gegen Frankreich trat er nun förmlich bei, und versprach ihr die nachdrücklichste Unterstützung. Oesterreich verpflichtete sich, ihm den Oberbefehl über die kaiserliche Armee in der Lombardie und in Piemont zu übergeben;

die

die Seemächte machten sich verbindlich, ihm für die Ausrüstung einer neuen Armee hundert tausend Kronen, und für die Unterhaltung derselben monatlich achtzig tausend Kronen zu bezahlen. Dafür wollte er fünfzehen tausend Mann marschiren lassen. Der Kaiser versprach ihm zwanzig tausend Mann Hülfstruppen, und cedirte ihm den mantuanischen Theil von Montferrat, nebst den Landschaften Alessandria, Valenza, Val di Sesia und Lumellina. Zu diesen und andern Punkten kamen noch vier geheime Artikel.

Kaum war der Bund geschlossen, der dem Kriege einen neuen Schauplatz und neue Spiele geben sollte, als der Marschall Vendome mit siebenzehen Bataillons und dreissig Eskadrons einen schleunigen Marsch an die Grenzen von Savoyen that, und von da durch einen Trompeter folgenden Brief von König Ludwig an den Herzog sandte: „Mein Herr! da weder Religion, noch Ehre, noch Ihr eigenes Beste, noch Verwandtschaft des Bluts, noch feierliche Tractaten bei Ihnen von einigem Gewicht sind, so habe ich meinen Vetter, den Herzog von Vendome, gesendet; an der Spitze meiner Armee Ihre Absichten zu vernehmen, und Ihnen nicht mehr als vier und zwanzig Stunden Bedenkzeit zu geben, um Ihren letzten Entschluß zu fassen.“ Zugleich foderte Vendome die Einräumung der Festnngen Susa, Vercelli und Nizza, so wie die Abdankung der herzoglichen Truppen. Aber er begieng den Fehler, anstatt dem unvorbereiteten Herzog ohne Verzug zu Leibe zu gehen, ihm volle acht Tage Bedenkzeit zu lassen. Jeder Augenblick, den Victor Amadeus gewann, war ihm großer Vortheil, rastlos benutzte er die Zeit, sich im Vertheidigungsstand zn setzen, und alle Hoffnung, den abgefallenen Fürsten wieder zu gewinnen,

schlug

schlug die Antwort desselben nieder: „Drohungen schrecken mich nicht. Die so unerhörte als unverdiente Behandlung meiner Truppen, und das hochmüthige Benehmen gegen meine Person, haben mich genöthiget, auf meine Sicherheit zu denken. Erwarten Sie keinen andern Entschluß und keine fernere Antwort.“

Vendome rückte nun mit einem beträchtlichen Heere in die Staaten des Herzogs ein. Diesem eilten österreichische Truppen zu Hülfe, durch deren Beistand er die Fortschritte der Franzosen, wenigstens für dieses Jahr, ziemlich aufhielt.

2.

Schlimme Lage des Herzogs von Savoyen in den Jahren 1704 und 1705.

So entschlossen der Herzog von Savoyen war, den Krieg gegen Frankreich mit allem Nachdruck zu führen, so entsprachen doch seine Kräfte der Größe seiner Aussichten bei weitem nicht. Seine besten Officiere waren Kriegsgefangene, seine gemeinen Soldaten dienten in den französischen Regimentern, und auf den Pferden seiner Dragoner ritten jetzt Franzosen. Die Infanterie, welche er in der Eile zusammengebracht hatte, focht zwar tapfer, sie bestand aber nur aus wenigen Regimentern; er hatte keine Kavallerie, die er den Franzosen entgegen stellen konnte. Er rief die Landmiliz zum Ergreifen der Waffen auf, er lud die französischen Protestanten zu seinem Dienste ein, diese Truppen waren aber immer noch nicht im Stande, sich gegen den Marschall Vendome zur Wehre zu setzen. Zwar hatte der Kaiser dem Herzoge zwanzig tausend Mann Hülfstruppen ver-

versprochen, allein diese kamen nicht so geschwinde herbei, und Victor Amadeus befand sich indessen in großer Noth. Endlich hatte er die Freude, im Januar des Jahres ein tausend sieben hundert und vier, sechzehen tausend Mann Kaiserliche, die einen eben so gefahrvollen als beschwerlichen Marsch zurückgelegt hatten, mit seinen Truppen sich vereinigen zu sehen. Aber die noch immer sehr kleine Armee, von welcher Victor Amadeus seine Rettung erwartete, verminderte sich, da der in Deutschland genug beschäftigte Kaiser ihr weiter keine Verstärkung schicken konnte, im ungleichen Kampfe gegen die bei weitem stärkere Armee des Marschalls Vendome, so gewaltig, und sie litt einen so drückenden Mangel an Geld und Lebensmitteln, daß ihre Wirksamkeit zur völligen Unbedeutsamkeit herabsank.

Diese schlimme Lage dauerte das ganze Jahr ein tausend siebenhundert und vier hindurch. Die österreichische Armee unter dem Grafen von Stahrenberg, konnte sich, in Verbindung mit den piemontesischen Truppen, nur durch große Klugheit und die höchste Anstrengung gegen eine gänzliche Ueberwältigung vertheidigen. Sie vermochte es nur zuerschweren, daß die Franzosen immer weiter in Piemont vordrangen. und einen festen Platz nach dem andern in Besitz nahmen. Ueberall erfuhr der französische Feldherr den hartnäckigsten Widerstand, und mußte seine Eroberungen theuer erkaufen. Aber freilich machte er dennoch eine Eroberung nach der andern, und unterwarf sich die Besitzungen des Herzogs von Savoyen, so wie die Länder des oberen Italiens immer weiter und sicherer. Verua, das der Herzog selbst vertheidigte, hielt die Uebermacht des Siegers ein halbes Jahr auf, endlich aber mußte es dennoch fallen. Die Uebermacht der Franzosen

wurde

wurde täglich größer, denn die österreichische Armee schmolz durch steten Kampf, Mangel und Krankheit immer mehr zusammen; so daß sie kaum auf acht tausend Mann geschätzt werden konnte. Der Herzog von Savoyen sah sich ebenfalls außer Stand sie ansenlich zu verstärken, daher mußte man für dieses Jahr die Vertheidigung Piemonts aufgeben. Stahrenberg zog sich in das Veronesische und Brescianische Gebiet zurück. Hier erhielt er sich, ohnerachtet der französische Feldherr alles anwandte, um auch hier ihm die Erhaltung seines Heeres zu erschweren.

In diesem Feldzuge hatte also der Herzog von Savoyen noch wenig Aufmunterung in seiner Verbindung mit Österreich gefunden. Vielmehr schien es, als werde ihm der gänzliche Verlust seiner Länder eine schmerzhafte Reue über seine Bundbrüchigkeit bereiten. Es war die höchste Zeit ihn zu retten, wenn er nicht neuerdings die feindliche Parthey ergreifen sollte. Der Prinz Eugen von Savoyen, des Kaisers tapferster Feldherr und weisester Rathgeber, that seinem Monarchen darüber ernstliche Vorstellungen, theils weil er die Wichtigkeit dieses Alliirten einsah, theils auch, weil er für das Wohl seines eigentlichen Stammhauses nicht gleichgültig war. Sein Freund, der englische Feldherr Marlborough, reiste persönlich an mehrere deutsche Höfe, um im Namen seinem Hofes Hülfstruppen nach Italien zu erhalten. Die Holländer nahmen sich dieses Bundesgenossen thätig an.

An gutem Willen fehlte es dem Kaiser Leopold nicht, dem Herzoge beizustehen, aber desto mehr an Geld und Truppen. Selbst die Siege gegen Frankreich schwächten seine Heere, und die Empörung der Ungarn vermehrte seine Verlegenheit. Er übergab dem Prinzen Eugen das Kommando über die Armee

in

in Italien; aber Eugen schlug es aus, diesen Auftrag anzunehmen, wenn die Armee nicht verstärkt, und richtiger mit Geld und den übrigen Bedürfnissen versehen würde, als bisher geschehen war. Der Kaiser versprach ihm eine Armee von acht und zwanzig tausend Mann, welche vollkommen wohl unterhalten seyn sollte, auch ertheilte er ihm schriftlich unumschränkte Vollmacht, nach eigenem Gutdünken in allem so zu handeln, wie er es für das allgemeine Wohl am zuträglichsten finden würde.

Als Eugen im April des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf nach Italien abreiste, gieng seine Absicht dahin, vor allen Dingen dem Herzog von Savoyen Luft zu machen. Dieß zu verhindern, thaten die französischen Generale ihr Möglichstes. Eugen hatte mehrere Flüsse, befestigte Plätze, und zwey feindliche Armeen vor sich, durch die er sich den Weg nach Piemont bahnen sollte. Er wandte, alles an, was Einsicht und Muth vermögen, um wo möglich das Schicksal selbst zu zwingen, dem Kriegslaufe eine für Oesterreich günstige Wendung zu geben. Allein Uebermacht, Besitz und manche andere Vortheile, machten ihm jeden Schritt streitig. Was er durch Kraft nicht vermochte, suchte er durch List zu bewirken, und bahnte sich dadurch den Weg nach Mailand. Bei Cassano lieferte er dem Marschall Vendome ein sehr blutiges Treffen, aber der Sieg blieb zweifelhaft. Alles, was Eugen vermochte, bestund darinn, daß Vendome gegen ihn stehen bleiben mußte, und der ganze Sommer verstrich unter unbedeutenden Gefechten. Die kaiserliche Armee war viel zu klein, um gegen die Franzosen glücklich zu streiten. Der ungewohnte Himmelsstrich setzte sie immer noch mehr herunter, die kleinen unaufhörlichen Scharmützel frassen die Menschen weg, die blutige Schlacht

bei

bei Cassano kostete viele Leute, die zerstreuten Besatzungen nahmen der Armee die Kraft. Man rechnete über sieben tausend kranke oder verwundete Soldaten. Durch diese Unfälle war die Armee so sehr herunter gebracht, daß man nicht mehr als viertausend fünfhundert gesunde Reuter und zehentausend Fußgänger zählte. Die Pferde bekamen den ganzen Sommer hindurch keinen Haber zu sehen; welkes Gras war ihre einzige Nahrung. Wenn die Soldaten etwas Getreide oder Gerste von den Feldern einbrachten, so zehrten es die Menschen auf. Das schlechte Futter erzeugte eine wüthende Seuche, welche unter andern drei preussischen Regimentern kaum zweihundert Pferde übrig ließ.

Das Fuhrwesen der Armee befand sich in den kläglichsten Umständen. Es sollten beständig dreihundert Wagen bereit seyn; bei dem Anfange des Herbstes belief sich ihre ganze Zahl nicht höher als auf fünfzig. Auf jede Kompagnie rechnete man einen Proviantwagen; die Soldaten rechneten es aber für ein großes Glück, wenn sie einen einzigen bei dem ganzen Bataillon erblickten. Man mußte den venetianischen Bauern ihre Karren mit Gewalt nehmen, die meisten aber flohen, und mit den ausgemergelten Pferden der Zurückgebliebenen war der Noth nicht abzuhelfen. Die Officiere hatten kein anderes Mittel, als ihre Habe auf das Pferd zu werfen und zu Fuße zu gehen, die Bagage der Infanterie ward auf die Lastthiere der Marketender gepackt. Aus dieser Ursache hungerte auch einmal die Armee drei Tage lang, und als sie die Adda verließ, so hatte jeder Soldat zwanzig Portionen Brod zu fodern.

Zu allem diesem Ungemach kam noch die drückendste Geldnoth. Selbst die ersten Officiere waren von diesem unentbehrlichen Metalle entblößt, ohne

daß Eugen hätte helfen können. Statt achtmal hundert tausend Gulden zu Bestreitung der Ausgaben für das Heer empfieng er in zwei Monaten zweimal hundert tausend, und diese Summe diente nicht sowohl zur Bestreitung der nothwendigsten Ausgaben, als nur zur Erhaltung des Kredits bei den Wechslern. Oft war Eugen bei gänzlich leerer Kasse in dem Fall, mit Einsetzung seiner Ehre, die Kaufleute zu Geldvorschüssen bewegen zu müssen, damit man Nahrungsmittel für den hungrigen Soldaten kaufen konnte. So weit gieng damals die Erschöpfung der österreichischen Staatskasse, so weit Unordnung, Mißbrauch und Fahrläßigkeit in einem der ersten Zweige der Verwaltung. Im Verdruß über die Menge ihrer Drangsale waren die Soldaten einst nicht mehr weit von einer Empörung entfernt. Schon fiengen sie an das Kommando zu verachten, sie giengen auf Raub aus, verließen die Fahnen, und drohten auf die strafenden Officiere zu feuren. Nur allein die Klugheit des Feldherrn hielt sie von größeren Ausschweifungen ab.

3.

Versuchungen zum Abfall. Vorbereitungen zur Belagerung von Turin.

Es waren nun zwei Jahre verflossen, seitdem sich der Herzog von Savoyen an Oesterreich und die Seemächte verkauft hatte, aber noch immer zeigte sich nicht der entfernteste Anschein von Vortheilen, die ihm so bestimmt waren verheissen worden. Seine Lage wurde vielmehr mit jedem Tage verzweifelter. Der Egoismus hatte ihn zum Eintreten in das große Bündniß angespornt, aber statt des Gewinns, auf den er gerech-

net

net hatte, traf ihn der empfindlichste Verlust. Die Franzosen, um ihn für seinen Abfall büßen zu lassen, richteten alle seine Staaten zu Grunde, und behandelten sie als das Eigenthum eines abtrünnigen Bundesgenossen. Ganz Europa prophezeihte ihm das Schicksal des Churfürsten von Baiern, der aus seinem Lande vertrieben war; niemand zweifelte, daß Turin, die letzte und einzige Stütze des Herzogs, in die Hände der Franzosen fallen, und daß mit dieser Eroberung das Kriegsfeuer in Piemont gelöscht seyn werde. Der Herzog hatte nicht mehr als sieben tausend Mann Infanterie und dreitausend fünf hundert Reuter, und mit diesen konnte er den Franzosen auf keinen Fall widerstehen. So gehäuftes Unglück, bei immer noch geringem Anschein zur Hülfe in der letzten Noth, erfüllte endlich das Herz des Herzogs mit einem Unmuthe, den er, sonst ein Meister in der Verstellung, nicht mehr zu verbergen vermochte. In schreckhafter Gestalt stieg das Bild des Ueberwundenen in der Willkühr des Ueberwinders vor ihm auf; seine Gesundheit verfiel, wie sein Staat; bittere Klagen führte er über die Bundesgenossen, von denen er sich vernachlässiget glaubte. Er suchte Himmel und Erde zu bewegen, erinnerte den Kaiser an sein Versprechen, und lag den Seemächten an, ihre Zusagen zu erfüllen. Nach Wien, nach London, nach dem Haag wurden Eilboten über Eilboten von ihm geschickt.

Es war nicht Mangel an Willen bei den Verbündeten, den Herzog seiner verzweifelten Lage zu entreissen, sondern Mangel an Kraft. Man verhieß ihm zwar die nachdrücklichste Unterstützung, aber da diese immer zögerte, und sein Verderben immer mehr drohte, wurde auch die Versuchung mit jedem Tage stärker, abermals seine Verbindung zu wechseln.

Sein offenbarster Vortheil, seine Rettung, die Rettung seiner Unterthanen und die Befreiung seiner Staaten foderten ihn täglich dazu auf, und mannigfaltige und vortheilhafte Anerbietungen lockten ihn. Die Bitten seiner Unterthanen, die Geistlichkeit, seine Gemahlinn bestürmten ihn.

Nie hat sich der Drang der Noth mit den Ueberredungen der kräftigsten Neigungen stärker vereiniget, als in der Lage, in der sich jetzt Victor Amadeus befand. Aber, zum Erstaunen von ganz Europa, blieb er dem Bunde getreu. War es Schaam, abermals vor der Nachwelt und vor ganz Europa als ein Bundbrüchiger zu erscheinen? War es Furcht, bei den Franzosen nie den nachtheiligen Eindruck seiner Abtrünnigkeit auslöschen zu können? War es Mißtrauen gegen ihre Versprechungen, oder Vertrauen auf die neuen und verstärkten Verheissungen der Verbündeten, was ihn zu dieser Beharrlichkeit bestimmte? — Allen Bitten, allen Vorstellungen und Zuredungen setzte er eine unerschütterliche Standhaftigkeit entgegen. Um sich möglichst dagegen zu sichern, litt er keinen Bischof oder andern Geistlichen in seinen geheimen Rathsversammlungen, er wechselte sogar seine Beichtväter beständig ab, damit sie zu keiner Gewalt am Hofe gelangten. Gegen die Gefühle der Liebe und des Wohlwollens nahm er weniger ängstliche Maaßregeln; es scheint, als hatte er von der Gewalt dieser weniger zu fürchten, als von der Gewalt des Aberglaubens.

Da die Verbündeten mit Recht besorgten, der Herzog möchte sich wieder von ihnen trennen, und zu ihren Feinden übergehen, so beschlossen sie einmüthig, zu seiner Rettung alles anzuwenden, und den Krieg in Italien mit größerer Anstrengung zu führen. Sie versprachen ihm das Ergreifen solcher Maaßregeln,

welche jeder Reue das Aufsteigen in seiner Brust versagen würden; sie versicherten ihn; er würde nie Leid über seine Standhaftigkeit tragen. Nie wollten sie sein Interesse aus den Augen setzen, und neuerdings sagten sie ihm die pünktliche Erfüllung jedes Artikels zu, wozu sich der Bund anheischig gemacht hatte. Der Prinz Eugen war vorzüglich bemüht, diese Verheissungen durch eine starke militairische Unterstützung zu realisiren. Er war im Januar des Jahres ein tausend sieben hundert und sechs nach Wien gekommen; auch Marlborough kam dahin. Beide machten dem Kaiser die ernstlichsten Vorstellungen, wie nothwendig es sey, den Herzog vom gänzlichen Untergange zu retten. Da es hauptsächlich an Geld fehlte, so ließ Eugen unter seinem Namen in London eine Subscription zu einem Darlehen eröffnen; und die Britten, voll Bewunderung seiner großen Thaten, schossen ihm auf Veranstaltung einer Gesellschaft von Kaufleuten, fünf und zwanzig tausend Pfund Sterling vor. Man nahm hessische und pfälzische Truppen in Sold; man ließ die in Baiern stehenden Regimenter nach dem Venetianischen aufbrechen. Eugen selbst gieng im April wieder dahin, um in Piemont einzudringen, die Franzosen zu vertreiben, und den Herzog dadurch zu retten.

Niemals hatte Frankreich größere Zurüstungen gemacht, alle Entwürfe seiner Gegner zu vernichten, und dem Herzoge den Todesstreich zu versetzen, als eben jetzt. Während Turin belagert würde, sollte Vendome den Prinzen Eugen an den Grenzen von Tyrol aufhalten, und es ihm unmöglich machen, bis nach Piemont vorzudringen, um jene Hauptstadt zu entsetzen. Zur Ausführung dieses Plans wurden Rüstungen gemacht, welche, wenn die Unternehmung

auch

auch nicht gelang, von dem Vorwurfe der Nachlässigkeit dieselbe gänzlich frei sprachen.

Ludwig der Vierzehente hatte jetzt nicht viel weniger, als dreimal hundert tausend Mann im Felde, ohne die Matrosen und Schiffssoldaten zu rechnen. Seine Truppen waren streitfertig, die Magazine strotzten, seine Feinde hatten bei ihrer Langsamkeit weder so viele Truppen, noch so angefüllte Vorrathshäuser. Ganz Piemont diente zum Stapel der Kriegsbedürfnisse für den neuen Feldzug. Alles dieß ließ Ludwigen nicht nur die schönste Zukunft erblicken, sondern er freute sich schon, in der Person des Herzogs Victor Amadeus dasjenige dem Erzhause wieder vergelten zu können, was er durch den Zustand des vertriebenen Churfürsten von Baiern litt. Die Staaten des Herzogs von Savoyen standen bis auf Turin in der Gewalt des Königs von Frankreich, und die Eroberung dieser Stadt sollte den neuen Feldzug krönen. Um Turin gewiß in französische Gewalt zu bringen, waren Zubereitungen gemacht worden, dergleichen man kaum jemals bei jrgend einer Belagerung sah. Die Belagerungsarmee bestund aus acht und dreissig tausend Mann; die Zahl der Kanoniers, welche zu diesem Geschäfte gebraucht wurden, belief sich auf achthundert, der der Bombardeurs, Mineurs und Schanzgräber auf fünf tausend und fünfzig, über welche zweihundert und fünfzig Officiers von der Artillerie die Aufsicht hatten. Der Vorrath von Geschütz und Munition, welcher herbeigeschafft wurde, war nicht weniger außerordentlich stark. Hundert und sechszig große Kanonen und achtzig Mörser stunden bereit, die Stadt unaufhörlich zu ängstigen. Um dieses Geschütz in beständiger Thätigkeit zu erhalten, wurden hundert und zehen tausend Kugeln, viermalhundert und sechstausend Cartätschen,

tätschen, ein und zwanzig tausend Bomben, sieben und zwanzigtausend Haubizgranaden, fünfzehentausend Sandsäcke, dreissig tausend Stück Schanzzeug, und eine Million zweimal hundert tausend Pfund Pulver vor Turin geschleppt — man denke mit welchem Aufwande!

Das Kommando über die ganze Belagerungsarmee wurde dem Herzog von Fevillade übergeben, einem der schönsten und liebenswürdigsten Männer Frankreichs, der in allen Cirkeln der Residenz glänzte. Er besaß tapfern Muth, viel Lebhaftigkeit, eine seltene Gabe sich einzuschmeicheln, aber dies ist auch alles, was die Geschichte an ihm zu loben weiß. Er war stolz auf eingebildetes Verdienst, gewissenlos in seinen Begierden, beleidiget durch guten Rath, unfähig zu Unternehmungen, die scharfe Beurtheilung erfoderten, ohne Erfahrung aus Mangel an Applikation. Alle Verständigen behaupteten laut, daß dieser Feldherr keine andern Verdienste, kein anderes Zeugniß für seine Fähigkeit zu einer so wichtigen Unternehmung habe, als daß er ein Schwiegersohn des Kriegsministers Chamillard sey. Dieser liebte ihn zärtlich; er verschaffte ihm das Kommando, er that alles, um ihm die Eroberung Turins zu erleichtern, und zur Belohnung dafür war ihm schon zum voraus der Marschallsstab bestimmt. So schwer auf einem so dürftigen Geiste der erhaltene Auftrag hätte liegen sollen, so voll großer Hoffnungen des besten Erfolgs war Fevillade. Da das Unternehmen immer größere Schwierigkeiten zeigte, fand jedermann den Grund in der Unfähigkeit und Unwissenheit des Feldherrn. Nur im französischen Kabinete dachte man anders. Als der König einst mit dem alten Vauban, diesem großen Belagerungsverständigen, sich über diesen Gegenstand unterredete, bat der

ehr:

ehrwürdige Veteran in der Befestigungs- und Eroberungskunst, ihn diese Belagerung führen zu lassen. „Sie bedenken nicht, Herr Marschall, antwortete ihm Ludwig, daß ein solches Geschäft unter Ihrer Würde ist.“ — „Sire, erwiederte der Greis mit einer edlen Hitze, meine Würde besteht darinn, daß ich dem Staate diene. Ich will meinen Marschallsstab hier vor der Thür stehen lassen, und vielleicht kann ich dem Herrn von Fevillade die Festung erobern helfen.“ Aber eben das war es, was die Gönner und Freunde des Letztern nicht wollten. Er sollte sie allein erobern, allein die Ehre und den Vortheil davon einerndten. Ludwig verharrte also auf seiner Verweigerung, ohnerachtet der würdige Greis sein Gesuch am folgenden Tage noch einmal wiederholte. Fevillade behielt das Kommando allein, und der Erfolg war seinen Talenten angemessen.

4.

Anfang der Belagerung von Turin. Der Herzog verläßt die Stadt.

Turin galt mit Recht für einen der stärksten Plätze in der Welt. Die Stadt liegt am mitternächtlichen Ufer des Po, auf einer Ebene; dieser Fluß schützt sie im Mittag, gegen Morgen wird sie von dem Flusse Dora vertheidiget, der sich unfern der Mauern in den Po ergießt. Natur und Kunst hatten sich vereiniget, die Festung haltbar zu machen. Sie bildete ein regelmäßiges Fünfeck, hatte vierzehn herrliche Bastionen und andere Aussenwerke, einen zweifachen bedeckten Weg, und Minen, die weit ins Feld hinaus liefen. Auf der östlichen Seite lag das feste Kapuzinerkloster mit einer weit vorlaufenden Ver-

schan-

schanzung. Die Abendseite deckte das mit fünf königlichen Bastionen, so vielen halben Monden, doppelter Contrescarpe und verschiedenen Abschnitten gerüstete Kastell, weiter hin ein furchtbares Hornwerk, von welchem bis zur Dora ein mit Redouten gespiktes Retranchement lief. Gegen Mitternacht diente außer dem innern Graben die Dora statt eines zweiten, auf deren rechter Seite die Vorstadt noch mit einem besondern Wall umgeben war. Alle Werke befanden sich in unverbesserlichem Zustande, mit zahlreichem Geschütz besetzt, und mit Minen unter ihrem Fundament. Hiezu kam eine Besatzung von zehentausend fünfhundert tapfern Linientruppen, eine starke Anzahl Bürger- und Landmiliz, ein Ueberfluß an Bedürfnissen, an Kriegsbaumeistern, Feuerwerkern und Artilleristen, und ein Kommandant, dem es weder an Muth, noch an Einsicht gebrach, denn der Herzog dirigirte die Vertheidigungsanstalten in eigener Person. So viel ihm möglich gewesen war, hatte er sich den Winter hindurch zur hartnäckigsten Vertheidigung gerüstet; er hatte sein Kriegsvolk mit Neugeworbenen verstärkt, neue Werke zu den alten gefügt, alle Hilfsgelder der Britten und Holländer auf seine Rüstungen verwendet, und außerdem von den Turinern fünfmal hundert tausend Thaler entlehnt. Verhärtet in dem Vorsatze, auch das Aeußerste zu wagen, gab er Ludwigs Friedensanträgen kein Gehör. Rache oder Untergang, Sieg oder Tod, Alles oder Nichts — so dachte jetzt Victor Amadeus.

Fevillade kam am zwölften May des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs während einer gänzlichen Erdverfinsterung im Jagdschloß des Herzogs von Savoyen an, und führte am folgenden Tage das Heer zwischen der Stura und dem Po ins

Gesicht

Gesicht der Stadt; die Dora floß mitten durch das Lager. Dadurch ward nur der nördliche Theil der Stadt eingeschlossen, der südliche blieb ganz von Feinden frei. Der französische General hätte den Regeln nach die ganze Festung umringen, und sich der Anhöhe jenseits des Po bemächtigen sollen, um den Herzog mit seiner Familie einzusperren. Fevillade vernachläßigte aber diese Pflicht auf eine unverzeihliche Art. Victor Amadeus behielt das Pothor und die Gemeinschaft mit seinen Werken auf den Anhöhen in Süden, er konnte ungestört aus- und eingehen.

Schon der erste Anfang deutete auf eine lange blutige, auf beiden Seiten schröckliche Belagerung. Die Franzosen wurden bei ihrem Anzuge von den umliegenden Anhöhen und den äußersten Werken mit einem Feuerregen empfangen. Turin ließ, wo sie auch immer in seinen Wirkungskreis traten, schmetternde Schläge hören; unabläßig neckte sie die herzogliche Reuterey mit blutigen Streichen, und von der andern Seite des Po belästigte ein schädliches Feuer aus grobem und kleinem Geschütz ihre Seiten. Fast drei volle Wochen hatte Fevillade gebraucht, die Stadt diesseits des Po zu umschließen, das Lager zu umschanzen und Bedeckungswerke gegen die über den Fluß herüber fahrenden Kugeln aufzuführen, als man endlich wegen des Angriffspunktes in Berathschlagung trat. Fevillade beschloß, um sich vor Turins Wällen eine ruhmvolle Unsterblichkeit zu erwerben, sogleich die Gegend anzugreifen, die gerade die stärkste war. Um nemlich nicht, wenn die Stadt gewonnen wäre, noch besonders mit der Citadelle aufgehalten zu werden, wurde der Angriff auf diese und auf das Hornwerk beschlossen, und in der Nacht auf den dritten Junius unter einem gewaltigen Feuer

aus

aus der Festung gegen beide der Annäherungsgraben eröffnet. So vielen Fleiß man anwendete, schritt die Arbeit doch nur langsam fort, da die Minen der Belagerten große Vorsicht erfoderten, und ein unaufhörliches Feuer aus sechzig Kanonen Brustwehr und Schießgerüste noch vor ihrer Vollendung in baufälligen Stand setzte.

Da der König von Frankreich um diese Zeit in Brabant und in andern Gegenden von den Armeen der Verbündeten hart bedrängt wurde; so that er abermals dem Herzoge geheime Anträge zu einem Vergleich, und versprach ihm außer ansehnlichen Geldsummen den Besitz von Mailand, wenn er auf seine Seite träte. Allein Victor Amadeus blieb standhaft. Er verschmähte sogar das Anerbieten des Fevillade, welcher den Prinzessinnen Päße zur Abreise aus der Stadt geben wollte, indem er dem an ihn abgesandten Brigadier die frostige Antwort ertheilen ließ: es habe damit noch keine Noth. Selbst da die Franzosen nach dem Quartiere des Herzogs fragten, um es mit Feuer zu verschonen, lehnte Victor Amadeus diese Höflichkeit ab. Sein Quartier sey auf den gefährlichsten Plätzen der Stadt, besonders in der Citadelle, antwortete er dem französischen Officier.

Obgleich die Franzosen, nach Eröffnung der Trancheen, der Festung mit ihren Feuerschlünden hart zusetzten, so richteten sie doch wenig aus. Der Fürst blieb ungestört in seinem Palaste, die angegriffenen Werke feuerten mit verheerender Wirkung, die Ausfälle waren mörderisch, die Gemeinschaft, welche die Stadt auf der Morgenseite mit dem Lande hatte, ließ ihre Vorräthe nicht abnehmen, und stärkte den Muth ihrer Vertheidiger. Diesen Vortheil ihr zu schmälern, gieng Fevillade mit einem Heerhaufen

über

über den Po, und brachte durch Besetzung der Stadt Chieri und anderer von den Piemontesern noch inne gehabten Plätze den Herzog in Gefahr, von allen Seiten eingeschlossen zu werden. Da mittlerweile auch Turin von den französischen Kanonenkugeln Noth litt, und eine Bombe sogar durch den herzoglichen Speisesaal flog, so säumte Victor Amadeus nicht länger, seine Gemahlinn und Kinder mit den Prinzessinnen seines Hauses nach Genua zu schicken.

Die Entfernung des Hofes hätte die Bürger leicht muthlos machen können, aber sie wirkte gerade das Gegentheil. Die Turiner wurden durch das Schicksal der angebeteten Prinzessinnen gerührt, und sie strengten ihre Kräfte noch mehr an, um dieselben bald wieder bei sich zu sehen. Männer und Weiber trugen die Faschinen in die Aussenwerke, die Damen ließen ihre Pferde gutwillig an die Kanonen spannen. Der Muth entsank den Einwohnern auch dann noch nicht, als der Herzog selbst die Stadt verließ. Da Fevillade endlich Anstalt machte, die ganze Stadt einzuschließen, so gieng Victor Amadeus hinaus, bevor es ihm die Feinde unmöglich machten. Er wollte sich an die Spitze seiner kleinen Armee stellen, in freiem Felde die Ankunft des Prinzen Eugen erwarten, und dann den Entsatz befördern. Dadurch hoffte er zur Vertheidigung seiner Residenz mehr, als durch seine Gegenwart in Turin beizutragen. Ehe er die Stadt verließ, ermahnte er in einer beweglichen Rede den Kommandanten, die Besatzung und die Turiner zu standhafter Vertheidigung der bedrohten Freiheit, versprach Belohnung den Tapfern, Ersatz den Verlustleidenden, und die ganze Anstrengung seiner Kräfte für das gemeine Beste. „Ich will, versicherte er die gerührte Versammlung, an der Spitze meiner Truppen mein Leben wagen, um das

eurige

eurige zu retten. Ich will, indem ihr die Stadt beschützt, alles zur Förderung des Entsatzes beitragen. Ich will dem Feind unabläßig im Nacken liegen und ihn nöthigen, seine Kraft zu theilen. Gott aber wird, wie ich gewiß hoffe, die Gerechtigkeit meiner Sache segnen, und das Gebet meiner treuen Unterthanen erhören."

Nachdem der Herzog durch diese Rede den Muth der Seinigen bis zur Begeisterung erhoben hatte, verließ er mit einigem Fußvolk und drei tausend Reitern, dem ganzen Rest seiner Kavallerie, die Residenz. Die Vertheidigung derselben vertraute er dem Grafen von Daun, dem Befehlshaber der österreichischen Truppen.

Fevillade hatte kaum die Entfernung des Herzogs vernommen; so machte er sich auf, ihn mit einem Theil des Belagerungsheeres zu verfolgen; vom Stolze geblendet, hoffte er zugleich, der Stadt und des fliehenden Fürsten sich zu bemächtigen. Dem Herzoge diente aber die Bekanntschaft mit den Gegenden seines Landes ungemein, der hitzigen Verfolgung glücklich auszuweichen. Durch Berge und Thäler schied er sich von dem Feinde, Fevillade hoffte ihn immer zu erreichen, aber überall und nirgends war Victor Amadeus mit seiner flüchtigen Schaar. Fevillade eilte von Thal zu Thal, von Berg zu Berg, er schickte einzelne Haufen zur Rechten und zur Linken, er ermüdete seine Reuter durch unaufhörliche Doppelmärsche, sein Fußvolk wurde erschöpft, und jedesmal, wenn er die Schlinge zuzog, war nichts darinn. Da er sich endlich überzeugen mußte, daß er den klugen Feind weder fangen, noch aus Piemont vertreiben konnte, so wandte er sich mit dem Rest seiner Armee wieder nach Turin um, das er gar nicht hätte verlassen sollen. Beinahe sechs Wochen giengen

gen bei dieser Jagd verloren, die Franzosen ermüdeten sich ohne Nutzen, die Belagerung zog sich in die Länge, die bei der Festung zurückgelassenen Truppen wurden mit Arbeit überhäuft und erkrankten. Bei Saluzzo erzwangen die Franzosen zwar einen kleinen Vortheil über die Völker des Herzogs, dieser reihte dieselben jedoch sogleich wieder zusammen, schlug die Franzosen in die Flucht, und zog sich in guter Ordnung in das Thal von Luzerne. In diesem verharrte er, bis die Feinde nach Turin zurückgekehrt waren. Als er wieder Luft gewann, gieng er auf das platte Land heraus, und erwartete die Ankunft des Prinzen Eugen.

5.

Anstrengungen der Belagerer und der Belagerten.

Die Augen von ganz Europa waren damals auf Turin gerichtet, und mit gespannter Erwartung sah man der Entwicklung des furchtbaren Schauspiels entgegen. Die Belagerung war eine der mörderischesten des achtzehenten Jahrhunderts. Kein Theil hatte das Feuer seit dem Anfange unterbrochen, die springenden Minen verfinsterten die Luft, die Menge der Bomben und der fliegenden Steine eröffneten die gräßlichsten Scenen. Die Kanonade der Feinde trug den Tod bis in die Mitte der Stadt, die in die Luft gesprengten Franzosen fielen in Stücken auf ihre eigenen Landsleute herunter. Nichts war im Stande, den Muth der Belagerer oder der Belagerten zu schwächen. Die Franzosen, mit allem Nöthigen bis zum Ueberfluß versehen, damals die größten Meister in der Belagerungskunst, durch Eifer und Rachsucht aufgereitzt, diesen letzten Posten

des

des ganzen schon eroberten Landes einzunehmen, thaten alles Mögliche, Turin in ihre Gewalt zu bekommen. Die Besatzung und die Bürger, durch Patriotismus, durch den Zuspruch und die Versprechungen des Herzogs angefeuert, von Daun gut angeführt, von Ehrgeitz und Nationalhaß gegen die Franzosen erbittert, boten alle ihre Kräfte auf, die Festung zu erhalten.

Da sich Fevillade nach langer vergeblicher Anstrengung überzeugte, daß er mit dem durch seine Lage, seine Minen und die Tapferkeit seiner Vertheidiger furchtbaren Hornwerk nicht zum Ziele kommen würde, so richtete er seine ganze Macht gegen die nicht weniger furchtbare Citadelle. Aber auch hier war der Widerstand groß und anhaltend. Ein ununterbrochener Stein- und Kugelregen, der aus den Vorwerken des Platzes in die Laufgräben fiel, die nöthige Vorsicht wegen der verderblichen Minen, und die häufigen Ausfälle, welche oft in wenig Augenblicken die Arbeit mehrerer Tage zerstörten, hemmten alle Fortschritte der Belagerer. Um den Muth der Turiner durch Feuer zu erschüttern, ließ Fevillade unaufhörlich mehr als hundert schwere Stücke und eine Menge Mörser gegen die Festung spielen; aber eben so vielfach feuerten die Belagerten auf seine Werke. Es war ein gräßliches Feuer; zwanzig bis dreissig Feuerballen durchkreuzten ohne Aufhören die Luft, stießen zusammen, und zerschmetterten alles, was ihnen begegnete. Da beide Theile einander zu übertreffen suchten, so wurde der Wettstreit immer schröcklicher. Erst am zwei und zwanzigsten Julius sahen die Belagerer sich im Stande, einen Sturm auf die erste Contrescarpe zu thun; aber noch ehe die Stürmer auf dem eingenommenen Boden sich decken können, dringen aus der Festung neunhundert Sol-

daten

daten auf sie ein, und als auch diese nach einem blutigen Treffen zurückgeschlagen sind, werfen zwei Minen den Boden, worauf die Belagerer stehen, in die Luft.

Nach diesem unglücklichen Vorgange brauchte Fevillade vierzehen Tage, um neue Batterien zu bauen, von denen die Besatzung in dem bedeckten Wege beschossen werden konnte. Als er damit zu Stande gekommen war, ließ er durch vierzig Grenadierkompagnieen einen neuen Angriff machen. Der bestürmte bedeckte Weg, der dahinter liegende halbe Mond, die Basteien mit ihren Bedeckungswerken spieen Feuer und Tod; die Besatzung focht mit Löwenmuth, wie der Feind; die Bürger selbst nahmen Theil, sie trugen die Verwundeten aus dem Gewühle, sie brachten den Streitern Pulver und Blei. Da gleichwohl die Stürmer endlich den Platz einnahmen, so folgte ein Ausfall, der den blutigen Preis desselben um vieles theurer machte. Fevillade, mit Wort und That die Seinen ermunternd, wurde mit dem Hirn eines Artilleriemajors bespritzt, sein Blut floß aus zwey Wunden, der bedeckte Weg gieng wieder verloren, und ein neuer Angriff mußte ihn der Besatzung entreissen.

Die Belagerer errichteten nun neue Schießgerüste: der halbe Mond vor dem Hauptwall zwischen zwey Basteien, der Wall und die Basteien selbst, waren das Ziel ihres Geschützes. Diese Werke wurden schadhaft, der halbe Mond bekam eine Lücke, und immer noch ließ Fevillade, durch den Erfolg ermuntert, das Feuer vermehren. Aber wie die Hitze des Angriffs, in demselben Verhältniß nahm die Kraft der Vertheidigung zu. Aus zwanzig Carthaunen, die sie auf eine Bastei und auf den Hauptwall pflanzten, feuerten die Belagerten mit übertreffender

Wirkung;

Wirkung; sie fielen aus; sie machten neue Abschnitte zu beiden Seiten des halben Mondes, sie baueten innerhalb des Grabens ein schußfestes Behältniß, aus welchem hundert Soldaten den innern Raum des Aussenwerks nach allen Richtungen bestreichen konnten. Jeden Morgen sahen die Belagerer, was ihre Kanonen den Tag vorher niedergerissen hatten, mit Erdsäcken verwahrt, und den Graben, damit er nie geebnet würde, von den herabgestürzten Bruchstücken gereiniget. Die Wuth des Krieges tobte aber nicht über der Erde allein; sie durchwühlte auch den Schooß der Erde, rieß ihn mit betäubenden Schlägen auf, und spie aus ihrem Rachen Feuer und Tod. Oft begegneten sich die Minirer beider Theile in ihrer unterirdischen Arbeit, und nahmen durch giftigen Dampf, durch Schwerdt und Pistolen einander das Leben. Oft schickten die Minirer der Belagerten den Feind auf seinem mühsam eroberten Boden in die Luft; mehrere hundert Schritte arbeiteten sie unter den Bastionen hinaus, legten unter den französischen Werken auf dem bedeckten Wege vier Pulverkammern an, und stürzten ein Schießgerüst von eilf Carthaunen um.

Bei einem nächtlichen Sturm auf den halben Mond und die beiden Bollwerkswehren behaupteten sich die Franzosen nach fünf mörderischen Stunden auf den Breschen. Kaum war aber der Tag angebrochen, so entrieß ihnen die Tapferkeit der Belagerten bei einem Ausfall diesen Vortheil wieder. Noch war im Laufe der Belagerung kein Kampf so wüthend, keiner so blutig gewesen, und keiner noch hatte für die Franzosen einen so schlimmen Ausgang gehabt. Um in Zukunft der Gefahr ähnlicher Auftritte nicht mehr ausgesetzt zu seyn, ließ Graf Daun mit jeder einbrechenden Nacht eine Menge Reißholz

in den Graben und brennende Fackeln darauf werfen, wodurch nicht nur die Feinde an fernern Unternehmungen der Art gehindert, sondern auch die im Graben zu Haufen liegenden Leichname verbrannt, und so die Lebenden vor giftiger Luft gesichert wurden.

Es waren nun drei Monate verflossen, seitdem die Belagerung begonnen hatte, und noch immer sahen sich die Franzosen weit vom Ziele entfernt. Da der mit Feuer erfüllte Graben keinen neuen nächtlichen Versuch erlaubte, so ward am hellen Mittage auf den halben Mond und den Wallbruch, so unvollkommen dieser auch war, und so nachdrücklich die Schutzbatterien der Belagerer noch feuern konnten, ein Hauptsturm verordnet. Muthvoll drangen die Franzosen theils auf Leitern, theils über die Ruinen ein, eroberten den halben Mond, kamen durch den Wallbruch, und stunden am Ziel. Aber auch dießmal stieß die Tapferkeit der Belagerer sie zurück. Zwey deutsche Regimenter nebst der savoyschen Leibgarde fochten im letzten Abschnitte mit unbezwinglichem Muthe, ihr Feuer fiel den Stürmern unausstehlich, es schmetterte sie vom Wall und Aussenwerk hinab. Zum zweitenmal in den Kampf getrieben, brachen sie nochmals ein, kamen über Haufen von Leichnamen nochmals zum Ziel, aber eine Mine, welche in diesem Augenblick, da wo der Andrang am heftigsten war, mit verheerender Wirkung sprang, brachte sie in Unordnung und Flucht.

Alle Heldenthaten, welche von beiden Seiten an diesem Tage geschehen waren, sollten in der darauf folgenden Nacht durch die That eines Einzigen verdunkelt werden. War das Feuer, welches die Belagerten jede Nacht im Graben anzündeten, dießmal unterblieben, oder war es verlöscht; genug ein Haufe von einigen hundert französischen Grenadiers schlich sich unbe-

unbemerkt durch den Graben am halben Mond vorbei nach der Pforte eines bedeckten Ganges, der in das Innere der Festung führte. Nach kurzem Gefecht überwältigten sie die Wache, fiengen an die Pforte einzuschlagen, und standen im Begriff der Gallerie sich zu bemächtigen. Eben befand sich ein deutscher Soldat mit seinem Hauptmann in der Mine, welche für einen solchen Fall zu Sprengung des Ganges unter demselben angelegt, aber zur Entzündung noch nicht ganz bereitet war. Der Deutsche hört in dem Mordkeller das überirdische Getös, er weiß, daß dieser Punkt schwach besetzt, und ohne ein schnelles Mittel der Platz verloren sey. Augenblicklich ist sein Entschluß gefaßt. „Retten Sie sich, sprach er zum Officier. Sagen Sie dem Gouverneur, daß ich Weib und Kinder in Deutschland habe. Ich, ich bleibe und zünde an.“ Kaum hatte der Hauptmann sich entfernt, als der Held, ohne Grauen vor dem gewissesten Tode, Feuer in die Mine warf, welche in diesem Augenblick ihn und die Feinde zerschmetterte.

So viele wiederholte Unfälle mußten nothwendig den Muth der Belagerer schwächen. Sie zählten schon vierzehn tausend Todte, der größte Theil ihrer Minirer hatte sein Leben in unterirdischen Gefechten eingebüßt, und bei allen diesen Drangsalen sahen sie noch kein Ende ihrer Gefahren. Aber auch die Belagerten erlagen allmählich unter ununterbrochenen Anstrengungen. Die Zahl der Vertheidiger hatte sich bis auf drei tausend Mann vermindert, und immer größer wurde die Gefahr, aus Mangel eines einzigen Bedürfnisses zu erliegen. Dieses Bedürfniß war Pulver, dessen unermeßlichen Vorrath der tägliche Aufwand von achttausend Pfunden fast aufgezehrt hatte. Zweihundert damit gefüllte Fässer,

die der aus seinem Zufluchtsorte herausgegangene Herzog von der andern Seite des Po der Besatzung zuzuschicken wußte, waren eine unzureichende Hülfe, welche überdieß Fevilladen Veranlassung gab, durch bessere Umschließung des Kapucinerberges künftige Unterstützung unmöglich zu machen. Ein zweiter Versuch, vermittelst einiger hundert Reuter eben so viele Pulversäcke in die Festung zu bringen, mißlang nun, so wie ein dritter, da Victor Amadeus lederne Schläuche mit Pulver füllen, und sie auf dem Po hinab treiben ließ. Da endlich die Belagerer auch Mittel gefunden hatten, Wasser in die Hauptminen der Festung zu leiten, so mußte die Besatzung in Kurzem unterliegen, wenn nicht ein Entsatz kam.

6.

Eugen rückt zum Entsatz von Turin herbei. Sein kühner Marsch.

Die Hülfe, durch welche Turin gerettet werden sollte, erwartete man von dem Prinzen Eugen. Aber die Schwierigkeiten, die er zu besiegen hatte, um zu der geängsteten Festung durchzudringen, waren so groß, daß jederman an dem Gelingen verzweifelte. Schon den Winter über hatte der Marschall Vendome darauf gedacht und dahin gearbeitet, die österreichische Armee sogleich bei der Eröffnung des Feldzuges durch einen Ueberfall zu Grunde zu richten, und ihr folglich das Vordringen in Italien unmöglich zu machen. Die in dieses Land bestimmten Truppen der Verbündeten traten nur nach und nach ihren Weg an, und es verzog sich ziemlich lange, bis sie alle hinlänglich marschfertig waren und sich in Bewegung setzten. Von den Pfälzern zogen die letzten drei

tau-

tausend Mann, die zum Theil erst geworben werden mußten, erst gegen das Ende des Aprils aus. Von den Kaiserlichen konnten auch nicht so viele, als man wünschte, sich in Italien einfinden, weil der Kaiser zugleich mit den Ungarn Krieg führte. Die italiänische Armee war daher bei Eröffnung dieses Feldzuges lange so stark nicht, als sie dem entworfenen Plane gemäß hätte seyn sollen. Eugen befand sich damals noch in Wien, um daselbst alle nöthigen Vorkehrungen zu den künftigen Operationen zu treffen. Der dänische General Reventlau, dem indessen das Kommando über die Armee übertragen war, versäumte, sich hinter der Fossa Seviola bei Montechiaro, wohin er sich auf Befehl des Prinzen Eugen hatte ziehen müssen, hinlänglich zu verschanzen. Von seinen Truppen hatten nicht nur einzelne Officiere, sondern sogar ganze Regimenter seinen Befehl zum Aufbruche zu vollziehen vernachläßiget, so, daß er mit nicht mehr als neuntausend Mann Infanterie und drei tausend Mann Reuterey diese Stellung einnehmen konnte.

Der kluge Vendome hatte kaum die Fehler seines unvorsichtigen Gegners wahrgenommen, so überfiel er ihn, da er kaum daran dachte. In aller Stille hatte der französische Feldherr seine Truppen an die nöthigen Plätze zusammen rücken lassen, und zu ihrem größten Erstaunen sahen die Kaiserlichen am neunzehenten April bei Calcinato den fünf und zwanzig tausend Mann starken Feind mit dreissig Kanonen in Schlachtordnung vor sich stehen. Der Angriff erfolgte auch von Seiten dieser letztern sogleich, und zwar mit einem Nachdruck, der um so stärker war, je mehr die Zahl der Mannschaft der französischen Armee jene des kaiserlichen Heeres überstieg. Dieses letztere ward ohngeachtet seiner Tapferkeit,

womit

womit es sich wehrte, bald in Unordnung gebracht, und mußte endlich, nachdem es einen Verlust von beinahe dreitausend Mann und sechs Kanonen erlitten hatte, gänzlich unterliegen. Dieser Verlust war für die Oesterreicher um so wichtiger, da sie ohnehin den Franzosen in Italien an Zahl auf keine Weise gewachsen waren, und die Schwierigkeit, sich Verstärkung zu verschaffen, die Schonung der Streiter hier mehr als irgendwo zu einem höchst wichtigen Gesetz für die Anführer machte.

Eugen traf eben zu Gavardo ein, als von der andern Seite die Flüchtigen in zerstreuten Haufen ankamen, und durch ihren Bericht den entworfenen Plan mit einem male vereitelten. Er sammelte inzwischen aufs schleunigste die zerstreuten Krieger, zog die verschiedenen Korps zusammen, und rückte mit dem Heere von dem Gebürge längs der Etsch immer weiter in die fruchtbare Ebene. Bei Verona bezog er ein Lager, um die ihm versprochenen und bereits auf dem Marsche befindlichen Hülfstruppen zu erwarten. Allein die Nachrichten von der Lage Turins, und die wiederholten, immer dringenderen, Aufforderungen des Herzogs von Savoyen, zur Rettung seiner Person und seiner Staaten, veränderten seinen Entschluß. Nur ein Theil der erwarteten Hülfstruppen, die Sachsen, hatten sich mit ihm vereinigt, als er aufbrach, um ein Unternehmen zu wagen, das zu den kühnsten und bewundertsten des ganzen spanischen Erbfolgekriegs gehört. Für jeden andern Anführer würde der Gedanke an eine solche Unternehmung Tollkühnheit gewesen seyn, bei Eugen war sie höchstens nur gewagt. Mit einer kleinen, wenig über dreissig tausend Mann starken Armee, machte er sich auf einen beinahe fünfzig Meilen langen Weg, mitten durch die zahlreichen und weit überlegenen Feinde

hin-

hindurch in einem Lande, das mit drei großen schiffbaren Strömen und mit einer Menge kleiner Flüsse durchschnitten ist. Die Etsch, der Mincio und der Po waren vom Schneewasser angelaufen und mit Truppen besetzt; alle Bäche, welche der Apenin erzeugt, und womit die Staaten von Modena, Parma, Mailand, Montferrat und Piemont bewässert werden, glichen jetzt reissenden Strömen, und die Kanäle hatten durch Uebertreten Sümpfe und Seen gebildet. Wo noch Brücken oder Furthen waren, oder angelegt werden konnten, hielten die Feinde zahlreiche Besatzungen, und hatten bei den überwiegenden Vortheilen, noch das höchste Interesse, alles aufzubieten, um dem kühnen Feldherrn in diesem Unternehmen seinen und seines Heeres Untergang zu bereiten.

Eugen erkannte alle diese Schwierigkeiten, aber sie vermochten ihn nicht abzuschrecken, und er besiegte sie binnen einigen dreissig Tagen beinahe ohne Verlust. Durch künstliche Kombinationen und die geschickteste Verdeckung seiner Angriffe und Märsche, machte er allen Widerstand der französischen Armee unnütz, und mit gleichem Glücke überwand er die Hindernisse der Natur. Ein bedeutender Vortheil für ihn war es, daß eben jetzt der Marschall Vendome aus Italien nach den Niederlanden gerufen wurde, wo er wieder gut machen sollte, was Andere verdorben hatten. Man glaubte am Hofe zu Versailles, seine Gegenwart in Italien sey nicht mehr nöthig, und doch war es gerade dieser Marschall, der noch mit dem meisten Glücke gegen Eugen gefochten, wenigstens die Kunst gezeigt und unermüdet geübt hatte, ihm Hindernisse in den Weg zu legen, und die errungenen Vortheile zu benutzen, auch verstund er mehr als ein anderer die Kunst, die Liebe und

das

das Vertrauen der Soldaten sich zu erwerben und zu erhalten. Allein der französische Monarch besaß jetzt nicht mehr die Geisteskraft seiner Jugend, in welcher er seine Diener so weise wählte; seine Seele ward von der frömmelnden Frau von Maintenon und von Hofkabalen gelenkt, und diese fanden ihr Interesse in der Entfernung eines Mannes in Italien, zu einer Zeit, wo seine Gegenwart so nöthig war.

An Vendome's Stelle erhielt das Kommando der Herzog von Orleans, ein Neffe Ludwigs des Vierzehenten, dessen größtes Verdienst die Gunst der Maintenon war, ein General ohne Erfahrung, und keineswegs fähig, einem so gewandten und tapfern Gegner die Spitze zu bieten. Zwar wurde ihm in der Person des Marschalls Marsin ein Gehülfe an die Seite gegeben, ohne dessen Beistimmung keine Sache von Wichtigkeit vollbracht werden sollte; allein die Natur hatte diesen eben so wenig als Orleans zum Gegner Eugens gebohren werden lassen.

Als der neue Heerführer das Kommando übernahm, sah er voll Zuversicht einem gewissen Siege entgegen. Sobald er aber Welschland betrat, fand er den Zustand der Armee weit von jenem Bilde entfernt, das man ihm zu Versailles davon gezeichnet hatte. Er glaubte zahlreiche und thätige Truppen zu finden, allein mit Schrecken wurde er das Gegentheil gewahr. Krankheiten und Desertion hatten die Anzahl der Truppen sehr vermindert, und die Unzufriedenheit und Muthlosigkeit auch die, welche da und zum Dienste fähig waren, ungemein geschwächt. Ein mächtiger Feind, dem man die bei Eröffnung des Feldzuges erlittene Niederlage nicht mehr ansah, hatte bereits die Linien durchbrochen, den Uebergang über die zwei vornehmsten Flüsse der Lombardie erzwungen, und die größten Hindernisse besiegt. Ihm

neue

neue in den Weg zu legen, dazu hatte Orleans weder Zeit noch Talent; eine Feldschlacht zu wagen, dazu hatte er nicht Soldaten, und die Soldaten hatten nicht Muth genug. Nachdem Etsch und Po einmal verloren waren, blieb keine Hoffnung übrig, den Mincio und Panaro, welche beide der Feind bedrohte, zugleich zu behaupten; und wirklich drang Eugen nach einiger Rast über den letztern, rückte nach Finale di Modena vor, und machte Anstalt zym fernern Marsch.

Es standen freilich noch mancherlei Schwierigkeiten entgegen, die einen Eugen zwar nicht ab- aber doch aufhalten, und dadurch Turins Verlust bewirken konnten. Er mußte sich durch ein Land, dessen Städte mit feindlichen Besatzungen angefüllt waren, einen Weg bahnen, und zugleich durch Eroberung einiger Plätze den Rücken sichern. Auf dem ganzen Marsch fand er keine Magazine; es war also mancher Halt nöthig, um Lebensmittel auf einige Tage zusammen zu suchen. Es gab enge Päße und Flüsse, die der Feind ihm streitig machen konnte, und dabei war dieser nicht so verächtlich, daß man gar nichts von ihm hätte erwarten dürfen. Man mußte endlich eilen, um Turin zu retten, man mußte aber auch aus dem Grunde die Kräfte der Soldaten schonen. Doch Eugen wußte alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Ohne Verlust setzte er über Flüsse, umgieng Moräste, nahm die auf seinem Wege gelegenen Plätze weg, und rückte im August in Piemont ein. Als die neuen französischen Generale ihre Plane überall vereitelt sahen, blieb ihnen nichts anders übrig, als mit ihren Truppen zu dem Heere des Fevillade vor Turin zu stoßen, um dort mit vereinten Kräften den Kaiserlichen zu widerstehen.

Am

Am ersten September vereinigte sich die deutsche Armee mit den Truppen des Herzogs von Savoyen. Wie einen rettenden Engel empfieng Victor Amadeus seinen erhabenen Verwandten; seine Leiden nahmen nun auf einmal ein Ende. Seit seinem Auszuge aus Turin war er unstet und flüchtig, er eilte mit seinem kleinen Gefolge von den Spitzen der Berge in die Thäler herunter, von diesen wieder auf die Anhöhen, Fevillade hatte ihn von einem Platze zum andern verfolgt, und vor sich her gejagt. Nach der Ankunft des von Eugen abgeschickten Kuriers, der ihm die nahe Gegenwart des Feldherrn verkündigte, verwandelte sich seine tiefe Trauer in hohe Freude. Er eilte dem Hülfebringer bis nach Carmagnola entgegen; hier umarmten sich die zwei Verwandten auf einer Wiese zum erstenmal. Eugen gieng hierauf mit dem Herzoge nach la Motta in das Hauptquartier des letztern, und überlegte hier den großen Plan des Entsatzes von Turin. Ein Eilbote mußte dem Kaiser die Nachricht von dem glücklichen Marsche der Armee überbringen, Eugen ließ denselben Bericht an den Grafen Daun in Turin ergehen, und ersuchte diesen, den Officieren in der belagerten Stadt über ihr Wohlverhalten seine Zufriedenheit zu bezeugen. In der Gegend vor Asti stießen die vier und zwanzig tausend Deutschen zu dem kleinen Korps des Herzogs von Savoyen, von ungefehr neun tausend Mann Infanterie und viertausend Reutern. Die Deutschen feuerten bei der Annäherung ihrer savoyschen Freunde zum Zeichen ihrer Freude dreimal ihre ganze Artillerie ab, sie frohlockten über das Ende ihrer mühevollen Reise, sie warfen bei dem Anblick des Herzogs im Jubel ihre Hüte in die Luft, und schrieen: Es lebe Joseph und Victor. Der entfernte Donner der Kanonen bei

Turin schwoll ihre Brust auf, sie sehnten sich aus Gefühl ihrer Stärke und aus Vertrauen auf ihre Anführer nach der Schlacht. Das ganze Lager war mit Muth beseelt, jeder gemeine Soldat brannte vor Begierde, sich bei dem Entsatze von Turin auszuzeichnen und Ruhm zu erwerben.

7.

Angriff auf das französische Lager bei Turin. Sieg der Deutschen.

Nach der Ankunft des Herzogs von Orleans im Lager vor Turin, und der Vereinigung seines Heeres mit der Belagerungsarmee, wurden die Stürme auf die Festung häufiger und kräftiger. Man hoffte in Kurzem zum Ziele zu kommen, und allerdings war es die höchste Zeit, zum Entsatz herbei zu eilen, wenn Turin nicht fallen sollte. Daß Eugen es wagen würde, ein so zahlreiches, mit Vertheidigungsmitteln aller Art reichlich versehenes Heer, wie die Belagerungsarmee war, anzugreifen, und einen förmlichen Entsatz der Stadt zu versuchen, daran dachte wohl niemand, und es nur für möglich zu halten, würde man als eine Thorheit betrachtet haben. Höchstens traute man ihm die Absicht zu, einige Mannschaft zur Verstärkung in die bedrängte Festung zu werfen. Allein in Kurzem mußte man sich überzeugen, daß Eugen wirklich zur Schlacht anrücke. Wie sehr man im französischen Lager über diese unerwartete Erscheinung in Erstaunen gerieth, läßt sich aus dem Grade beurtheilen, in welchem man zuvor von der Unmöglichkeit eines Angriffes überzeugt zu seyn glaubte.

Die große Frage war jetzt, ob man den Angriff des Prinzen Eugen in dem verschanzten Lager abwarten, oder ihm entgegen gehen, und selbst das Treffen anbieten sollte? Der Herzog von Orleans versammelte einen Kriegsrath, um die Meinung der Generale zu vernehmen. Er selbst bewies mit guten Gründen, daß man den Kaiserlichen entgegen gehen müsse, denn da die Umschanzungen des Lagers fast drei Meilen im Umfange hätten, überdieß an einigen Stellen nur aus zusammengeschobenen Wagen bestünden, und von zwey Flüssen durchschnitten würden; so müßte die schleunige Unterstützung der Bedrängten nothwendig erschwert werden. Sehr richtig sah er ein, daß sein mehr als fünfzig tausend Mann starkes Heer, wegen der großen Ausdehnung, an der Stelle, wo der Angriff geschehen werde, dem Feinde nicht gewachsen seyn könne, und hieß es daher, statt das Lager zu vertheidigen, für besser, die gesammte Macht aus dem Lager den Feinden an die Dora entgegen zu führen, um hier mit weiser Benutzung des Erdreichs und des französischen Ungestümms zu schlagen. Nahm Eugen die Schlacht an, so durfte man den Sieg hoffen, und Turin war gewonnen. Nahm er sie nicht an, so mußte die Festung auch ohne Schlacht fallen, denn der Mangel an Magazinen verstattete den Kaiserlichen keinen Verzug in einer gänzlich verheerten Gegend.

Die meisten Generale fanden des Herzogs Vorschlag angemessen, allein der Marschall Marsin war anderer Meinung. Er wollte, man sollte den Feind innerhalb der Verschanzungen erwarten. Die meisten Officiere konnten nicht begreifen, warum er bei der großen Uebermacht, zu einem so muthlosen Mittel greifen wollte; sie hielten das Lager für gefährlicher als das freie Feld, sie fiengen an zu murren,

allein

allein Marsin legte im gebieterischen Tone Stillschweigen auf, und zog einen Befehl des Königs aus der Tasche. In diesem war dem Herzoge von Orleans auferlegt, sich in allen Stücken, sobald es zur Schlacht kommen würde, nach der Meinung des Marschalls zu richten, und die Befehle desselben zu vollziehen. Orleans war in jedem Betracht ein geschickterer Soldat als Marsin; die Subordination unter einem sehr mittelmäßigen General war ihm so kränkend, daß er voll Unwillen ausrief: „Wenn ich hier nichts zu sagen habe, so wäre es unrecht zu warten, bis meine und der Nation Ehre beschimpft ist.“ Er wollte sogleich abreisen, und nur nach langem Bitten des Kriegsraths ließ er sich bewegen zu bleiben, und zur Vertheidigung des Lagers Vorkehrungen zu treffen.

Indem sich auf diese Weise die Feldherren im französischen Lager veruneinigten, setzte ein Theil der Deutschen über die Dora, griff eine feindliche Zufuhr an, schlug die Bedeckung, nahm achthundert Maulthiere mit anderthalb Millionen Livres und andern Heerbedürfnissen weg, und zwang den nach Pianezzo geflüchteten Rest zur Ergebung. Hier gieng nun die Armee über den Fluß, und empfieng zu Aller Freude am Abend Befehl zur Schlacht auf den morgenden Tag.

Am siebenten September des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs, früh um vier Uhr stand die kaiserliche Armee schon unter den Waffen. Prinz Eugen und der Herzog von Savoyen ritten auf einen Berg, von dem sie das feindliche Lager übersehen konnten. Hier ward der große Plan des Entsatzes genau überlegt, und Victor Amadeus gelobte eine milde Stiftung an diesem Orte zu errichten, wenn der Sieg ihre Arbeit krönen würde. Die schwächste Seite des Lagers war bei der Dora, daher

her

her wurde der Angriff von dorther beschlossen. Die Feuerzeichen auf dem Berge benachrichtigten den Grafen von Daun von der bevorstehenden Schlacht; er befahl den Bürgern sich bereit zu halten und bei dem Schall der Glocke die Posten zu besetzen, damit er im Stande sey, mit der ganzen Gärnison einen Ausfall auf die Feinde zur Zeit des Handgemenges zu thun.

Als die Franzosen sahen, daß die Stunde der Entscheidung nicht mehr ferne sey, geriethen sie in die unruhigste Thätigkeit, und Orleans that, was in seinen Kräften stund, um dem Angriffe eine gute Vertheidigung entgegen zu setzen. Er verstärkte die acht tausend Soldaten, welche zwischen der Dora und Stura die Verschanzungen bewachten, geschwind mit den in der Nähe stehenden Regimentern; er sendete an die entfernteren Haufen, wie an das Albergottische Korps jenseits des Po, Befehle zur schleunigsten Herbeikunft. Eilf Dragoner-Regimenter saßen ab, und traten mit Reuterey und Fußvolk aus der zweiten in die erste Linie, die zweite aber sollte die zum Anmarsch beorderten Korps wieder ergänzen. Zum Unglück für Frankreich hatte aber Fevillade, unfähig das Wichtigere vom Geringeren zu unterscheiden, und blos die Eroberung Turins im Kopfe, nicht nur dem General Albergotti befohlen, in keinem Fall und auf keinen Befehl seine Stellung zu verlassen, sondern selbst jenen entfernten Haufen gab er, als dieselben dem Befehl gemäß über die Stura herbeieilten, die ernste Weisung, unverweilt auf die verlassenen Punkte zurück zu gehen. Ueberall wurden die Befehle des Prinzen schlecht oder gar nicht befolgt. Er drohte, er hieb sogar einen Schwadronenführer, auf die Weigerung, sich nach Vorschrift zu bewegen, einigemal mit dem Säbel ins Gesicht; nichts

nichts desto weniger blieb Widerspruch und Saumseligkeit unter obern und niedern Befehlshabern. Officiere und gemeine Soldaten schüttelten die Köpfe über das Betragen ihrer Anführer, und es fieng an, ihnen vor dem Ausgange bange zu werden. Selbst Eugen bemerkte beim Rekognosciren die unordentliche Bewegung im französischen Lager, und sagte zum Herzoge von Savoyen: „Mich dünkt, diese Leute sind schon halb geschlagen.“

Ein ganz anderer Geist herrschte im kaiserlichen Lager. Wenn man von dem Muthe der Soldaten, auf den Gewinn eines Sieges schließen darf, so war dieser jetzt unausbleiblich. Ein allgemeines Frohlocken herrschte unter den kampflüstigen Schaaren. Die Deutschen freuten sich, daß die Zeit der Rache gekommen sey, wo sie den Franzosen das Unrecht vergelten konnten, das sie von der Uebermacht der Letztern bei Eröffnung des Feldzuges erduldet hatten. Sie athmeten nichts als die Niederlage der Feinde. Die Piemonteser waren mit ihren Freunden in derselben Stimmung. Sie wurden von dem Geiste beseelt, den treue Unterthanen gegen einen geliebten Fürsten haben; sie waren fest entschlossen, sich den größten Gefahren für die Ehre ihres Landesvaters und für ihre Freiheit auszusetzen.

Es war nach zehen Uhr Vormittags, als die verbündeten Deutschen unter dem Schall der Feldmusik gegen die französischen Verschanzungen anrückten. Zum letztenmal machten sie Halt, Eugen und Victor Amadeus gaben die letzten Befehle, sie durchritten die Glieder und fachten die Soldaten noch mehr zum Streit an. Die feindlichen Stücke hatten indessen immer gegen die Verbündeten gespielt, ohne von diesen beantwortet zu werden; jetzt feuerten sie aber dreimal ihre ganze Artillerie gegen die Franzo-

sen ab, um sie zu bewillkommnen, und dem Grafen Daun das Zeichen zum Angriffe zu geben. Der Letztere ließ die Glocke des großen Thurmes anziehen, die Bürger liefen auf ihre Posten, Daun fiel mit zwölf Bataillons durch das Thor des Palastes in die Feinde. Keine Seele als Greise und Kinder blieben in den Zimmern, jedermann stieg auf Thürme, Kirchen und Dächer der Häuser. In banger Erwartung wollten die Städter dem Gang der Schlacht zusehen, die ihnen in kurzer Zeit Befreiung oder Untergang bringen mußte. Der Tag war hell, die Luft rein und heiter, allein der Dampf, welcher sich über das Schlachtfeld lagerte, und das Geschütz der Belagerer, das mit erneuerter Heftigkeit, während der Schlacht, über die Stadt Tod und Verderben zu bringen suchte, zwang sie, diesem traurigen Vergnügen zu entsagen, und sich der ängstlichen Ungewißheit hinzugeben.

Die Armee rückte inzwischen unter unaufhörlichem Kanonenfeuer immer näher an die Verschanzungen mit scharf geschultertem Gewehr, und, weil der rechte Flügel einen weitern Weg zu machen hatte, auf dem linken mit langsamem Schritt. Die Preußen litten schon durch die Flintenkugeln, sie kamen bis anf zwanzig Schritte an die Verschanzung bei der Stura ohne zu schiessen, ohne Trommelschlag und ohne Trompetenklang. Viele von ihnen fielen, ehe sie feuern durften, sie dursteten nach dem Handgemenge, allein die strengsten Befehle verboten ihnen etwas anders zu thun, als zu marschiren. Als sie nahe genug waren, mit Vortheil in die Feinde einzudringen, sprach der Fürst Leopold von Dessau, ihr Anführer, zu ihnen: Hier, Kinder, ist das Ziel unsrer langen Laufbahn. Wir sind aus dem fernen Norden über die Alpen nach Süden herunter gestiegen,

stiegen, um große Thaten gegen die Franzosen zu bestehen, und die Ehre der Deutschen in diesen Gegenden zu erneuern. Es liegt nun an euch, den Ruhm des Tages davon zu tragen. Der Schrecken des preußischen Namens hat unsre Feinde hinter die Verschanzungen gejagt, sie wagen es nicht, sich mit euch auf dem freien Felde zu messen, ihr müßt sie aus ihren Löchern jagen. Das kann euch nicht schwer werden, wenn ihr euch eurer Arme muthig bedient. Ihr habt mich oft aufgefodert, euch in große Gefahren und zu großen Reichthümern zu führen; hier ist beides vor euch. Ueberwindet und bereichert euch.“

Als der Herzog diese Worte gesprochen hatte, gab er das Zeichen zum Angriff. Der Soldat ward durch das plötzliche Lärmen der Trommeln und Trompeten noch mehr in Hitze gejagt, er lief in vollem Lauf auf die Verschanzungen zu. Anfangs stutzten diePreußen bei dem nähern Anblick des vier Schuhe hohen Walles und des sechs Schuhe tiefen Grabens; sie mußten das Feuer von der Stirne, und von den hervorspringenden Winkeln in der Flanke aushalten, der tapfere Leopold stellte sich aber sogleich an ihre Spitze und zeigte ihnen den Weg. Er suchte auf jede Weise den tapfern Widerstand der Franzosen zu überwältigen, allein die Kartätschenkugeln vereitelten alle seine Bemühungen. Die Preußen kamen in Unordnung, und wichen zurück. Schnell ließ Fürst Leopold durch einige Bataillons aus dem zweiten Treffen die Ordnung wieder herstellen, und nun stürmten die Preußen mit neuem Muthe zum zweitenmal. Es glückte ihnen, die Schanzen an einigen Orten niederzureissen und den Graben hie und da auszufüllen, allein die Franzosen schlugen sie zum andernmal ab. Eugen sandte einige Eskadrons zu Hülfe, Leo-

pold bot seine ganze Kunst auf, und das Treffen begann zum drittenmal. Die Gegenwart Eugens, der selbst herbeigeeilt war, die Schaam über das Weichen, der Ehrgeitz trieb die Preußen an, wie die Löwen zu streiten; sie fürchteten, die Oesterreicher möchten zuerst die Linien übersteigen, und ihnen die Ehre des Tages rauben. Indem sie einen anhaltenden Kugelregen in die Schanzen schickten, hieben andere die Sturmpfähle nieder, und wieder andere suchten mit Füllung des Grabens den Bataillons einen Weg zu bahnen. Es kostete Blut, das französische Feuer war lebhaft, Orleans ermahnte durch Worte und Beyspiel, und versäumte nichts, was am Tage der Schlacht dem Feldherrn Lob erwirbt. Aber dem ungeachtet setzten die Preussen die Arbeit fort, überstiegen die Linien, bemächtigten sich einiger Redouten und schossen aus denselben mit dem umgekehrten Geschütz auf die Franzosen. Sie gaben die Vertheidigung auf, und fiengen an zu fliehen. Nicht nur die Preußen drangen von allen Seiten ein, auch die Kaiserlichen unter dem Prinzen von Würtemberg kamen fast ohne Widerstand hinüber. Aber anstatt dem Befehl gemäß, nun zu warten, bis der Graben für die Reuterey geebnet wäre, rückte der Prinz Alexander von Würtemberg, von kriegerischer Hitze getrieben, zur Rechten vor, und brachte dadurch den glücklichen Anfang einem traurigen Ende nahe. Orleans schwere Reuterey stürzte auf die weniger unterstützten Schwadronen, welche bereits über den Graben vorgerückt waren, trieb sie in einem heftigen Anfalle zurück und wandte sich nun zum Einbruch auf die Preußen. Glücklicher Weise war General Jesselbach, als er die Gefahr bemerkte, an der Spitze einiger Bataillons aus dem zweiten Treffen auf die entblößte Stelle geeilt, wo er den Feind so lange

auf-

aufhielt, bis auf mehreren bereiteten Uebergängen des linken Flügels sämmtliche Reuterey den Graben zurückgelegt hatte. Ohne Dragoner, weil diese zu Fuß fochten, und an Zahl weit geringer, konnten die französischen Kurassiere den nun folgenden unbändigen Angriff nicht aushalten; sie wurden geworfen, überließen den Deutschen die Erdburg, und wählten in beträchtlicher Entfernung von der alten eine neue Wahlstadt.

Indessen dauerte der Sturm im Mittelpunkte und auf dem rechten Flügel bei der Dora noch immer fort. Dreimal drangen die Pfälzer gegen die Verschanzungen vor, aber eben so oft wurden sie von dem Feinde mit großem Verluste abgetrieben. Victor Amadeus brachte Hülfe und grief mit den Pfälzern zum viertenmal an. Unter dem heftigsten Widerstande drangen sie ein, und bemächtigten sich der Schanzen. Den härtesten Stand hatte der Prinz Johann Wilhelm von Gotha auf dem rechten Flügel, weil die Franzosen dort ihre stärkste Macht zusammen gestellt hatten. Der Angriff wurde mehrmals vereitelt. Die Franzosen hieben sogar in die Flanke der Gothaer ein, und sie mußten anderthalb Stunden lang hartnäckig fechten, bis sie Unterstützung erhielten, die Franzosen zurücktrieben, und hierauf die Linien erstiegen.

Während der Schlacht setzte Fevillade das Feuer der Trancheen unaufhörlich fort. Die Mörser warfen beständig Bomben in die Stadt und in die Citadelle, die Artillerie hörte nicht auf Breche zu schiessen. Sobald hingegen Graf Daun das Wanken der Franzosen bemerkte, stellte er sich an die Spitze seiner Untergebenen, und verfolgte die Flüchtigen. Von Flügel zu Flügel ergrief Schrecken und Verwirrung die französische Schlachtordnung. Marsin wurde, da

 er

er wie ein Verzweifelnder focht, tödtlich verwundet, und fiel in die Hände der Kaiserlichen; Fevillade jagte fast ohne Besinnung umher und raufte sich die Haare aus; Orleans allein blieb bei vollkommener Ueberlegung, und suchte der Verwirrung zu steuren. Erst an einem Arme nur leicht, hernach an der Brust schwer verwundet, ertheilte er immer noch Befehle, stürzte sich der Gefahr, wo sie am größten war, entgegen, nannte die Officiere mit Namen, führte die Truppen ins Feuer, und löste selbst zu verschiedenen malen seinen Carabiner. Endlich, von Schmerz und Blutverlust bis zur Ohnmacht erschöpft, entfernte er sich zum Verbande, aber bald rieß die Nachricht von der steigenden Gefahr ihn wieder in das Getümmel der Schlacht. Er fand sie verloren, alle Umstände waren zur gänzlichen Niederlage reif, nichts als schneller Rückzug entweder nach der Lombardie oder nach Frankreich blieb übrig. Mit geschwinder Ueberlegung zu dem erstern entschlossen, erklärte er den um ihn versammelten Generalen seine Gründe, und gab, wie viel diese gegen einen solchen Weg auch einwenden mochten, Befehl, über die Pobrücke zu ziehen, die Laufgräben zu verlassen, und von dem Geschütze, dem Heergeräthe, der Munition so viel als möglich zu retten. Mit so vollkommener Geistesgegenwart indeß Orleans an alles dachte, so sehr wurde die Vollstreckung seiner Befehle durch die Sorge der Generale für die Rettung ihres Raubes, durch den Ausfall der Besatzung, und durch die alles verwirrende Bestürzung gehindert. Alles blieb stehen, wie es stand; alles, was nicht schon nach andern Gegenden floh und zu fliehen noch Zeit hatte, eilte nach dem Po. Kaum noch zwei tausend Mann sah Orleans in Ordnung ziehen, das ganze Uebrige war ein wilder Schwarm, dem die Furcht Flügel gegeben

und

und der Besonnenheit beraubt hatte. Marsin erstickte vor Rauch in einem kleinen Häuschen innerhalb der Linien, als ein Pulvervorrath in der Nähe desselben in die Luft flog. Andere sagen, er sey an seinen Wunden gestorben. Auf seiner Brust fand man eine versiegelte Ordre, die erst auf den Wällen Turins geöffnet werden sollte. Diese enthielt Befehle, die auch den unbefangenen Beobachter auf das äußerste empören mußten. Turin sollte der Plünderung preis gegeben, die Festungswerke geschleift, das ganze Land mit den unerschwinglichsten Kontributionen belegt, und zehentausend Mann zur Rekrutirung der französischen Armee ausgehoben werden. Die Bekanntmachung dieser Ordre mußte die Freude über die erfahrne Rettung, aber auch den Abscheu gegen die französische Regierung, in der Hauptstadt und durch das ganze Land, eben so allgemein verbreiten, als zu einem hohen Grade erheben.

So viel Mühe sich Orleans gab, sein geschlagenes Heer nach der Lombardie zu führen, um wenigstens zu retten, was noch zu retten war, so wenig Lust bezeugten seine Unterfeldherren, ferner mit einem Feinde zu thun zu haben, von dessen kräftigem Arm sie eben so schmerzliche Schläge empfangen hatten, und von dessen Thätigkeit freilich nicht zu erwarten war, daß er durch den gewonnenen Sieg sich die Hände werde binden lassen. Vergebens bemüht, den Prinzen ihren Wünschen geneigt zu machen, hintergiengen sie ihn mit dem Bericht, daß der Feind bereits Meister von den Pässen sey, durch welche man auf dem Wege nach Italien gehen müsse; und als auch dieses an seinem Vorsatze nichts änderte, fügten sie Ungehorsam zu dem Betruge, zogen ungefragt den Weg nach Frankreich, und entdeckten dem ermatteten Herzog das sträfliche Beginnen nicht eher,

als da die Abänderung desselben nicht mehr möglich war. Eine Menge vorausgegangenes Gepäck gieng bei dieser Wendung des Zugs verloren, eine Menge Flüchtlinge, die auf den Strassen nach Italien eilten, kam nun nicht wieder zum Heer, der unermeßliche Kriegsvorrath in Podestra mußte angezündet werden, und flog mit schröcklichem Knall in die Luft. Die ganze Nacht nach diesem unglücklichen Tage giengen die Geschlagenen über den Po zurück, und zogen unter mancherlei Unbequemlichkeiten und Verlust nach Dauphiné, um hinter den französischen Alpen ihre Schande zu verbergen. Der sehnliche Wunsch des Herzogs von Fevillade, durch die Eroberung von Turin den Marschallsstab zu verdienen, war völlig vereitelt.

Die Sonne stund erst im Mittag, als die Verbündeten diesen großen Sieg erfochten, und die Festung von ihren Aengstigern befreit hatten. Gegen eilf Uhr hatte sie ihren Anfang genommen, und schon um ein Uhr befanden sich die Franzosen auf der Flucht. Nach diesem Verhältnisse war sie auch nicht außerordentlich blutig. Die Franzosen ließen drei tausend Todte und eben so viel Verwundete auf der Wahlstatt; die Todten und Blessirten der Verbündeten stiegen auf zwei tausend Köpfe, aber ihr Heer war nur einige dreissig tausend Mann stark, und sie schlugen achtzig tausend Franzosen so vollkommen, daß ihre ganze Armee dadurch zerstreut ward. Die Anzahl der Gefangenen bestand in siebentausend Mann, wenn man diejenigen mitrechnet, welche die Bauern in der folgenden Nacht auf den Anhöhen auffiengen. Die Sieger eroberten das ganze Lager, hundert und sechzig Kanonen, sechzig Mörser, hundert und zwanzigtausend Kanonenkugeln, Bomben und Granaten, sechs und achtzigtausend Fässer Pulver,

ver, eine Menge Belagerungsgeräthe, zehentausend Pferde, fünftausend Maulthiere, zweitausend Ochsen, alles Gepäcke der Generalität, die Kriegskasse, viele Fahnen, Standarten und Pauken. In das Reisegeräthe der Officiere theilten sich die Soldaten; sie freuten sich über den französischen Luxus, der ihnen so schöne Sachen in die Hände gespielt hatte. Von allen diesen Sachen behielt Victor Amadeus die Artillerie, die Munition, die Fahnen, Pauken und Pferde; Eugen begnügte sich mit der Ehre, seinen Vetter errettet zu haben. Er hatte an diesem Tage seine Feldherrntalente im glänzendsten Lichte gezeigt. Ueberall, wo Gefahr war, flog er hin, und belebte durch seine Gegenwart immer alles mit neuem Muthe. Er wagte sich so sehr, daß ein Page und Kammerdiener hinter ihm erschossen wurden. Sein Pferd bekam eine Wunde, stürzte, und warf ihn in einen Graben. Ueber sein Verschwinden bestürzt, fiengen die Truppen bereits an zu wanken, als er mit Staub und Blut bedeckt, neuerdings aus dem Graben hervorstieg, ein frisches Pferd nahm, und mit eben so kaltem Blut fort kommandirte, als ob ihm nichts begegnet wäre.

Das siegende deutsche Heer blieb, als die blutige Arbeit zu Ende war, auf dem Wahlplatze stehen. Der Herzog von Savoyen und Eugen hielten ihren Einzug in Turin, das gegen vier Monate belagert gewesen, wohin zwanzigtausend Bomben geworfen worden, und vierzig tausend Kanonenschüsse geschehen waren. Die Städter jubelten hoch vor Freuden. Das Geschütz, so lange ein zerstörendes Werkzeug des Kriegs, mischte jetzt seinen Donner in den öffentlichen Jubel, die Thränen der Betrübniß wurden Zeichen der Freude, das Geschrey der Angst Lobgesang der Erretteten. Victor Amadeus dankte

der

der Gottheit, durch ein Tedeum, und schlief dann zum erstenmal wieder in seinem Palast auf den Lorbeeren des Sieges.

8.

Folgen des Sieges. Uebermacht der Deutschen, Demüthigung der Franzosen.

Der König von Frankreich hatte bisher alle Unglücksfälle mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit ertragen; man fürchtete aber, daß dieser letzte Unfall seinen Muth ganz beugen würde. Er ereignete sich in der kritischsten Periode, und war zu entscheidend, als daß er für Ludwigs Angelegenheiten nicht äußerst unglücklich hätte seyn sollen. Die Frau von Maintenon, damals des Königs Vertrauteste, wagte blos ihm zu sagen, daß der Herzog von Orleans bei der Annäherung des Prinzen Eugen die Belagerung von Turin aufgehoben habe, und auch selbst dieses suchte sie noch zu versüßen, indem sie dem Könige zugleich berichtete, daß ein deutsches Heer bei Mantua von den Franzosen aufgerieben worden sey, was sich zwar in der Hauptsache wirklich so verhielt, allein dieser Sieg gewährte weiter keinen Vortheil, denn er wurde durch die viel wichtigere Schlacht bei Turin gänzlich vernichtet. Der Stolz des großen Ludwigs war nun so gedemüthiget, daß er das Mitleiden seiner unversöhnlichsten Feinde erregen konnte. Seine großen Armeen waren vom Schwerdte vernichtet, seine Eroberungen auf beiden Seiten der Donau ihm entrissen, seine Truppen aus Flandern und Italien verjagt, und der König von Spanien, sein Enkel, gezwungen, seine Hauptstadt einem Nebenbuhler zu überlassen, der leicht ganz Spanien sich hätte unter-

wer-

werfen können, wenn er verstanden hätte, sein Glück zu verfolgen. In dieser Verlegenheit suchte er einen Friedenskongreß zu Stande zu bringen, und wendete sich an den Pabst mit der Bitte, sich beim Kaiser für ihn zu verwenden. Mit einem Federstriche wollte er alle die Eroberungen aufgeben, welche mit Strömen von Blut gemacht worden waren.

So lockend diese Anerbietungen waren, so gab man ihm doch für jetzt kein Gehör, sondern war vielmehr darauf bedacht, die errungenen Vortheile noch weiter zu verfolgen. Nachdem die deutschen Truppen bei Turin einige Tage ausgeruht hatten, brachen sie gegen die Mitte des Septembers wieder auf, um die Lombardie zu erobern, und die Franzosen vollends aus ganz Oberitalien zu vertreiben. Es wurden zwei Korps aus der ganzen Armee formirt: das eine sollte unter dem Herzoge von Savoyen die in Piemont noch von den Feinden besetzten Plätze besetzen, das andere, unter dem Prinzen Eugen, Mailand unter den Gehorsam des österreichischen Hauses bringen. Plötzlich erhielt man Nachricht, die Franzosen hätten Piemont verlassen, und sich ganz über die Grenze gezogen. Sogleich ließ der Herzog die vornehmsten Städte von seinen Truppen besetzen, und stieß dann mit den übrigen zu Eugen. Beide fiengen nun eine Reihe von Eroberungen an, die dem Siege von Turin die Krone aufsetzten. Der Gouverneur von Navarra wollte sich tapfer vertheidigen; Adel und Volk zwangen ihn aber, die Stadt zu übergeben. Als Eugen sich der Stadt Mailand näherte, tönte von allen Wällen ein einstimmiges Vivat Kaiser Joseph, man brachte die Schlüssel in Procession heraus, ohne Schwerdtschlag fiel die große Hauptstadt der Lombardie in Eugens Hände, und nur die Citadelle blieb dem Feinde. Como, Lodi, Pavia und überhaupt die

mei-

meisten Oerter an der Adda, geriethen noch im September in die Gewalt der Kaiserlichen.

Die alliirte Armee trennte sich hierauf wieder in zwei Abtheilungen. Der Herzog von Savoyen blieb mit dem größten Theile an der Adda stehen, um Pizzighitone zu belagern. Eugen setzte über den Po, grief Tortona an, und sandte den Prinzen von Darmstadt, Alessandria zu berennen. Indem der Prinz vor dieser Festung erschien, stürzte ein entzündetes Pulvermagazin ihre Mauren nieder, raubte siebenhundert Menschen das Leben, und den Lebenden den Muth. Eugen eilte herbei, und bemächtigte sich des Ortes nach einer kurzen Belagerung. Pizzighitone ergab sich nach einer Belagerung von drei Wochen mit Akkord. Die Franzosen wurden mit militairischen Ehren nach Cremona begleitet, der andere Theil der Besatzung, die Schweitzer, Spanier und Italiäner giengen in österreichische Dienste über. Viele Städte und Schlösser öffneten den Deutschen ihre Thore entweder sogleich, oder nach kurzem Widerstande.

Der Herzog von Orleans sah jetzt den Fehler, welchen die französische Armee durch ihren Rückgang nach Frankreich begangen hatte, in seiner ganzen Größe ein. Victor Amadeus und Eugen hatten freie Hände, alles zu thun, was ihnen gut dünkte. Orleans sann jetzt darauf, die Eroberungen der Verbündeten wenigstens einigermaßen zu hemmen, die Deutschen zu einer noch größern Vertheilung ihrer Macht zu zwingen, und der Besatzung von Mantua Luft zu machen. Er rüstete sich daher zu einem neuen Einfall in Piemont. Auf der Grenze sammelten die Franzosen einen großen Vorrath von Lebensmitteln, einige tausend Pferde und Lastthiere kamen aus der Provence, und den andern benachbarten Provinzen,

vinzen, hundert Wagen mit Zelten von Lyon. Kaum aber hatten die Franzosen einige Versuche gemacht, so verzweifelten sie beim Anblick der großen Hindernisse an einem guten Erfolg, gaben ihren Plan auf, und giengen in die Winterquartiere.

Die Verbündeten setzten ihre Eroberungen bis in December fort. Piemont, Mailand, Modena, Mantua, und selbst das Königreich Neapel war jetzt für die Franzosen verloren. Das Wenige, was sie noch besetzt hielten, gerieth im folgenden Feldzuge sehr frühzeitig in die Hände der Verbündeten. Das waren die Folgen eines einzigen Tages. Victor Amadeus hielt, als der Feldzug geendigt war, und die Truppen in die Winterquartiere zogen, zum zweitenmal einen triumphirenden Einzug in Turin. Er war jetzt auf einmal, wider alle seine Erwartung, vom Glücke wieder erhoben, im Besitz aller seiner Länder und einer unermeßlichen Beute. Seine Verbindung mit Oesterreich war neu und stark befestiget, und durch die erhöhete Erbitterung gegen Ludwig unauslöschlich gemacht.

Als das Jahr zu Ende gieng, und die schlimme Witterung den Waffen endlich Ruhe gebot, verlegte Eugen die ganze Armee in die Winterquartiere. Die österreichischen Truppen sollten in die Herzogthümer Parma und Piacenza kommen, weil aber der Herzog achtzig tausend Pistolen für die Verschonung anbot, so zogen sie sich in das cremonesische und mantuanische Gebiet. Die Preußen, Dänen, Hessen, Pfälzer und Gothaer blieben im Mailändischen. Die schwäbischen Kreistruppen wendeten sich nach Piemont. Der kluge Eugen wußte ihnen aber nicht nur Wohnungen, sondern auch gute Verpflegung zu verschaffen. Er schrieb sehr höfliche Briefe an die lombardischen Fürsten, führte ihnen die Bedürfnisse der

Armee zu Gemüthe, und stellte ihnen den großen Rückstand vor, welchen jene zu fodern hätte, und den die erschöpfte Kriegskasse nicht vergüten könnte. Diese Umstände zwängen ihn zu andern Mitteln zu greifen, und durch diese die gerechten Ansprüche des Soldaten zu vergüten. Die weise Neutralität der meisten Fürsten in Italien hätte ihre Länder von den Unannehmlichkeiten des Kriegs verschont, es sey billig, daß sie nun zur Erholung der Truppen etwas beitrügen. Am Ende dieser Komplimente fand sich die Summe, welche jeder dieser Fürsten als Kontribution zu bezahlen hatte. Der Großherzog von Toskana sollte monatlich fünfzehn tausend Pistolen, der Pabst für Bologna und Ferrara alle Monat sechszehen tausend, die Republicken Genua und Lucca gleichfalls ansehnliche Summen zum Unterhalt der Truppen beitragen. Daß die Herren, die dieses Loos traf, ein großes Geschrey erhoben, und daß von allen Seiten bittere Klagen darüber ertönten, läßt sich wohl denken; denn niemand öfnet gerne seine Börse, auch wenn dieses das Mittel ist, eine noch größere Last von sich abzuwälzen. Dießmal war noch ein Grund mehr vorhanden, die Kassen der meisten italiänischen Fürsten waren erschöpft, und ihre Unterthanen zu sehr entkräftet, um sie aufs neue füllen zu können. Die Herren mußten indessen bezahlen, sie mochten klagen oder Abgeordnete an den Kaiser und an den Prinzen Eugen senden, oder schriftliche Vorstellungen thun, so viel sie wollten.

Am heftigsten sträubte sich der Großherzog von Toskana und der Pabst. Des erstern Widerspenstigkeit besiegte eine alliirte Flotte, die sich vor Livorno zeigte, und um den Pabst willfähriger zu machen, rückten kaiserliche Truppen in Ferrara und Bologna ein. Mit Vorbedacht hatten sich die Oberbefehlsha-

ber

ber von den einmarschirenden Truppen entfernt; es war also niemand da, der die Ausgelassenheit des gemeinen Mannes durch sein Ansehen zähmen konnte, und dieser erlaubte sich daher alle militairische Frechheit. Der Pabst, gerührt durch das Wehklagen seiner bedrängten Unterthanen, wußte nicht wie er dem Unglück steuren sollte. Wenn andere Fürsten unter sich haderten, so foderte er sie in den zärtlichsten Briefen zur Aussöhnung auf; jetzt sah er aber wohl ein, daß sie auf das Herz des Kaisers, keinen sonderlichen Eindruck machen würden. Unglücklicher Weise hatte der heilige Vater den Enkel Ludwigs des Vierzehenten als rechtmäßigen König von Spanien erklärt, und der Kaiser Joseph war überdieß kein frommer Leopold. Dieser, welcher die Winke von Rom für Befehle Gottes hielt, hatte seit Kurzem zu leben aufgehört, und der Pabst hatte schon jetzt so wichtige Ursachen, an dem Respect des kaiserlichen Hofes gegen die kirchlichen Strafen zu zweifeln, daß er, aus Besorgniß sich dem Gelächter auszusetzen, Bedenken trug, mit denselben hervorzurücken. Er nahm seine Zuflucht zu andern Mitteln: er betete zum Himmel, er kündigte ein allgemeines Jubeljahr an, um durch das mit seinem Flehen verbündene Gebet der Rechtgläubigen jene Einsicht von oben zu erlangen, welche zur Rettung des sinkenden Schiffes Petri, zur Erhaltung der Ruhe seiner Unterthanen nothwendig war. Allein das Ungemach ward dadurch nicht gehoben. Nach der Beleidigung um Schonung zu bitten, hielt der Pabst nicht nur für unanständig, sondern sogar für fruchtlos, und seine kleine Macht reichte doch auch nicht hin, die Gründe begreiflicher zu machen. Ein Schreiben an Eugen, in Form eines Breve, blieb unbeantwortet, die Klagen verhallten, und die kaiserlichen Regimenter blieben

ben liegen, bis sie wieder auf dem Kampfplatze erschienen.

Um Eugens Verdienste zu belohnen, ernannte ihn der Kaiser zum Gouverneur und Generalkapitain des Herzogthums Mailand, und sandte ihm einen prächtigen mit Diamanten besetzten Degen. Sein Name ward das Gespräch der ganzen Welt. Dichter besangen seinen Ruhm lateinisch und deutsch, und der allgemeine Enthusiasmus äußerte sich hie und da auf seltsame Art. Ein unverheurathetes Frauenzimmer in London vermachte dem Prinzen auf ihrem Sterbebette zwölf tausend Thaler, mit der Bedingung, daß sie ihm ohne Unkosten zugeschickt würden, und ein sterbender Gärtner verschrieb ihm die Hälfte seines Vermögens, sechs hundert Thaler.

VII. Revolution in Dänemark.

Im Jahr 1772.

I.

Der dänische Hof bei dem Regierungsantritt König Christians des Siebenten.

In der Reihe der edelsten Regenten, die Dänemark hatte, glänzt der König Friedrich der Fünfte

Fünfte, der im Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs und sechzig, nach einer zwanzigjährigen Regierung starb. Mit einem gebildeten Verstande verband er das menschenfreundlichste Herz, und aus jedem Blicke seines schönen Gesichts sprachen Herablassung, Milde und Wohlwollen. Keine größere Freude gab es für ihn, als sich geliebt zu sehen, und er floß über von Vergnügen, wenn er es um sich her verbreiten konnte. Um seinen Thron drängte sich ein frohlockendes, zufriedenes Volk; es umringte ihn, wie in dem ersten Alter der Welt eine Familie ihren Vater umringte. Er umfaßte sie alle mit gleich inbrünstiger Liebe, und sie wurden von seiner Gegenwart nur durch sein Wohlthun überzeugt. Er wurde nie zum Zorn, nie zur Strenge genöthigt; immer war er ohne Bitten zur Gnade geneigt. Diesem Könige diente ein Minister mit einem nicht minder zärtlichen Herzen, und einem hellen Verstande: Johann Hartwig Ernst, Graf von Bernstorf. Was irgend ein Minister in seiner Lage thun konnte, das hat er vollendet, und wenn er keine großen durchgreifenden Unternehmungen ausführte, sondern alles dem allmählichen Besserwerden überließ, so folgte er einem Reformationsplane, der hier seinen Einsichten eben so viel Ehre machte, als seinem Herzen.

Beklagenswerthes Schicksal der Völker und Staaten, daß mit dem Tode eines Regenten so oft das Gute zu Grunde geht, das er in einer Reihe von Jahren mit Mühe und Anstrengung gestiftet hat! König Friederich war zweimal vermählt gewesen. Seine erste Gemahlinn war die englische Prinzessinn Louise, die, so lange sie lebte, von der Nation angebetet, und nach ihrem Tode als eine Mutter allgemein verehrt wurde. Die zweite Gemahlinn war Juliane Marie, eine Prinzessinn von

Braunschweig-Wolfenbüttel, und Mutter des Prinzen Friedrich. Aber nicht dieser, sondern ein Sohn erster Ehe, bestieg nach des Vaters Tode, unter dem Namen Christian der Siebente, den dänischen Thron. Er besaß viel natürlichen Verstand, viel Munterkeit und Witz; aber die guten Gaben der Natur waren nicht durch eine weise Erziehung ausgebildet worden. Durch die strenge Zucht, unter der ihn sein unbiegsamer und stolzer Hofmeister, ein Graf Reventlau, hielt, entwickelte sich in dem Prinzen eine Abneigung gegen alles, was Ordnung hieß, und sein Gefühl für Freiheit artete in schrankenlose Ungebundenheit aus, sobald er sich von seinen Fesseln los fühlte. Verführer bemächtigten sich seiner, und ohne sich mit Regierungsgeschäften bekannt zu machen, vertiefte er sich in mancherlei Ausschweifungen. Man hatte nicht dafür gesorgt, ihm Achtung und Ehrfurcht gegen die Religion einzuflößen, und schon in den frühesten Jahren sprach er von derselben mit Unbesonnenheit und Hohn. Unbekannt mit den wahren Grundsätzen der Moral, gleichgültig gegen wahre Verdienste, ohne Festigkeit des Charakters, stund er jedem guten oder bösen Eindrucke offen, und unter seinen gewöhnlichen Gesellschaftern war niemand, der ihn zum Guten geleitet hätte.

Wie der Prinz, so der Regent. Mehr um sein Vergnügen, als um die Geschäfte bekümmert, die ihm als König oblagen, sah Christian mit flüchtigen Blicken über die wichtigsten Angelegenheiten des Staats hin; er empfand bald eine entschiedene Abneigung gegen jede Art von Geschäften, und versank nach und nach in eine unrühmliche Sorglosigkeit und Unthätigkeit. Um die vielen müßigen Stunden auszufüllen, wurden häufig Bälle, Redouten und andere Lustparthien veranstaltet, ein französisches Thea-

ter ward mit großen Kosten unterhalten, und schlechte Rathgeber und Gesellschafter fanden immer mehr Eingang bei dem Könige. Schon als Kronprinz hatte er sich mit der englischen Prinzessinn Karoline Mathilde, einer Schwester König Georgs des Dritten von Großbritannien, verlobt, und am achten September des Jahres ein tausend siebenhundert und sechs und sechzig wurde die Ehe wirklich vollzogen. Die liebenswürdige Prinzessinn erschien am Hofe geschmückt mit allen Reitzen der Jugend und Schönheit; ihr ganzes Wesen athmete so viel Leutseligkeit, Herablassung und Milde, und ihr seelenvoller Blick so viel Liebe und Wohlwollen, daß das Volk von ihr hingerissen ward. Der König selbst war ihr anfangs mit der innigsten Zärtlichkeit ergeben, allein nichts erkaltet so leicht, als die Liebe eines Wollüstlings, und Christian empfand keine andere für sie. Sobald die Leidenschaft gesättiget war, trat an die Stelle derselben Gleichgültigkeit und Vernachlässigung und nach seiner flatterhaften Gesinnung überließ sich der König wieder ausschweifenden Lustbarkeiten. Zu dieser ersten Kränkung, welche die junge, unerfahrne, mit Intriguen wenig bekannte Prinzessinn empfinden mußte, kam bald eine zweite.

Die verwittwete Königinn Juliane Marie, des Königs Stiefmutter, konnte nicht lange den Groll verbergen, den sie auf die junge Königinn geworfen hatte, weil diese ihren eigenen ehrgeitzigen Planen in den Weg zu treten schien. Juliane wünschte nemlich ihren Sohn Friedrich, den Abgott ihres Herzens auf den Thron zu bringen, oder wenigstens die dänische Regierung in ihre Hände zu spielen. Die schwache Leibesbeschaffenheit des Königes, die Ausschweifungen, welchen er sich von frühen Jahren an überlassen hatte, der merkliche Schaden, den seine Gesund-

heit dadurch erlitt, seine Abneigung gegen jede Beschäftigung; die geringe Achtung, welche seine Nation für ihn zeigte: dieß alles machte ihr Hoffnung zu einem günstigen Erfolge. Sobald es aber das Ansehen gewann, daß die junge liebenswürdige Königinn ihre ehrgeitzigen Absichten vereiteln könnte, ward sie aufgebracht gegen dieselbe; und als Mathilde am acht und zwanzigsten Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und acht und sechzig den Kronprinzen Friedrich (jetzigen König) gebahr, kannte Julianens Haß keine Grenzen mehr. Die ehrerbietigste Aufmerksamkeit, welche die gutmüthige Mathilde an den Tag legte, konnte die Königinn Juliane nicht besänftigen; sie erwies der jungen Fürstinn nur frostige Achtung, die der Wohlstand verlangte, ließ keine Gelegenheit vorbei, ihr mit einer beleidigenden Superiorität zu begegnen, und gab sich keine Mühe, die Verachtung gegen ihre Jugend und gegen ihren Mangel an Erfahrung zu verbergen.

2.

Reise des Königes. Partheyen am Hofe. Der Leibarzt Struensee.

Der König achtete wenig auf die Kränkungen, die seiner liebenswürdigen Gemahlinn widerfuhren. Hauptsächlich mit seinen Vergnügungen beschäftiget, schwärmte er von einer Lust zur andern, und um sich zu zerstreuen, unternahm er im Jahr ein tausend siebenhundert und acht und sechzig eine Reise nach Deutschland, Holland, Frankreich und England, die unermeßliche Summen erfoderte, und die Finanzen des Reichs in große Verwirrung brachte. Für jeden Monat waren fünfzig tausend Thaler ausgesetzt; die-

diese reichten aber zur Bestreitung des außerordentlichen Aufwandes lange nicht hin. Zu London kostete der tägliche Unterhalt des Königs und seines Gefolges sechstausend Thaler, ohne die ansenlichen Summen zu rechnen, welche der Ankauf englischer Waaren verschlang. Auch zu Paris bewies Christian eine Freigebigkeit, die einem weit größeren Reiche, als das seinige war, Ehre gemacht hätte. Er schenkte unter andern dem französischen Monarchen ein Kavallerie-Regiment, welches immer zu seinem Dienste bereit seyn sollte. Die Folgen einer solchen Verschwendung wurden bald sichtbar genug. Alle Ausgaben, welche dem Volke vorhin zu Gute gekommen waren, wurden eingestellt. Der Straßenbau, die Unterhaltung der königlichen Schlösser, die vorgehabte Vermehrung der Landmacht — alles ward durch die kostspielige Reise verhindert; das baare Geld gieng aus dem Lande, der Wechselscours mit Hamburg stieg auf das höchste, der Handel gerieth in Verfall, der Credit nahm ab.

Unter den Begleitern des Königs auf dieser Reise befand sich der Leibarzt Johann Friedrich Struensee, ein Mann von emporstrebendem Geiste, der die Gelegenheit, die ihm diese Reise darbot, sich die Gunst des Monarchen zu erwerben, nicht unbenutzt ließ. Er war der Sohn eines Predigers zu Halle im Magdeburgischen, der durch den Ruf seiner strengen Frömmigkeit und durch seine ascetischen Schriften von einem Predigtamte zum andern befördert wurde, und im Jahr ein tausend siebenhundert und ein und neunzig als dänischer Oberkonsistorialrath und Generalsuperintendent der Kirchen und Schulen in Schleswig und Holstein starb. Er gab seinem Sohne, dem die Natur eine angenehme Gestalt, einen scharfen Verstand und feurigen Geist verliehen hatte, eine gute

und gelehrte Erziehung, und ließ ihn zu Halle die Arzneiwissenschaft studiren. Jemehr der Jüngling heranreifte, um so mehr bemerkte man an ihm einen unternehmenden unruhigen Geist, den unbändigsten Ehrgeitz, einen überwiegenden Hang zum Vergnügen und eine allzufreie Denkungsart. Er kam mit seinem Vater als praktischer Arzt nach Altona, wurde Physicus der Herrschaft Pinneberg und der Grafschaft Ranzau, und erwarb sich sein reichliches Auskommen. Glück und Talent bahnten ihm den Weg an den Hof, und verschafften ihm nicht lange vor der Zeit, da der König seine Reise antrat, die Stelle eines königlichen Leibarztes. Sein ehrgeitziges Streben, sich bei dem schwachen Fürsten beliebt, und allmählich unentbehrlich zu machen, gelang ihm über alles Erwarten.

Als Christian im Jahr ein tausend siebenhundert und neun und sechzig von seiner Reise zurückkam, fand er den Hof in Partheyen getheilt. Kaltsinn und wirkliche Abneigung hatten unter der königlichen Familie immer mehr Wurzel gefaßt. Kabale und Zwietracht herrschten unter den Höflingen; Furcht und Mißtrauen stellte sich dem Patriotismus der Staatsmänner entgegen, und das Volk, das über die Unkosten, die des Königs Reise verursacht hatte, mißvergnügt war, wurde noch überdieß durch die Gährungen, die es am Hofe wahrnahm, unablässig beunruhiget.

Die Königinn Juliane war es vornemlich, welche alles aufbot, sich Einfluß zu verschaffen, und der Königinn Mathilde die Gunst ihres Gemahls völlig zu entziehen. Der Erfüllung ihres Wunsches machte das bis zur Unbehutsamkeit zwanglose Benehmen derselben kein sehr schweres Spiel. Mathilde kleidete sich auf ihren öftern Jagdparthieen als Amazoninn; sie gieng mit denen, die sie begleiteten, sehr

vertraulich um. Juliane versäumte es nicht, dem Könige, wie er noch auf seinen Reisen begriffen war, von einer unanständigen Verbindung, in welcher sie mit ihren Günstlingen leben sollte, Nachricht zu geben. Christian glaubte diese Beschuldigung seiner Gemahlinn um so leichter, je weniger er sich selbst von dem Vorwurfe, in allerlei Liebeshändeln sich herumzutreiben, frei wußte. Er behandelte nach der Rückkunft seine Gemahlinn mit Kaltsinn, und überließ sich ferner seinen ungeregelten Neigungen, ohne sich um Regierungsgeschäfte zu bekümmern. Sein Flattersinn, der auf nichts haftete, was nicht auf seine gewöhnliche unbedeutende Beschäftigungen Bezug hatte, verhinderte ihn, die bedenkliche Lage des Reichs zu erwägen, und vertilgte in ihm jede Empfindung, die ihn aufmerksam darauf hätte machen können. Um ihn her schwärmte beständig ein Haufen junger Leute, die ihm die Langeweile, welche ihn unter seiner Familie und in seiner Unthätigkeit verfolgte, nach allen Kräften zu verkürzen suchten, und die sich ihm dadurch immer unentbehrlicher zu machen wußten. Vornemlich aber war es der Leibarzt Struensee, an dessen Umgange der König jetzt so viel Gefallen fand, daß er an jedem Morgen, Mittag und Abend zu ihm kommen mußte.

Es war leicht vorauszusehen, daß Struensee nicht unterlassen würde, aus der Vorliebe des Königes jeden möglichen Vortheil zu ziehen. Weit entfernt, die Gewalt, welche er über den schwachen Monarchen hatte, blos auf die unbedeutenden Geheimnisse seines Privatlebens einzuschränken, suchte er sich vielmehr Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen, und es gelang ihm über Erwarten. In Kurzem war er am Hofe ein sehr bedeutender Mann, und alle, die ihr Glück zu machen wünsch-

ten,

ten, bewarben sich um seine Gunst. Selbst die Königinn Mathilde glaubte in ihm denjenigen gefunden zu haben, der das gute Einverständniß zwischen ihr und ihrem Gemahl wieder herstellen könnte. Sie lernte ihn näher kennen, als er im May des Jahres ein tausend siebenhundert und siebenzig ihrem Sohne die Blattern einimpfte. Als eine zärtliche Mutter verließ sie weder bei Tag noch bei Nacht das Bette des Prinzen, und Struensee mußte ihr bei ihren mütterlichen Verrichtungen beistehen. So brachte er täglich viele Stunden in ihrer Gesellschaft zu. Er hatte Verstand und Kenntnisse; seine Gespräche waren lehrreich und angenehm, und sein ganzes Wesen hatte etwas Anziehendes, welches auf das Herz der Königinn tiefen Eindruck machte. Sie fand Trost, und bald darauf auch Vergnügen in seinem Umgange. Ihre Unterhaltungen wurden immer vertraulicher und wichtiger. Sie glaubte endlich seiner Ergebenheit völlig versichert zu seyn, und den Mann an ihm gefunden zu haben, der ihr bei der Ausführung ihrer Plane von großem Nutzen seyn könnte. Struensee kannte den König zu gut, und hatte zu viel Vertrauen auf seinen Einfluß, als daß er nicht hätte hoffen und versprechen sollen, der Königinn mit dem besten Erfolge zu dienen, und sich dadurch einen neuen Weg zu ihrer Gunst zu eröffnen. Er widmete sich ganz ihren Absichten und sie hatte wirklich an ihm einen Mann, der sie mit Einsicht, Ueberlegung und dem schnellsten Erfolge darinn leitete. Der König wurde völlig gewonnen; er änderte sein Betragen gegen die Königinn ganz, und erwies ihr ein Vertrauen, das sie bestens zu benutzen wußte.

Als die Impfung glücklich vorüber war, erhielt Struensee die Aufsicht über die Erziehung des Prinzen, und dieß verschaffte ihm ferner Gelegenheit, die

Königinn

Königinn täglich zu sehen. Von der Zeit an schien Mathilde den edlen Anstand, die reitzende Sittsamkeit, welche sie noch mehr als ihre Schönheit zierten, aufzugeben; sie überließ sich Uebungen und Zerstreuungen, die nur zu leicht diese Tugenden zurückzusetzen pflegen. Ihr jugendliches Alter kannte keine Vorsicht; ihr gutes Herz machte sie vor der Welt unbesorgt, und ihr lebhaftes Gemüth rieß sie über Schranken hinweg, die sie nie, wenn ihr guter Ruf ihr lieb war, hätte überschreiten sollen. Der schwache König hatte zu wenig Kraftgefühl, um sie auf den Irrweg, auf den sie gerieth, aufmerksam zu machen.

3.

Große Veränderungen am dänischen Hofe. Struensee als Minister.

Es ereigneten sich jetzt schnell hinter einander am dänischen Hofe Veränderungen, die nicht nur im Königreiche selbst, sondern auch im Auslande allgemeine Verwunderung und Erstaunen erregten. Struensee's weitaussehende Plane giengen auf nichts geringeres, als die ganze königliche Gewalt in seine und der Königinn Hände zu spielen. Dazu aber war vor allem nöthig, daß sie sich der Person des Königs völlig versicherten. Sie sonderten ihn deswegen von aller Gesellschaft ab, weil sie wußten, daß seine Entschlüsse das Werk derjenigen waren, die ihn umgaben. Ein Freund und Vertrauter Struensee's, der Graf Brand, bekam als Director des französischen Schauspiels und aller übrigen Hofbelustigungen den Auftrag, alles zu erfinden, womit der König die Tage seines Lebens angenehm vertändeln konnte. Diese flatterhafte Lebensart hatte mit den Neigungen

des

des schwachen Fürsten, dessen Geisteskräfte immer mehr abnahmen, zu viel Aehnlichkeit, als daß er nicht einen besondern Gefallen daran hätte finden sollen.

Die ersten Männer des Staats verloren jetzt, nicht nur ihren Einfluß, sondern auch ihre Würden und Aemter. Unter diesen traf zuerst die Reihe den hochverdienten Grafen Bernstorf. Der König hatte ihm schon seit einiger Zeit sein Vertrauen entzogen, und er konnte sich es nicht verbergen, daß es seinen Feinden gelingen würde, ihn von seinem Posten zu verdrängen. Entschlossen, den Staat, dem er acht und dreissig Jahre gedient hatte, nicht freiwillig zu verlassen, sondern sein Schicksal ruhig zu erwarten, hatte er sich an einem Abend zur Arbeit niedergesetzt, als er das Schreiben empfieng, worinn ihm der König in sehr gnädigen Ausdrücken für seine Dienste dankte, und ihm einen jährlichen Gehalt von sechs tausend Thalern aussetzte, aber auch zugleich ihn den Staatsgeschäften entzog. Er las es mit ernsthafter Stille, und stand mit einem Blick des Schmerzens auf. „Ich bin, sprach er zu dem einzigen Zeugen dieses prüfenden Augenblicks, mit einem gesetzten und bescheidenen Tone, ich bin meines Amtes entsetzt, und fügte mit gen Himmel erhobenen Augen hinzu: Allmächtiger, Segne dieß Land und den König." — So fiel dieser große Staatsmann, in welchem Dänemark einen einsichtsvollen und stets wachsamen Minister gehabt hatte, und dessen Andenken ihm ewig schätzbar und verehrungswürdig seyn wird. Bald nach ihm wurden auch die übrigen Staatsminister ihres Amtes entlassen.

Struensee stieg nun schnell von einer Stufe der Ehre, des Ansehens und der Macht zur andern. Er wurde Staatsrath, Konferenzrath und

im

im Julius des Jahres ein tausend siebenhundert und ein und siebenzig Graf und Kabinetsminister, das heißt: er erhielt Vollmacht, alle Befehle, die unmittelbar vom Könige selbst kamen, auszufertigen, ohne daß diese vorher durch den Staatsrath oder die Regierungskollegien gegangen wären. Diese Befehle wurden Kabinetsordres genannt, und es wurde zugleich bestimmt, daß eine solche von Struensee ausgefertigte Kabinetsordre eben so gültig seyn sollte, als wenn der König sie selbst unterschrieben hätte. Nunmehr war also Dänemarks Schicksal ganz in Struensee's Händen. Die monarchische Gewalt hatte allen Zwang abgeschüttelt, und befand sich in den Händen desjenigen, der ihr die Richtung gab. Eine junge Fürstinn von zwanzig Jahren, ein Mann von niedriger Geburt, einige junge Leute ohne Ansehen hatten dieses große Werk unternommen, und in einigen Monaten ausgeführt. Die ersten Staatsbeamten waren von ihren Stellen herabgestürzt, und eine unbeschreibliche Furcht ergrief alle Gemüther. Gänzlich vernichtet schien jetzt der Einfluß der Königin Juliane, und sie mußte von dem Schlosse Friedensburg, das ihr und ihrem Sohne zur Wohnung angewiesen worden war, dem Sturme ruhig zusehen. Alles, was sie jetzt thun konnte, bestund darinn, daß sie denjenigen, welche die verderblichen Schläge getroffen hatten, bei jeder Gelegenheit mit den größten Bezeugungen des Mitleids und der Freundschaft begegnete.

Wenn es ein dreistes Unternehmen war, daß ein Mann, der bisher ganz andere Studien als Staatswissenschaften getrieben hatte, auf einmal die Lenkung der Geschäfte eines Königreichs unternahm, so möchte dieß, wo nicht gerechtfertigt, dennoch entschuldigt werden können, wenn er sich der Macht,

die

die ihm der König gab, weise, wohlthätig und mit Mäßigung bedient hätte. Das aber that Struensee nicht. Er bemühte sich so wenig, die Liebe der Nation zu gewinnen, daß er nicht einmal ihre Sprache lernen wollte, sondern verlangte, daß die Dänen alle Bittschriften und Vorstellungen an den König in deutscher Sprache einliefern sollten. Seine Staatsverwaltung im Innern war gewaltsam, und die Quelle vieler Unordnungen. Außerdem, daß durch ihn Männer fielen, welche der Stolz der Nation und die Beförderer ihrer Wohlfahrt waren, unternahm er, vermittelst rascher Entschließungen, Veränderungen in allen Reichskollegien, in der Verfassung des Stadtmagistrats in Kopenhagen, und in andern öffentlichen Einrichtungen. Die erledigten Stellen besetzte er zum Theil mit jungen, mit der dänischen Verfassung zu wenig bekannten Ausländern, denen weder Stand noch vornehme Verbindungen ein Ansehen gaben. Struensee so wenig, als sein mit ihm erhobener Freund Brand beobachteten jene kluge Mäßigung, welche die Umstände foderten. Ihre Gleichgültigkeit und Spötterey gegen die Religion und deren Gebräuche, unter einem Volke, das durch lauter fromme Könige gelernt hatte, sie zu achten; die Verwerfung der Landessprache, das Vernichten von Gesetzen und Sitten, welche die Einfachheit oder Biederkeit des dänischen Volkes geheiliget hatte; dieses und so manches andere, das ohne nöthige Rücksicht auf Zeit und Ort rasch unternommen wurde, erregte bald einen allgemeinen Unwillen gegen diese Fremdlinge, die eigentlich keinen Theil der Staatskraft sich anzueignen verstanden hatten. Am meisten war der Adel gegen Struensee aufgebracht, da er recht sichtbar dahin arbeitete, denselben zu erniedrigen, ihn von der Hauptstadt

stadt entfernt zu halten, und ihm sein erbliches Recht auf Aemter zu entziehen, ohne zu bedenken, daß der Adel, der seine Freiheiten alle Tage sich vermindern sah, die wirksamsten Plane zu seinem Sturze schmiedete. Die Preßfreiheit, die Struensee begünstigte, schleuderte gegen ihn die giftigsten Pfeile; jeder Tag sah neue Schmähungen und neue Satyren gegen ihn entstehen. Die Kühnheit gieng so weit, daß der König und die Königinn selbst auf das verwegenste darinn angegriffen wurden; die königliche Würde ward für die Nation ein Gegenstand des Hohns und der Verachtung. Der König selbst vergaß immer mehr allen Anstand, zerstreute sich mit Belustigungen, die weit unter ihm waren, und blieb um alles, was bei seinem Hofe geschah, äusserst unbesorgt, und seine Gemüthskräfte schienen immer mehr abzunehmen.

Als die Königinn von einer Prinzessinn entbunden wurde, verbreiteten sich die ärgerlichsten Spöttereyen, und immer lauter wurde die Stimme des Unwillens gegen einen Emporkömmling, der sich so wenig zu mäßigen wußte. Die vielen Leute, die durch ihn Aemter und Brod verloren hatten, waren aufs heftigste gegen ihn erbittert, und nährten die allgemeine Unzufriedenheit. Bald äußerten sich unruhige Bewegungen unter verschiedenen Ständen. Es waren dreihundert Matrosen aus Norwegen gekommen, die zu einer Unternehmung gegen Algier gebraucht werden sollten. Sie mußten sechs Wochen in Kopenhagen bleiben, ohne Geld zu bekommen. Von Verzweiflung getrieben giengen viele von ihnen nach dem Lustschlosse Hirschholm, wo sich Struensee mit dem Hofe aufhielt, mit dem Vorsatze, entweder Geld zu holen oder sich zu rächen. Der König und die Königinn waren gerade auf der Jagd, als sie

an-

ankamen; ein Generaladjutant gieng ihnen entgegen, und befragte sie um den Anlaß ihrer Beschwerden. „Wir wollen zu unserm Vater, (so nannten die Norweger den König), der muß uns anhören und helfen.“ Gegen Dragoner, die man ihnen entgegen stellte, setzten sie sich zur Wehre, und sie ließen sich nur durch das Versprechen, daß man ihren Beschwerden abhelfen würde, besänftigen. Das Versprechen wurde gehalten, aber die unruhigen Bewegungen hörten nicht auf. Die Arbeiten im Hafen wurden eingestellt, und unter beunruhigenden Drohungen verlangte man Verbesserungen des Gehalts und Erleichterung. Immer lauter murrten die Bewohner der Residenz über Struensee's gewaltsame Reformen, und die Königinn Juliane unterließ nicht, durch geheime Agenten die Unzufriedenheit zu nähren. Man beschuldigte den Minister geradezu der Absicht, den Adel durch Leute von niedriger Abkunft zu verdrängen; man schrieb sein schnelles Emporkommen einer unanständigen Verbindung mit der jungen Königinn zu; man scheute sich nicht, die immer sichtbarere Schwäche des Königes für die Wirkung einer schädlichen Arznei zu erklären.

Als Struensee gewahr wurde, daß die öffentliche Stimme immer lauter gegen ihn sich aussprach, verlies ihn die Fassung. Voll unruhiger Ahnungen warf er sich zu den Füßen der Königinn, und bat sie inständig, ihm zu erlauben, einen Hof und ein Land zu verlassen, wo ein allgemeiner Unwille ihn verfolge. Noch lebhafter stellte er ihr ihre eigene Gefahr vor, wenn sie ihn zu bleiben nöthigte. Er führte ihr auf das nachdrücklichste zu Gemüthe, daß sie keine Unterstützung von ihrem Gemahl zu hoffen hätte, wenn ihre häufigen Feinde sich rächen wollten. Allein die Königinn verwarf seine Vorstellungen mit

eben

eben so viel Feuer, als er sie gethan hatte, und sagte endlich: „Bleiben Sie, oder Sie zwingen mich zu einem Schritte, der mein Schicksal oder mein Verderben entscheiden wird.“ Er kannte ihren Muth, er zitterte und fügte sich dem Willen der Königinn, welcher er schwören mußte, dem gemachten Vorschlage auf immer zu entsagen.

4.

Struensee's gefahrvolle Lage. Vorboten einer nahen Empörung.

Alle Schritte, die Struensee that, wurden von seinen Feinden beobachtet, und mit Vergnügen sahen sie, daß er allmählich die Haltung verlor. Seine Furcht verrieth sich durch die Maaßregeln, die er traf. Mit Verwunderung sah man, wie einige hundert Dragoner alle Plätze um das königliche Schloß zu Hirschholm, wo sich der Hof den ganzen Sommer über aufhielt, besetzen mußten; ein ganz neues Schauspiel für die Dänen, denn noch niemals hatten sich ihre Könige auf ihren Lustschlössern so genau bewachen lassen. Wenn die königlichen Herrschaften sich öffentlich sehen ließen, und das geschah immer nur in Struensee's Gesellschafft, so waren sie von einer großen Wache Reuter umgeben, und auf allen öffentlichen Plätzen und außen vor den beiden großen Schloßpforten hielten Reuter mit bloßen Säbeln. Kam der Hof zuweilen in die Stadt, so wußte man nie, durch welches Thor er kommen würde; der Befehl wurde immer erst im Augenblicke der Einfahrt gegeben. Mit großer Eile schickte man die norwegischen Matrosen, denen man nichts Gutes zutraute, in ihr Land zurück. Veränderungen, die Struensee

ensee kühn begonnen hatte, ließ er jetzt unausgeführt, angesetzte Entlassungen wurden zurückgenommen, und in den Verordnungen herrschte ein weit milderer Ton. Personen, die der Minister vorher verachtet hatte, liebkosete er jetzt, und andern, die er fürchtete, schmeichelte er.

Da der König der Spielball derjenigen war, die ihn umgaben, so wurde er aufs genaueste bewacht. Struensee hoffte vor allen bedenklichen Angriffen so lange sicher zu seyn, als es ihm gelingen würde, seine Feinde von der Person des Monarchen entfernt zu halten. Er sah die äußerste Zerrüttung seines Verstandes zu wohl ein, um nicht zu erwägen, daß nichts leichter wäre, als seine Denkart in einem Augenblicke umzustimmen, und ihn zu den gefährlichsten Maaßregeln gegen diejenigen zu verleiten, die bei ihm Gehör finden würden. Der Aufenthalt auf dem Lande wurde daher verlängert; der König war nie ohne die Vertrauten seiner Gemahlinn oder des Ministers; sie mußten ihnen alle seine Reden hinterbringen, und nur in ihrer Begleitung durfte er das Schloß verlassen. Ein junger Mohr und eine kleine Mohrinn von zehen Jahren waren zu dieser Zeit seine gewöhnlichste Gesellschaft. Keine Statüe im Garten, kein Fenster im Schlosse, kein Stuhl in den Zimmern war bei ihren lärmenden Spielen sicher.

Als die spate Jahreszeit den Hof nöthigte, das Lustschloß Hirschholm zu verlassen, fand es Struensee bedenklich, in die Hauptstadt zu gehen, wo die Königinn Juliane und der Prinz Friedrich ihren Winteraufenthalt bezogen hatten. Er beredete den König, einige Tage zu Friedrichsberg, einem kleinen Schlosse, eine Viertelmeile von Kopenhagen entfernt, zu bleiben. Bevor man an den Ort selbst gieng, wo die Feinde versammelt waren, wollte man erst

die

die Wirkung einer Unternehmung abwarten, von der man viel für eigene Sicherheit hoffte. Man wollte nemlich das Regiment der Fußgarde zuvor aufheben, dessen Treue dem Minister verdächtig schien. Der Befehl dazu wurde am ein und zwanzigsten December gegeben, und zween Tage darauf vollzogen.

Ein Officier kündigte den versammelten Kompagnien die Absicht des Königs an, das Regiment aufzuheben, und die Soldaten unter andere Bataillons zu vertheilen. Ein allgemeines Murren von Glied zu Glied gieng bald in lautes Geschrei über, und die Soldaten verlangten entweder eine unbedingte Entlassung, oder sie wollten ein neues Korps errichtet haben, in welchem sie alle ohne Ausnahme aufgenommen seyn wollten. Vergebens stellten ihnen die Officiere vor, daß sie den Befehlen des Königs gehorchen müßten; weder Ueberredungen noch Drohungen konnten sie bewegen, in ihren Gliedern zu bleiben und ihre Entlassung nicht zu verlangen. Mit schröcklichem Geschrei traten sie aus einander, und stießen drohende Reden aus. Als die benachbarten Wachen herbeigerufen und ihnen nachgeschickt wurden, kannte ihr Zorn keine Grenzen mehr. Sie zogen ihre Degen gegen die Soldaten, die sie gefangen nehmen sollten; Blut begann von allen Seiten zu fließen, und Unruhe und Schrecken wurden allgemein. Das bebende Volk floh vor den Wüthenden, und niemand durfte sich dem Kampfplatze nähern. Man gab Befehl zur Bewaffnung der Besatzung; die entfernten Wachen kamen zusammen; man kämpfte von neuem. Eine kleine Anzahl der Mißvergnügten ward gezwungen, sich zu ergeben, aber eine Kompagnie eilte gerade nach Friedrichsberg, wo sich der Hof aufhielt; die übrigen giengen auf ihre Posten im königlichen Schlosse, und verschanzten sich so

gut

gut als möglich. Der Kommandant hatte dem Grafen Struensee aufs schleunigste von diesem bedenklichen Aufruhr Nachricht gegeben, und die Bestürzung bei Hofe war die größte. Der Augenblick war entscheidend, und nur Nachgiebigkeit konnte die Ruhe wieder herstellen. In aller Eile setzt Struensee ein Dekret auf, wodurch der König den Mißvergnügten in Allem nachgiebt. Mit Ungestümm verlangten diese, den König selber zu sehen, und sie verbanden sich durch die schröcklichsten Schwüre, eher zu sterben als einander zu verlassen. Erst um ein Uhr des Morgens gaben sie ihre Waffen zurück und giengen aus einander, aber nur nachdem sie einen vollkommenen Sieg erhalten hatten. Sie bekamen alle ihren förmlichen Abschied, von der eigenen Hand des Königs unterschrieben, drei Thaler an Geld, ihre ganze Uniform und Lossagung von allen Vorschüssen, welche ihnen die Kriegskasse geleistet hatte. Jeder gieng mit diesen Siegeszeichen ruhig nach Hause, und die Nacht verfloß ohne weitern Lärm. Den andern Tag in der Frühe verließen ohngefehr vierhundert von ihnen die Stadt; sie riefen in allen Straßen ihren Mitbürgern ein rührendes Lebewohl zu, und dieser Auftritt machte einen tiefen Eindruck auf das Volk. Es lief überall zusammen, der Zug ward immer zahlreicher, die Bürger warfen den Soldaten Geld zu und trösteten sie; die Matrosen liefen herum, und ihr wildes Freudengeschrei erscholl in allen Straßen. Das Getümmel erhitzte die Gemüther, man hörte überall Klagen und Flüche, und alles drohte Empörung. Der Kommandant der Stadt erschien in Begleitung vieler Officiere um den Tumult zu unterdrücken, aber man rieß ihn vom Pferde, und warf ihn in Koth. Die Officiere wurden gemißhandelt, einige verwundet. Die abgedankten Soldaten nahmen an diesen Ausschwei-

schweifungen keinen Antheil, und kamen endlich aus der Stadt; das Volk tobte noch einige Stunden und erst gegen Abend ward es ruhig; es verlief sich und die Nacht verfloß ohne weitere Bewegung.

Auf Struensee's Gemüth machte dieser bedenkliche Auftritt, der seine Furchtsamkeit deutlich genug verrieth, einen tiefen Eindruck. Er ward immer unentschlossener und furchtsamer, und seine Lage war eben so traurig als gefährlich. Indessen sah er wohl ein, daß es für ihn äußerst wichtig wäre, die Sorgen, welche ihn drückten, vor den Augen seiner Feinde zu verbergen, und ihre Schritte selbst zu beobachten. Er glaubte daher, daß die Rückkehr des Hofes nach der Residenz nicht länger verschoben werden könnte. Dieser Plan mißfiel der Königinn sehr; es war, als wenn eine geheime Vorempfindung sie das entsetzliche Schicksal voraussehen ließ, welches ihr bevorstund. Endlich gab sie aber doch Struensee's wiederholten Bitten nach, und entschloß sich, nach Kopenhagen zu gehen. Da man es sich aber nicht verbergen konnte, daß ein neuer Aufruhr von den bedenklichsten Folgen seyn würde, so wurden die ernsthaftesten Anstalten getroffen, um solche Auftritte zu vermeiden. Die Wache im Schlosse und am Zeughause wurde verdoppelt, Kanonen wurden an mehreren Orten aufgepflanzt, und jedes Regiment erhielt sechstausend Patronen.

Solche Vorkehrungen waren keineswegs im Stande, der herrschenden Parthey Sicherheit zu verschaffen; sie verriethen das ängstliche Bewußtseyn, daß man sich an der Nation vergriffen habe. Man sah auch die Regierung allen bisherigen Reformationsplanen entsagen, und ihre Maaßregeln nach den gegenwärtigen Besorgnissen umstimmen. Die königliche Würde fiel in Verachtung, die Gewalt wurde

verlacht, das Ansehen des Ministers schien ein bald vorübergehender Traum. Man bedauerte den König, man wollte die Königinn hassen, aber wenn man sie sah, so vergaß man Verdruß und Zorn. Alle Gemüther waren in Gährung, besonders in der Residenz, aber niemand sah noch, wohin es führen und wie es enden würde. Man hörte viele Reden, aber keinen Entschluß; man sah viele Rotten, aber kein Haupt; viele Erbitterung, aber keinen Muth; viele Gedanken, aber keinen Plan. Struensee's Feinde waren häufig, aber es fand keine Verbindung unter ihnen statt. Der Haß erfüllte die Herzen, aber die Furcht hielt ihn im Zaum.

5.

Verschwörung gegen die Königinn und gegen Struensee. Gefangennehmung derselben.

Es verbreitete sich um diese Zeit das Gerücht, nicht nur in der Residenz, sondern selbst über die Grenzen des Reichs, daß die Königinn an einem Tage, den das Gerede sogar angab, sich zur Regentinn des Reichs erklären, des Königs scheinbare Macht ganz vernichten, und Struensee zum Mitregenten ernennen würde. Man sprach auch viel von einem kostbaren Wagen, welchen, um diesen Tag feierlich zu machen, die Königinn für Struensee verfertigen ließe.

Solche Gerüchte mußten besonders auf die verwittwete Königinn Juliane einen tiefen Eindruck machen, je größer ihr Haß gegen die herrschende Parthey war, und je schmerzlicher sie es empfand, daß sie allen Einfluß verloren hatte, und daß ihre mütterlichen Wünsche für ihren geliebten Sohn unerfüllt blie-

blieben. Lange schon auf Rache, und auf den Sturz des verhaßten Emporkömmlings sinnend, suchte sie sich mit Männern zu verbinden, die Muth und Entschlossenheit hätten, das Ruder des Staats demjenigen zu entreissen, gegen den sich die öffentliche Stimme so laut erklärte. Ein erwünschtes Werkzeug zur Ausführung ihrer Plane fand sie an dem Obersten Köller, dem Befehlshaber eines Garnisonsregimentes zu Kopenhagen, einem Manne von tapferm Muthe, festem Geist und großem Ehrgeitze, der überdieß einen tödtlichen Haß gegen den Minister in seinem Herzen trug. Durch lockende Versprechungen und die schmeichelhaftesten Lobsprüche gewann Juliane auch den Grafen Ranzau, der von Struensee zum Statthalter von Norwegen ernannt war, unter dem Vorwande des Podagra aber in der Hauptstadt zurückblieb. An beide schloß sich der Oberste Eichstädt an, ein Mann von sehr mittelmäsigen Eigenschaften, der aber die Dragoner der Besatzung unter seinem Befehl hatte, und daher zur Sicherheit der ganzen Unternehmung um so nöthiger war, da man auf die andern Chefs der Truppen, die ihre Stellen durch Struensee erhalten hatten, keine Rechnung machen konnte.

Sobald die nothwendigsten Verabredungen getroffen, und die Rollen vertheilt waren, wurde zur Ausführung geschritten. Es war Zeit daß man eilte, denn so geheim auch alle Vorkehrungen getroffen wurden, so konnten sie doch Augen, welche auf solche Nachforschungen geübt waren, nicht gänzlich entgehen. Einige fremde Minister fiengen an einigen Argwohn zu schöpfen, allein noch ehe sie etwas zur Rettung der Unglücklichen beitragen konnten, war der Schlag bereits geschehen. Den siebenzehenten Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und zwei und

 sieben-

siebenzig war dazu bestimmt, dem Könige seine Gemahlinn und seine Freunde gewaltsam zu entreissen, und ihn einer weit härteren Vormundschaft auf immer zu unterwerfen, einer jungen Fürstinn alle Freuden des Lebens zu rauben, und an einem verhaßten Minister blutige Rache zu nehmen.

Ein Maskenball, der am sechzehenten Januar bei Hofe gegeben wurde, erleichterte die Ausführung der Anschläge, die man wider die junge Königinn und ihre Freunde gefaßt hatte. Das Regiment des Obersten Köller hatte an diesem Tage die Wache im Schloß. Es war kein anderes Korps in der ganzen Besatzung, auf welches die Verschwornen sich besser hätten verlassen können, und der Ball gab Gelegenheit, alles gehörig vorzubereiten. Als die Nacht eingebrochen war nahmen die Belustigungen ihren Anfang, und die Königinn Mathilde überließ sich noch mit dem sorglosesten Vertrauen der Zerstreuung, welche die Gelegenheit darbot. Um ein Uhr nach Mitternacht tanzte sie noch zur Beendigung des Balles mit dem Prinzen Friedrich; die vornehmsten ihrer Anhänger hatten noch die Ehre, mit dem Könige zu spielen. Die letzten Freuden, welche die Unglücklichen genossen.

Als der Ball zu Ende war, eilte jedermann zur Ruhe, und im ganzen Schlosse herrschte eine öde Stille. Aber kaum hatte die Glocke drei geschlagen, so ließ Köller in der Stille alle Officiere in das Innere des Schlosses kommen, erklärte ihnen, daß er vom König Befehl habe, die Königinn in Verhaft zu nehmen, und verlangte, sie sollten ihm folgen. Die Wichtigkeit des Befehls, der Nachdruck, mit dem er seinen Vortrag an sie gemacht hatte, seine Kälte und die Heiterkeit, mit der er sprach, überraschte die Officiere so sehr, daß keiner daran dachte, den

Befehl

Befehl sehen zu wollen, welches den ganzen Plan vereitelt haben würde. Die Officiere folgten ihm, und der Oberste Eichstädt ließ mit seinen Dragonern das Schloß ringsum besetzen. Ranzau eilte mit der Königinn Juliane und dem Prinzen Friedrich in das Schlafzimmer des Königes, und zog die Vorhänge am Bette mit einigem Geräusch auf, welches den Schlafenden erweckte und beunruhigte. Ohne ihn seiner Sinne mächtig werden zu lassen, betäubte man ihn durch die Eröffnung, sein Reich und seine Krone seyen in Gefahr. „Welches Unglück, rief der König voll Schrecken, was ist zu thun? wohin soll ich mich flüchten? Rathen, helfen Sie mir!“ — „Unterschreiben Sie diese Befehle, entgegnete Ranzau, dann ist mein König und sein Haus gerettet.“ Christian nahm die Feder, ließ sie aber fallen, als er den Namen seiner Gemahlinn erblickte. Es schien als wenn dieser Name, der ihm sonst so gleichgültig war, ihm in diesem Augenblicke die längst verlornen Kräfte seines Geistes wieder gab. Mit Gewalt wollte er aufstehen, aber man hielt ihn zurück, und betäubte ihn so sehr durch Vorstellung der drohendsten Gefahren, daß er, von Angst überwältiget, mit zitternder Hand die ihm vorgelegten Befehle unterzeichnete, worauf Ranzau sogleich zur Vollziehung derselben eilte. Bald darauf schrieb Christian auch an seine Gemahlinn, daß er ihr Schicksal beklage, daß er auf ewig von ihr Abschied nehme, und ihr übrigens eine christliche Reue wünsche.

Ohne die Befehle zur Verhaftnehmung abzuwarten, hatte sich der Oberste Köller zu Struensee begeben, der seine Wohnung im Schlosse hatte. Köller ließ die ihn begleitenden Officiere in einem Nebenzimmer, und trat allein in das Schlafzimmer des Ministers. Durch das lärmende Eintreten desselben

erweckt,

erweckt, fragte ihn Struensee mit Schrecken und Verwunderung, als er ihn erkannte: in wessen Namen er zu einer so ungewönlichen Stunde zu ihm komme? — „Sie werden es bald hören, erwiederte Köller im stolzen Tone, stehen Sie auf.“ Er ergrief ihn beim Halse, und schüttelte ihn so heftig, daß er alle Fassung verlor. Der erschrockene Minister war so betäubt, daß ihm aller Muth entsank. Ohne Widerstreben ließ er sich gefangen nehmen, und in die Citadelle von Kopenhagen bringen. Dasselbe Schicksal traf auch den Grafen Brand, den Justizrath Struensee, einen Bruder des Ministers, den Leibarzt Berger, den Kammerherrn und Obersten Falkenskiold, den auch als Schriftsteller rühmlichst bekannten Justizrath Sturz, und verschiedene andere, die man alle für Mitschuldige hielt. Sie wurden in verschiedene Gefängnisse gebracht, und strenge bewacht.

Zu eben der Zeit, da Struensee verhaftet wurde, hatte sich Ranzau mit dem Obersten Eichstädt und verschiedenen Officieren zu der Königinn Mathilde begeben. Als sie das Getöse in ihrem Vorzimmer hörte, rief sie ihren Kammerfrauen, die erschrocken hereintraten und bei den Fragen ihrer Gebieterinn verstummten. Die beängstigte Fürstinn steht auf, und will die Ursache ihrer Unruhe erfahren; eine sagt ihr endlich, daß der Graf Ranzau mit einigen Officieren in ihrem Vorzimmer ist, und sich im Namen des Königes bei ihr ansagen läßt. „Ranzau, im Namen des Königes! ruft sie aus: geschwind lauft zu Struensee.“ Man antwortet ihr, er wäre bereits gefangen und in Sicherheit gebracht. „Verrathen, verloren, auf ewig verloren!“ schreit sie mit heftigem Schmerz. Dann geht sie selbst den Verschwornen halb angezogen und entschlossen entgegen.

„Ehe

„Ehe ich den König gesehen habe, rief sie, ergeb' ich mich nicht. Laßt mich zu ihm; ich will ich muß mit ihm reden. Ranzau hält sie auf, und liest ihr den Befehl des Königs vor. Sie ergreift das Papier, und nachdem sie es gelesen, wirft sie es verächtlich auf den Boden und ruft: „ich erkenne an dieser Handlung die Verräther und den König; aber Befehlen, welche die schändlichste Verrätherey seiner Thorheit entrieß, gehorcht keine Königinn." Indem sie aus dem Zimmer will, wird Ranzau heftig, und verwandelt seine Vorstellungen in Drohungen. Sie schreit um Hülfe, aber niemand kommt herbei. Ganz allein wider bewafnete Leute, von Zorn entflammt, von der Verzweiflung hingerissen, läuft die unglückliche Fürstinn zu einem Fenster, reißt es auf, und will sich herabstürzen. Ein Officier ergreift sie; sie packt ihn bei den Haaren, reißt ihn zu Boden, und kämpft mit gleicher Wuth gegen einen zweiten. Kraftlos fiel sie endlich in die Arme eines andern. Kaum war sie wieder zu sich selbst gekommen, so nöthigte man sie, sich in einem Nebenzimmer anzuziehen, und Ranzau führte sie zu dem Wagen, worinn sie nach der Festung Kronenburg gebracht werden sollte. Zween Officiere stiegen mit ihr ein, und der eine mit entblößtem Degen; nur eine ihrer geringsten Dienerinnen begleitete sie. Dreissig Dragoner umringten den Wagen; ihm folgte ein anderer, und darinn die kleine Prinzessinn Louise, eine Hofdame und eine Amme. Die Königinn blieb, vom Schmerze gebeugt, im tiefsten Stillschweigen; der Anblick des Schlosses Kronenburg rieß sie endlich aus ihrer Betäubung. „Gott, rief sie heftig aus, es ist um mich geschehen, der König verläßt mich." Die Kniee sanken unter ihr auf der Treppe, und man trug sie in ihr Schlafzimmer. Sie hört die

Stim-

Stimme ihrer Tochter, und fliegt zu ihr: „Auch du hier, unschuldiges, liebes Geschöpf? O so ist deine arme Mutter nicht ganz unglücklich.“ Ein wohlthätiger Thränenstrom erleichterte ihr gepreßtes Herz.

Die Königinn Juliane und der Prinz Friedrich waren inzwischen beim Könige geblieben, und sie verließen ihn nicht eher, als bis sie von der glücklichen Ausführung des ganzen Komplotts benachrichtiget worden waren. Sie besorgten, Graf Ranzau möchte vom Mitleiden gegen die Königinn dahin gerissen, und dadurch der ganze Racheplan vereitelt werden. Mit der Schwäche des Königes aufs genaueste bekannt, mußten sie befürchten, sein ganzer Zorn würde auf sie beide fallen, wenn er seine Gemahlinn zu sehen bekäme, denn niemand konnte das Herz so leicht in Bewegung setzen als diese Fürstinn, der König aber haßte seine Stiefmutter und seinen Halbbruder von ganzem Herzen. Um so größer war daher ihre Freude, als ihnen gemeldet wurde, die Königinn sammt dem Minister und ihren Getreuen seyen in sichere Gewahrsam gebracht worden.

6.

Verurtheilung und Hinrichtung der Grafen Struensee und Brand.

Als beim Anbruch des Tages die Kunde von diesen großen Ereignissen sich durch die Stadt verbreitete, erregte sie allgemeines Erstaunen. So sehr man die unglückliche Königinn bedauerte, so viel Freude erregte Struensee's Fall, denn er hatte sich, theils durch die gesetzwidrige Macht, die er sich angemaßt hatte, theils durch seine häufigen und gewaltsamen Neuerungen, wodurch viele Beamte, ohne

etwas

etwas versehen zu haben und ohne vorhergegangenes Urtheil plötzlich verabschiedet wurden, theils durch die Verachtung, die er gegen Nation, Sprache und Sitten bewies, allgemein verhaßt gemacht. Die Häupter der Verschwörung sorgten übrigens dafür, daß der ganze Vorfall in Dunkel gehüllt wurde. Der König glaubte, alles sey nach dem Willen des Volks geschehen, und das Volk ließ sich bereden, daß alles auf Befehl des Königs veranstaltet worden sey. Bezahlte Aufwiegler vertheilten sich unter dem zusammen gelaufenen Pöbel, brachten einige Rotten zusammen, und führten sie vor das königliche Schloß. Der König, die Königinn Juliane und der Prinz Friedrich zeigten sich auf einem Altane; erkaufte Stimmen stießen ein Freudengeschrey aus, angestiftete Matrosen vermischten damit ihr wildes Jauchzen. Man hörte die Namen Friedrich und Juliane, allein man hörte nicht das Volk sie wiederholen; der Auftritt war kalt und unbeseelt.

Um Mittag ward ein anderes Schauspiel gegeben. Der König mußte mitten in dem Getümmel des lärmenden Pöbels und unter Auftritten roher Ausgelassenheit, in der prächtigsten Kleidung, mit vielem Schmucke geziert, in einem sechsspännigen Gallawagen, in der verhaßten Gesellschaft seines Halbbruders, durch alle Straßen fahren. Einige bezahlte Schwärmer stellten sich, als wollten sie seinen Wagen ziehen; der König sah alles starr und lachend an, und der Prinz Friedrich winkte aus allen Kräften jedermann Huld und Gnade zu. Der Pöbel, welcher sich noch eine zeitlang seiner Wildheit überließ, begieng an diesem Tage allerlei Ausschweifungen. Besonders stürmte und zerstörte er ein Haus, das in dem Rufe stand, als ob es, durch Vorschub Struensee's, der Unkeuschheit gewidmet wäre. Indessen

dessen wurde durch Sicherheitsanstalten die öffentliche Ruhe bald wieder hergestellt. In öffentlichen Gebeten wurde dem Himmel gedankt, daß er den König aus einer Gefahr errettet hätte — in der er nie gewesen war. Der Name der regierenden Königinn wurde, ohne Befehl des Königes, in den öffentlichen Kirchengebeten ausgelassen. Alle diejenigen, welche bei der Revolution eine Rolle gespielt hatten, erhielten ansehnliche Belohnungen. Der Graf Ranzau bekam den Elephantenorden und die Stelle eines Generals der Infanterie; Köller wurde mit dem Dannebrogsorden beehrt, zu dem Rang eines Generallieutenants und in den dänischen Adel erhoben. Eichstädt ward Generallieutenant, und alle Officiers, die zur Ausführung der Verschwörung gedient hatten, wurden um eine Stufe erhoben.

An die Stelle der bisherigen Regierung trat nun die verwittwete Königinn und ihr Sohn. Den fremden Gesandten wurde im Namen des Königes eröffnet, daß der ganze Vorgang nur das innere der königl. Familie beträfe. Der englische Gesandte begnügte sich vorläufig mit der Warnung, sich nicht an der höchsten Person der Königinn Mathilde zu vergreifen. Diese unglückliche Fürstinn saß einsam, vom Kummer genagt, in der quälendsten Unruhe in dem Schlosse Kronenburg. Ihre Thränen, der Anblick ihrer Tochter, welche sie beständig in den Armen hielt, und das traurige Vergnügen, sich ihrem Schmerze ungestört überlassen zu können, waren ihr einziger Trost. Ihr Gemahl hatte sie bereits vergessen; die Königinn Juliane und der Prinz Friederich, die beständig um ihn waren, suchten ihn zwar in dieser Gemüthsstimmung zu erhalten, allein sie waren doch nicht ohne Sorgen, es möchte ihn eine Regung des Mitleidens anwandeln, und wie leicht

konnte

konnte dann ein geheimer Befehl die Gefangene in Freiheit setzen! Deswegen ließen sie nicht nur dem Gouverneur von Kronenburg, sondern auch allen Gerichten und Aemtern aufs nachdrücklichste einschärfen, jede Unterschrift des Königes unbefolgt zurück zu senden, wofern eine solche nicht zugleich mit den gewöhnlichen Handzeichen des Staatsraths begleitet seyn würde. Der Vorwand war, damit nicht irgend ein Betrüger die Unterschrift des Königs mißbrauchen und nachahmen möchte.

Zum Verhör Struensee's und Brands und der übrigen Gefangenen wurde eine eigene Kommission verordnet, welche ihre Sitzungen in der Citadelle hielt, wo die beiden Grafen in Ketten und Banden schmachteten. Im Anfange seiner Verhaftung suchte sich Struensee bei seinen freigeisterischen Grundsätzen zu beruhigen; auch hoffte er, daß durch ein Zusammentreffen von unvorhergesehenen Umständen sein Schicksal eine andere Wendung erhalten könnte. Doch bald gerieth er in einen Zustand von Angst und Unruhe, und da ward es dem Doctor Münter und einem andern Geistlichen leicht, den Tröstungen der Religion Eingang bei ihm zu verschaffen, und diese halfen ihm seine Leiden mit Fassung und Verzichtleistung ertragen. Er konnte aus dem Gang der Untersuchung bald sehen, daß es seinen Feinden nicht genüge, seinen Sturz bewirkt zu haben, sondern daß sie wünschten, eine ausgezeichnete Rache an ihm zu nehmen. Daher wurde alles aufgesucht, um ihm die größten Verbrechen aufzubürden. Nach dem Urtheile der Kommissarien, die zum Theil seine persönlichen Feinde waren, hatte er die Absicht gehabt, dem Könige das Leben zu nehmen, oder ihn zur Abtretung der Krone zu zwingen; er hatte sich und die Königinn Mathilde, während der Minderjährigkeit des

Kron-

Kronprinzen, zu Protectoren des Reichs ernennen wollen; er hatte mit der jungen Königinn einen sehr vertraulichen Umgang gepflogen; er hatte an Brands höchst unehrerbietiger Behandlung des Königs Theil genommen; er hatte den Kronprinzen außerordentlich hart gehalten; er hatte die königlichen Befehle in seinem Namen unterschrieben; er hatte die Garden verabschiedet; er hatte sich und Brand jedem fünfzig tausend Thaler, schenken lassen, und nur sechs tausend angerechnet, und ähnliche Anklagen mehr.

Struensee bewies in den Verhören meistens viel Fassung, Aufrichtigkeit und Rührung, erklärte sich nicht für unschuldig, leugnete aber vieles von dem, was ihm zur Last gelegt wurde, geradezu, und suchte manches durch Anführung seiner Beweggründe zu rechtfertigen. Ein Hauptpunkt der Anklage war die allzugroße Vertraulichkeit mit der Königinn. Ein gewisser Gronitet zeigte nicht nur verfälschte Briefe vor, welche den unerlaubten Umgang mit der Königinn beweisen sollten, sondern behauptete auch, Augenzeuge gewesen zu seyn. Der König mußte ihr in einem Briefe erklären, daß er von ihrer Untreue überzeugt wäre. Struensee leugnete lange, bis er endlich, von Schmerzen gebeugt, durch angedrohte Peinigungen geschreckt, und durch bedenkliche Fragen in Verwirrung gesetzt, in der Beängstigung des Gemüths ein Bekenntniß ablegte, wodurch er die Ehre der Königinn aufs anstößigste beleidigte. Die Beschuldigung verfälschter Zahlen der Geldsummen erklärte er standhaft für ungerecht. Dem Doctor Münter gestand er mit vieler Wehmuth, daß Wollust und Ehrgeitz seine Hauptleidenschaften gewesen seyen, die am meisten zu seinem moralischen Verderben beigetragen haben. Sein heftiger Ehrgeitz, den er so übertrieben zu befriedigen gesucht, habe ihn zu

gefähr-

gefährlichen Neuerungen der Gesetze, und der Staatsverwaltung verleitet, und sein ganz außerordentlicher Leichtsinn sey die traurige Ursache seiner Verachtung gegen die Religion.

Die wider den Grafen Brand erhobenen Beschwerden waren nur unbestimmte, unbewiesene und unbedeutende Handlungen, sie beruheten mehr auf Gesinnungen, die man ihm zumuthete, als auf Handlungen, die er wirklich begangen hatte. Man beschuldigte ihn einer strafbaren Vertraulichkeit mit dem Grafen Struensee, der Beförderung aller unerlaubten Absichten dieses seines Freundes, der Verheimlichung der unrechtmäsigen Maaßregeln derselben, der Anstiftung des Zwiespalts in der königl. Familie, der unerlaubten Bereicherung durch Annehmung ihm vom Könige, wenigstens nicht in dem Maaße, zugedachter Geschenke, der strafbarsten Gewaltthätigkeit gegen den König seinen Herrn, und der Vergreifung an dessen höchster Person. Brand hatte nemlich einst, da er sich einem muthwilligen Scherze zu sehr überließ, den König am Halse und Finger verwundet, und dieß wurde ihm jetzt zum Staatsverbrechen angerechnet. So groß auch dieses Vergehen war, so konnte doch eigentlich von einer Bestrafung desselben nicht mehr die Rede seyn, da der König ihm verziehen hatte. Der Hof hatte indessen beschlossen, die beiden Grafen eines schmachvollen Todes sterben zu lassen. Alle Gegenvorstellungen wurden daher verworfen, und am fünf und zwanzigsten April wurde über die Angeklagten das Urtheil gesprochen, kraft dessen sie, zu eigener wohlverdienten Strafe und andern Gleichgesinnten zum Beispiel und Abscheu, Ehre Leben und Gut verlieren sollten, ihrer gräflichen und übrigen Würden beraubt wurden, ihr gräfliches Wappen durch den Scharfrichter zerbrochen, ihnen erst die

rechte Hand und dann der Kopf abgehauen, der Körper zerstückt, und auf Räder gelegt, der Kopf aber und die Hand auf einen Pfahl gesteckt werden sollte.

Als Struensee von dem Doctor Münter benachrichtiget wurde, daß der König dieses Urtheil nach allen Punkten bestätiget habe, und daß der acht und zwanzigste April zu seiner Hinrichtung bestimmt sey, hörte der Unglückliche diese Nachricht mit der größten Gemüthsruhe an, blos die beschimpfenden Umstände kränkten ihn; doch bewies er sich ruhig bei dem Bewußtseyn eines künftigen bessern Lebens. Die kurze Zeit, welche er noch zu leben hatte, verwandte er auf eine seinen Verhältnissen angemessene Weise. „Ich nehme, sprach er unter andern, das Bewußtseyn meines Gewissens mit mir in die Ewigkeit, daß ich den König und das Land nicht habe unglücklich machen wollen. Es ist wahr, ich habe mir in kurzer Zeit beträchtliche Summen zugewendet, ich habe mir darinn die Gnade des Königs auf eine Art zu Nutze gemacht, die ich nicht verantworten kann. Aber die Rechnungen darüber habe ich nicht verfälscht, obgleich alle Wahrscheinlichkeit in diesem Stücke wider mich ist, und ich es niemand verdenken kann, der mich darinn für schuldig hält.“

Das Blutgerüste war auf einer sehr großen, nahe bei der Stadt liegenden Ebene errichtet worden, damit die unzählige Menge Zuschauer alles sehr genau und ohne Hinderniß sehen konnte. Sobald der acht und zwanzigste April, als der Tag der Hinrichtung, angebrochen war, fiengen die Truppen, die den Kreis um das Schaffot schließen sollten, schon an, sich zu bewegen. Vierhundert Mann von der in Kopenhagen liegenden Garnison waren hierzu kommandirt, ein Detachement Dragoner aber aussen herum gestellt. Die Divisionen des Seevolks marschirten

schirten Kompagnienweise mit dem Gewehr ebenfalls hinaus. In der Stadt wurden die Wachen vermehrt, und die Hauptwache mit hundert Mann verstärkt. Der Doctor Münter begleitete den Grafen Struensee, und der Probst Hee den Grafen Brand auf die Blutbühne, wohin sie in zwey Wagen, von vierhundert Mann Dragonern und Infanterie bedeckt, geführt worden waren. Die beiden Seitenfenster der Wagen waren niedergelassen, so daß die Delinquenten von jedermann gesehen werden konnten. Brand bestieg zuerst das Blutgerüst mit einem ruhigen Muthe, woraus man sehen konnte, daß er immer noch hoffte, Begnadigung zu erhalten. Dieser Strahl von Hoffnung, welchen das Bewußtseyn seiner Unschuld bis zu diesem Augenblicke in ihm erhielt, mußte endlich verschwinden; die Seele des Unglücklichen verlohr ihn, ohne dadurch gebeugt zu werden. Als ihm sein Urtheil nochmals verlesen worden war, nahm der Scharfrichter das gräflich Brandische Wappen, zerbrach es, und warf die Trümmer auf die Erde, mit den Worten: „das geschieht nicht ohne Ursache, sondern nach Verdienst.“ Brand knieete darauf nieder, und legte seinen Kopf auf den einen, und die rechte Hand auf den andern Block. Liegend sagte er noch: „Das Blut Jesu ruft für meine Seele zu Gott!“ und mit diesen Worten beschloß er sein Leben, da ihm Hand und Kopf mit zwei verschiedenen Beilen abgehauen wurden. Der Scharfrichter entkleidete darauf den Leichnam, schnitt ihm zuerst die Schaam ab, und warf sie in ein Gefäß. Dann schnitt er den Leib auf, nahm das Eingeweide heraus, und warf es in dasselbe Gefäß. Er theilte den Leib mit einem Beile in vier Stücke, deren jedes besonders an einem Strick in einen unten stehenden Wagen niedergelassen wurde, so wie das Gefäße

fäße mit den Eingeweiden. Zuletzt wurde der Kopf in die Höhe gehoben, den Zuschauern gezeigt, und zugleich mit der abgehauenen Hand hinunter in den Wagen geworfen, das Blut auf dem Schaffote aber wurde mit frischem Sande bedeckt.

Nunmehr kam die Reihe an den Grafen Struensee. Er hatte diesen ganzen Morgen keine Veränderung an sich bemerken lassen, aber in den letzten Augenblicken wurde ihm das Sprechen und Denken schwer, und er zeigte weniger Standhaftigkeit als Brand. Man hatte seinen Wagen so gestellt, daß er die Hinrichtung seines Freundes mit ansehen konnte. Als er das Schaffot bestieg, sagte er zu dem Doctor Münter: „Ich will glauben, daß diejenigen, welche mein Unglück beförderten, es aus Liebe zum Guten thaten.“ Nachdem ihm sein Urtheil und die königliche Bestätigung desselben vorgelesen, und sein gräfliches Wappen vorgezeigt und zerbrochen worden war, segnete ihn Doctor Münter ein, legte die Hand auf sein Haupt und sprach: „So gehen Sie denn hin im Frieden, wohin Sie Gott ruft.“ Nachdem er hierauf dem Scharfrichter überliefert worden war, eilte er ganz gelassen nach dem Blocke, der noch von dem Blute seines Freundes gefärbt war, legte sich auf denselben nieder, und bemühte sich, den Hals und das Kinn recht einzupassen. Unter dem priesterlichen Zurufe: „Halt im Gedächtniß Jesum Christum den Gekreuzigten!“ wurde ihm die Hand auf die schmerzhafteste und ungeschickteste Art abgehauen. Er stund mit Ungestümm auf, und mußte mit Gewalt auf den Block niedergedrückt und gehalten werden, wo er den Streich des Todes empfieng. Der Körper wurde darauf ausgeweidet, in vier Theile zerstückt, und auf demselben Wagen, auf welchem Brands Ueberreste lagen, nach

dem

dem Galgenberge gebracht. Die vier Theile eines jeden Körpers wurden auf vier Räder gelegt, die beiden Köpfe an zwei Stangen gesteckt, und an denselben die beiden Hände genagelt, die Gefäße mit den Eingeweiden aber in die Erde gegraben. Man hatte absichtlich einen weiten Umweg um die ganze Stadt genommen, um die traurigen Ueberbleibsel der Hingerichteten nach dem Platze zu führen, wo sie den allgemeinen Blicken ausgesetzt bleiben sollten.

Die außerordentliche Stille, welche nach diesem Tage in der Stadt herrschte, mißfiel den Urhebern der Revolution. Man glaubte, daß es nöthig wäre, das Endurtheil wider die Hingerichteten, und mit ihm das Verzeichniß der Verbrechen, deren man sie anklagte, dem Volke durch den Druck vorzulegen. Dieses Mittel that aber eine ganz andere Wirkung als man hoffte. Man sah in demselben nichts, als die Begierde, die beiden Verurtheilten strafbar zu finden, und eine lange Kette von ungereimten Schlüssen, um diesen Endzweck zu erreichen; das Urtheil über den Grafen Brand empörte besonders jedes Gemüth, und das allgemeine Mißvergnügen konnte nicht verkannt werden.

Die übrigen Personen, welche mit den Verurtheilten verhaftet worden waren, erhielten bald darauf ihre Freiheit, den einzigen Kammerherrn und Obersten Falkenskiold ausgenommen, der mit Verlust seiner Würden auf die Festung Munkholm gebracht, erst später in Freiheit gesetzt, und endlich wieder hergestellt wurde. Der Bruder des unglücklichen Grafen, der Justizrath Struensee, wurde ganz unschuldig befunden und frei gesprochen, wiewohl man nicht für gut fand, ihn im Land und in Diensten zu behalten. Er kam aber bald wieder in preußische Dienste, in denen er zuvor gewesen war, schwang

sich, durch seine tiefen Einsichten und ungemeinen Diensteifer zu den höchsten Würden, und starb im Jahr ein tausend acht hundert und vier in Berlin als Staats- und dirigirender Minister beim General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium und Ritter des rothen Adlerordens. Selbst der König von Dänemark hatte ihn im Jahr ein tausend siebenhundert und neun und achtzig in den Adelstand, mit Beilegung des Namens von Karlsbach, erhoben. Andere von denen, die wieder in Freiheit gesetzt wurden, mußten sich zum Theil vom Hofe und aus der Nähe der Residenz entfernen, oder ihren Aufenthalt in entfernten Provinzen nehmen. Aber ihr Schicksal wurde fast durchgängig erträglicher gemacht, wenigstens, indem ihnen angenehmere Oerter zu ihrem Aufenthalte eingeräumt oder angewiesen, und auch Verbesserungen ihrer Einkünfte verfügt wurden.

7.

Letzte Schicksale der Königinn Mathilde.

Ein trauriges Loos erwartete die unglückliche Königinn Mathilde, die noch in dem Schlosse zu Kronenburg bewacht wurde, als Struensee und Brand auf dem Schaffot bluteten. Auch sie lief Gefahr, im Angesichte von ganz Europa zur Missethäterinn herabgewürdigt zu werden, hätte der englische Gesandte dem dänischen Staatsrathe nicht aufs ernstlichste das Bombardement Kopenhagens erklärt, wenn man in Behandlung dieser Fürstinn die ihrer Geburt und ihrer Würde gebührende Aufmerksamkeit in irgend einem Stücke verletzen würde. Es wurde am neunten März eine eigene Kommission, an deren Spitze die Staatsminister Schack und Thott stun-

den

den, nach Kronenburg gesandt, um die Königinn zu vernehmen. Eigentlich war ihr Schicksal schon entschieden, und die Kommissarien hatten in dieser Hinsicht die bestimmtesten Verhaltungsbefehle erhalten. Bei der herrschenden Parthey, und besonders bey der rachsüchtigen Königinn Juliane, war es bereits beschlossen, daß die Verhaftete nie wieder einigen Einfluß erhalten sollte. In dieser Hinsicht hatte Juliane selbst die Prediger angereitzt, die Königinn von der Kanzel herab zu verdammen; sie hatte sie wechselsweise durch zwey Geistliche ermahnen lassen, ihre übrigen Tage der thränenvollen Bereuung ihrer Vergehungen zu weihen, und sie hatte in allen Kirchen der Hauptstadt ein Dankfest für die Rettung des Königes veranstaltet.

Mit bewundernswürdiger Fassung sah inzwischen die Königinn Mathilde der Entscheidung ihres Schicksals entgegen. Eine lange Reihe von schmerzlichen, in der traurigsten Einsamkeit zugebrachten Tagen, hatten ihre Seele nicht gebeugt. Sie empfieng die Kommissarien mit einer ruhigen Würde, worinn die Stärke ihres Geistes sich in ihrem ganzen Umfange zeigte. Die verwickelten und listigen Fragen, die man an sie that, waren nicht im Stande, ihren Verstand in Verwirrung zu bringen; ihre Antworten waren edel, kurz und genau. Sie behauptete, daß sie sich nichts vorzuwerfen habe, und setzte die Commissarien durch dieses standhafte, und ihnen unerwartete Betragen in die größte Verlegenheit. Da der Freiherr von Schack, der bei der Untersuchung das Wort führte, die Hoffnung aufgeben mußte, ihren Verstand zu besiegen, so suchte er, durch Kunstgriffe ihr Herz irre zu führen, indem er ihr versicherte, daß Struensee ein für ihre Würde und Ehre höchst beleidigendes Geständniß abgelegt habe. „Es ist

 nicht

nicht möglich, rief die erschrockene Monarchinn aus; nein, Struensee hat dieß nicht gethan, und wenn es geschehen ist, so leugne ich alles, was er gesagt hat." Um den ersten Augenblick des Schreckens zu benutzen, setzte Schack hinzu, Struensee habe dieses Geständniß in einem folgenden Verhöre erneuert, bestätiget und unterschrieben. Da aber die Königinn seinem Geständnisse widerspreche, so erscheine er als ein Verläumder seiner eigenen Monarchinn, und gehöre in die Klasse der verwegensten Beleidiger der Majestät, dessen Verbrechen nur durch die schröcklichste Todesstrafe abgebüßt werden könne.

Diese Aeußerung war für die unglückliche Königinn ein Donnerschlag. Sie fiel beraubt auf ihren Lehnstuhl zurück, Todesblässe verbreitete sich über ihr Gesicht; Ehre und Empfindung kämpften mächtig in ihr. Als sie wieder zu sich selbst kam, sagte sie mit schwacher Stimme: „Und wenn ich gestehe, was Struensee gesagt hat, darf alsdann der Unglückliche von der Gnade meines Königes hoffen?„ Ihre holden Augen erhoben sich zugleich gegen Schack und ein Blick voll Furcht und Hoffnung sagte, was ihre zitternden Lippen nicht mehr vortragen konnten. Mit aufgeheiterter Miene machte dieser eine Bewegung, welche die Königinn für günstig aufnahm; zugleich legte er ihr ein Papier zur Unterschrift vor, das die Anklage ihrer Feinde enthielt. Ihr ganzes Wesen war in der heftigsten Bewegung, und sie ward von der grausamsten Unentschlossenheit gefoltert. Plötzlich erhob sie sich durch einen gewaltsamen Schwung über sich selbst, ergrief eine Feder und ihre bebende Hand fieng an, ihren Namen zu schreiben. Sie hatte nur Carol — geschrieben, als sie wieder einen Blick auf Schack warf. Sie entdeckte in seiner Miene tückische Freude, warf die Feder

weg

weg und schrie: „Ihr betrügt mich schändlich! Struensee hat mich nicht angeklagt, ich kenne ihn. Nein, er kann es nicht gethan haben.“ Sie wollte aufstehen, ihre Kniee sanken unter ihr, und sie fiel halb ohnmächtig zurück. Schack hob die Feder auf, setzte sie in die Hand der Königinn, führte diese, und ehe sie wieder zu sich selbst kam, waren die Buchstaben — ine Mathilde dem ersten Carol schon zugesetzt. Sogleich begaben sich die Kommissarien hinweg. Ihre Entfernung that eine schröckliche Wirkung auf das Gemüth der Königinn; es war, als wenn sie das Schicksal, welches ihr und ihren Anhängern bevorstund, auf einmal ganz durchschaut hätte. Sie fiel aus einer Ohnmacht in die andere, gerieth in den gefährlichsten Zustand, und brauchte eine lange Zeit, sich wieder zu erholen.

Es ward nun ein außerordentlicher Rath von fünf und dreissig Gliedern ernannt, welcher der Königinn das Urtheil sprechen sollte. Dieser entschied über ihr Schicksal in der Sitzung am dritten April. Ein förmliches Ehescheidungsurtheil trennte die Königinn von ihrem Gemahle, und man bestimmte ihr die Stadt Aalborg in Jütland zu ihrem künftigen Aufenthalt. Seit diesem Augenblicke wurde die Strenge ihres Verhaftes gemildert. Der Schlag war angebracht, und ihre Feinde hatten nichts mehr von ihr zu besorgen. Man gab sich jetzt sogar das Ansehen einer großmüthigen Mäßigung. Eine Folge derselben war die Verabredung mit dem großbritannischen Hofe, daß Mathilde im Besitz aller ihrer Geburt und ihrem Stande zukommenden Vorzüge auch fernerhin bleiben, und einen Jahrgehalt von dreisig tausend Thalern genießen sollte. Ihre Mitgift von zweimal hundert und fünfzig tausend Thalern wurde dem englischen Hofe zurückgegeben.

Da

Da der Aufenthalt in den dänischen Staaten für die unglückliche Königinn allen Reitz verloren hatte, so wünschte sie das Reich zu verlassen, was ihr auch zugestanden wurde. Ihr Bruder, der König Georg der Dritte von Großbritannien, gab ihr einen anständigen Aufenthalt in seinen deutschen Staaten. Verschiedene englische Fregatten kamen im May bei Helsingör an, und am dreissigsten dieses Monats verließ sie Kronenburg, das an ihr die aufrichtigste Reue, die zärtlichste Mutterliebe, das edelste Mitleiden für ihre unglücklichen Freunde, und die demüthigste Ergebung in die schmerzvolle Wendung ihres Schicksals gesehen hatte. Ein harter Schlag stund ihr noch bevor: sie mußte sich von ihrem einzigen Troste, ihrer geliebten Tochter trennen; sie mußte dieses theure Kind ihren Feinden überlassen. Unter heissen Thränen rieß sie sich los, aber ein Blick, ein Lächeln des Kindes zogen sie unwiderstehlich zurück. Sie ermannte sich, nahm das liebevolle Geschöpf noch einmal in ihre Arme, gab ihm mit der matternden Inbrunst gekränkter Liebe den letzten Kuß, übergab es ihrer Hofdame, und rief dann wehmüthig: „Fort, fort! Nun hab' ich nichts mehr hier!"

Ein dänisches Boot führte die Fürstinn zu den englischen Fregatten; mit diesen kam sie nach Stade, und von da nach Zelle, welche Stadt zu ihrer Residenz bestimmt war. Hier zeigte sie sich in ihrem wahren natürlichen Charakter, und gewann allgemeine Liebe. Ihr äußerliches Ansehen war voll Würde und Anmuth. In allen Uebungen und Wissenschaften, die ihrer Geburt, ihrem Geschlechte und Range angemessen waren, besaß sie eine seltene Vollkommenheit. Sie redete mit der vollkommensten Leichtigkeit die französische, deutsche, englische und dänische Sprache, und mit diesen Vorzügen verband

sie

sie eine genaue Kenntniß der italiänischen, die sie mit vielem Fleiße gelernt hatte. Sie hatte Geschmack an der Musik, und verwendete während ihres Aufenthaltes zu Zelle einen großen Theil ihrer Zeit auf das Klavier. Ihre Manieren waren sanft und einnehmend, und der eingeschränkte Zustand ihrer Finanzen konnte sie nie hindern, wohlwollend ihre Hand den Armen zu öffnen. Von Natur munter und in sich selbst glücklich, von ihrem ganzen Hofe auf das zärtlichste geliebt und angebetet, konnte selbst die schwarze Wolke der Widerwärtigkeiten, die sanfte Stille und Heiterkeit ihrer Seele nicht ändern. Jede Empfindung von Rache oder bitterer Ahndung gegen ihre Feinde war ihr fremd. Ihr Herz war von keiner Ehrsucht angesteckt, und mit seltener Gelassenheit sah sie auf die Krone zurück, die man ihrem Haupte entrissen hatte. Nie erlaubte sie sich auch nur eine entfernte Zweideutigkeit. Sie freute sich, so oft sie schöne Eigenschaften des Geistes oder rühmliche Thaten des Herzens an ihren Mitmenschen entdeckte, und beehrte sie mit einem Lobe, das ihren Werth noch mehr erhöhte. An ihrer Leutseligkeit hatte der Niedrigste im Volke, auch das Kind Theil, und sie sann stets darauf, einem jeden gefällig zu werden. Um so gerechter waren die Klagen der Einwohner von Zelle, als sie am zehenten May des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf und siebenzig, in einem Alter von nicht ganz vier und zwanzig Jahren, starb. Gram und Kummer hatten diese köstliche Blume schon in der schönsten Zeit verzehrt.

VIII. Aufruhr in Siebenbürgen.

Im Jahr 1784.

I.

Die Reformen des Kaiser Josephs erwecken Unzufriedenheit in Ungarn und Siebenbürgen. Der Wallache Horiah stiftet eine Empörung.

Der Kaiser Joseph der Zweite trat nach dem Tode seiner Mutter Maria Theresia, welche am neun und zwanzigsten November des Jahres ein tausend siebenhundert und achtzig gestorben war, die Alleinherrschaft einer weitläuftigen Monarchie mit den reitzendsten Ideen und mit Planen an, die er längst schon entworfen hatte. Ganz Europa heftete aufmerksame Blicke auf ihn. Alle Freunde der Menschheit hofften, und alle ihre Feinde zitterten. Jene versprachen sich von seiner Popularität, von seiner Achtung für Menschenwerth, von seiner entschiedenen Geringschätzung aller heuchlerischen Religionstartüferey, goldene Zeiten; und diese besorgten aus gleichen Gründen ihren Einfluß und ihre Macht zu verlieren. Alle endlich erwarteten mit Hoffnung und Furcht eine Revolution in den bisherigen Verhältnissen.

Keine Parthey wurde in einer solchen Erwartung getäuscht. Entschlossen, die ganze Monarchie umzuformen, begann Joseph, nach kaum erfolgtem

Regie-

Regierungsantritt, mehrere Theile des alten gothischen Staatsgebäudes einzureissen. Sein Plan dabei gieng offenbar dahin, alle seine Länder in Einen Staat von gleicher Gesetzgebung und Verfassung zu vereinigen, und die an Sitten und Kultur so sehr verschiedenen Bewohner derselben zu Einer Nation nemlich zu Oesterreichern zu machen; diesem ungeheuren Körper durch Beförderung einer aufgeklärten menschenwürdigen Denkungsart, durch Ermunterung des Kunstfleisses und Erhöhung der Betriebsamkeit, die möglichste Stärke, Wohlhabenheit und Unabhängigkeit von fremden Staaten zu verschaffen, und endlich, durch die äußerste Vereinfachung und Gleichförmigkeit des Justitz- und Finanzwesens, durch genaue Regelmäßigkeit und Unterordnung der obrigkeitlichen Stellen aller Art, ja sogar durch eine beinahe mechanische Gleichförmigkeit der Erziehung und des wissenschaftlichen Unterrichts, die Lenkung dieser großen Maschine so leicht zu machen, daß er, wo möglich ohne Beistand und Rath, mit seinen Forscherblicken aus dem Mittelpunkt das Ganze zu jeder Zeit bis in die kleinsten Theile übersehen, durch Winke im Gange erhalten und leiten, und mit dieser ungeheuren, blos von seinem Willen abhängigen Masse des aufgeklärtesten und tapfersten Volks der Erde alles überwältigen könnte, was seinen großen Entwürfen iuu Weg stünde.

Der große Plan, dem sich der Kaiser mit rastloser Thätigkeit hingab, kam nicht zur Ausführung. Ueberall stieß er auf Schwierigkeiten, die er vergebens zu beseitigen bemüht war; Tausende fanden sich von dem durchgreifenden Reformator gekränkt und beeinträchtiget. Und so menschenfreundlich die Absicht schien, die der Monarch bei seinen Veränderungen und Verbesserungen hatte, so blieb doch auch

sein

sein Hang zu einer despotischen Regierung nicht verborgen. Dieß erfuhr vornemlich Ungarn, dessen Stände so viele Freiheiten besitzen. Joseph wünschte das Land eigenmächtig zu beherrschen, und erlaubte sich schnell hintereinander auffallende Eingriffe in alte Gerechtsame, an denen die Nation festhielt. Die alte ehrwürdige Reichskrone mußte auf seinen Befehl von Preßburg nach Wien gebracht werden, und wie die deutschen Erbländer mußten sich auch die Ungarn der militairischen Konscription unterwerfen. Das Deutsche sollte, nach einer Vorbereitung von drei Jahren, im ganzen Reiche als Landessprache gelten; alle Verhandlungen in den Gerichtsstuben und bei den Reichsgeschäften sollten blos in deutscher Sprache geschehen. Einige Landestribunale wurden theils aufgehoben, theils eingeschränkt, theils mit einer andern Verfassung versehen; sie erhielten andere Namen und andere Mitglieder. Auch die übrige Verfassung erfuhr manche Abänderung; die Edelleute und Geistliche verloren ihre Steuerfreiheit; die Bischöfe mußten einem Theil ihrer Einkünfte entsagen; sie und die übrigen eifrigen Katholiken hatten noch überdieß den Aerger, Aemter, Würden, Lehrerstellen mit Protestanten, für die man neue Kirchen baute, besetzt zu sehen. Die Edelleute fühlten sich vornemlich durch die Aufhebung der Leibeigenschaft, und durch das Ende des Lehenssystems, gekränkt.

Alle Stände waren unzufrieden, und nährten Abneigung gegen eine Regierung, die so vieles Alte, bei dem man sich wohl befand, zerstörte, und Neues an seine Stelle setzte, das man für unrecht und drückend hielt. Die Großen des Reichs verhielten sich zwar ruhig und leidend; aber die Kollegien und Gemeinheiten reichten die nachdrücklichsten Vorstel-

stellungen ein. Die geringen Edelleute verübten einige Gewaltthätigkeiten gegen die Konscriptions-Kommissarien; die Bauern liefen aus den Dörfern, und man besorgte einen allgemeinen Aufstand. Joseph ließ sich aber durch keine Besorgnisse in der Ausführung seiner Plane irre machen. Es entstand im November des Jahres ein tausend siebenhundert und vier und achtzig wirklich ein Aufruhr und zwar in Siebenbürgen.

Die Rebellen waren Wallachen oder Leute, welche von den ehemaligen römischen Kolonien in Dacien abstammten, und größtentheils der griechischen Religion zugethan, auch gewissermaßen als die ursprünglichen Bewohner des Landes zu betrachten sind. Es sind Leute von schönem starken Körperbaue, aber roh und unwissend wie es der äußerste Grad der Sklaverey, worinn sie von ihren vormaligen Ueberwindern, den Ungarn, gehalten werden, mit sich bringt. Sie besitzen weder Eigenthum noch Rechte. Die Dienste, welche sie ihren Grundherren leisten müssen, lassen ihnen nicht einmal so viel Zeit, das kleine Stück Feld zu bestellen, welches ihnen von ihren Herren zu ihrem Unterhalte angewiesen ist, und dabei haben sie nicht die geringste Schonung oder Nachsicht von ihren Tyrannen zu erwarten. Daß sie unter diesen Umständen den Ungarn als einem fremden Volke, das sie unterjochte, und das sich zu der ihnen verhaßten katholischen Religion bekennt, von ganzem Herzen feind sind, darf nicht befremden. Und das ist auch die Quelle der Wuth und der Unmenschlichkeiten, die sie an ihren Zwingherren verübten. Sie hatten schon seit geraumer Zeit bei verschiedenen Gelegenheiten ihre Unzufriedenheit mit ihrem gegenwärtigen Zustande auf eine ungewöhnliche heftige Art geäußert, ohne daß man sehr darauf geachtet

achtet hätte. Von den neuen Einrichtungen, die der Kaiser traf, versprachen sie sich eine Milderung ihres Elends; aber sie fanden sich getäuscht. Ihre Gutsbesitzer und Grundherren behandelten sie noch immer mit gewohnter Härte, und plötzlich loderte der Funken in helle Flammen auf.

An der Spitze der rebellischen Unternehmung stund der Wallache Nicolaus Urß, gewöhnlich Horjah d. h. der Vorsänger genannt, weil er dieses Geschäft in einer wallachischen Kirche verrichtete. Von mittlerer Größe, und fünfzig Jahre alt, trug er, nach der Sitte seiner Landsleute, einen bis auf die Knie reichenden, auf beiden Seiten blau ausgeschlagenen Kittel, ungarische Beinkleider und eine schwarze Pelzmütze. Er besaß eine imponirende Gestalt, schien zum Herrschen gebohren, und so lange er seine Rolle spielte, zeigte er, daß er derselben gewachsen sey. In der deutschen Sprache wußte er sich fertig auszudrücken, und las auch deutsche Bücher. Sein Widerwille gegen den unbarmherzigen Druck der Edelleute, dem die wallachischen Bauern unterworfen waren, und sein Wunsch, daß sie von demselben befreit werden möchten, äußerte sich so lebhaft, daß ihn die Bauern seiner Gegend zum Richter wählten, und ihn nach Wien schickten, um dem Kaiser ihre Klagen über die Bedrückungen des Adels vorzutragen. Er erhielt von dem Kaiser günstige Versprechungen, nebst Patenten, die den Bauern das Marktrecht zusicherten.

Horjah kehrte zu seinen Landsleuten zurück, entschlossen sich und die Seinigen selbst zu rächen und zu befreien, vermuthlich weil ihm die allgemeinen Versicherungen, mit denen er abgefertiget worden war, nicht genügten. Haufenweise versammelten sich seine Landsleute um ihn her, als er wieder in ihrer

Mitte erschien. Er traf mit ihnen die Abrede, daß sie sich nach drey Tagen an einem bestimmten Orte einfinden sollten, wo er ihnen im Namen des Kaisers wichtige Dinge eröffnen würde. Der Ort war ein offenes Feld unfern des Marktfleckens Brad, in der Weissenburger Gespanschaft des Fürstenthums Siebenbürgen. Bei einigen hunderten kamen sie hier zusammen, voll Begierde nach den Eröffnungen, die ihnen verheissen waren. Horjah trat unter dem zusammen gelaufenen Haufen auf, und versicherte sie, daß er vom Kaiser gesandt sey, sie von der Tyranney ihrer Herren zu befreien, und sie, durch Unterjochung der Ungarn, zu ganz freien Leuten zu machen, wenn sie ihm folgen wollten. Zur Beglaubigung seines Vorgebens zeigte er ihnen eine Schaumünze mit dem Bilde des Kaisers, ein vergoldetes Kreuz, das an einer ebenfalls vergoldeten Kette hieng, und ein Patent, das seine Vollmacht enthalten sollte. Das letztere war nichts anders, als das Marktgerechtigkeits-Diplom, das er in Wien erhalten und sorgfältig bewahrt hatte. Es war, wie gewöhnlich, auf Pergament, mit goldenen Buchstaben geschrieben, und mit großen Siegeln versehen, und täuschte alle Anwesenden um so leichter, da keiner von ihnen lesen konnte. Niemand zweifelte an der Wahrheit des Vorgebens und an der Gewißheit der Sendung, und alle schwuren auf das Kreuz, ihrem Anführer zu folgen, wohin er sie führen würde.

2.

Grausamkeiten der Rebellen. Sie werden in die Enge getrieben, gefangen genommen und bestraft.

Ein freudiger Enthusiasmus durchdrang den ganzen Haufen, und mit Sehnsucht sahen alle dem Augenblicke entgegen, da sie das Joch abschütteln, und an ihren Unterdrückern Rache üben könnten. Horjah hatte ihnen versprochen, sie nach der Festung Karlsburg zu führen, wo sie auf Befehl des Hofes Waffen erhalten würden, um gegen die Edelleute zu Felde zu ziehen. Den Winter über sollten sie alle Wallachen insgeheim auf ihre Seite ziehen, um hernach künftigen Maymonat alle Edelleute im Lande auf gleichen Tag aus dem Wege zu räumen. Die Verschwörung wurde aber vor der Zeit entdeckt. Einige Gerichtsbeamte und Soldaten erhielten den Auftrag zur Gefangennehmung des Horjah. Wirklich ward er entdeckt, allein durch sein Geschrei rief er seine Kameraden herbei, und sie setzten ihn wieder in Freiheit.

Jetzt war es nicht mehr Zeit, den Streich bis auf künftigen May zu verschieben. Horjah rief seine Anhänger sogleich auf, und alle waren bereit, ihm nach Karlsburg zu folgen. Ihre Anzahl vermehrte sich bei jedem Dorfe, wo sie vorbeizogen. So bald sie stark genug zu seyn glaubten, hielten sie es nicht mehr für nöthig, Waffen von Karlsburg zu holen, sondern sie fiengen sogleich an, ihr Vorhaben auszuführen, die Edelleute und deren Angehörige, wo sie dieselben fanden, todt zu schlagen oder zu verstümmeln, und alles, was diesen angehörte, zu verbrennen und zu vernichten. Es genügte ihnen nicht, mit

Feuer

Feuer und Schwerdt zu verwüsten und zu vertilgen, sondern ihre natürliche Wildheit trieb sie, die abscheulichsten Grausamkeiten zu verüben. Drangen sie in ein Schloß, oder in die Wohnung eines Edeln ein, so warfen sie den Besitzer und seine Angehörigen von den Stockwerken aus den Fenstern herab, fiengen die herabgestürzten Unglücklichen mit Heugabeln und Spießen auf, brateten sie am Feuer, verstümmelten ihre Hände und Füße, zogen ihnen lebendig die Haut ab, oder steckten sie auf Spieße. Die Ermordeten ließen sie auf den Straßen unbegraben liegen, ja einige begruben sie sogar lebendig. Sie schonten weder Geschlecht noch Alter, weder Kirchen noch Priester, noch Leichen in den Grüften entgiengen ihrer Wuth. Sie beraubten die Tempel der Reformirten wie der Katholiken, nahmen die heiligen Gefäße, Decken und Meßgewänder weg, traten die geweihten Hostien mit Füßen, und riefen dabei aus: „Das ist der Ungarn Gott, er befreie sie!“ Sie übten ihre Wuth an Häusern wie an Menschen aus, steckten Schlösser und Scheuren der Adelichen in Brand, zerschlugen das kostbarste Geräthe, warfen allen Getreidevorrath, der den Flammen entgieng, ins Wasser, und ließen die köstlichsten Weine aus den zertrümmerten Fässern stromweise laufen.

In Brad, wo der Aufruhr zuerst losbrach, erschlugen die Rebellen den Edelmann, den reformirten Prediger und dessen Gattinn, die sich in die Kirche geflüchtet hatte, den Schulmeister, weil er die Sturmglocke läutete, und eine Edelfrau, nachdem sie vorher sechs Kinder derselben vor ihren Augen grausam ermordet hatten. In Ribieze wurde nicht nur der Edelmann das Opfer ihrer Wuth, sondern sie steckten auch alle zum Edelhofe gehörigen Häuser und Wirthschaftsgebäude, vier und zwanzig an der

Zahl

Zahl, in Brand; nur schonten sie das Haus, wo sich die königliche Kasse befand. In Lunka raubten sie den Palast des Grafen Giulay ganz aus, steckten verschiedene seiner Häuser an, und schenkten den Einwohnern, was sie im Schlosse geraubt hatten. In Stramicza zündeten sie nicht nur das schöne Kastell des Baron Josika und seine Mühlen an, sondern schütteten auch bei tausend Eimer Wein und Brandtewein in den Maroschfluß. An einem andern Orte bemächtigten sich die Barbaren der sechzehenjährigen schönen Tochter des daselbst wohnenden Edelmanns und stürzten sie in die Flammen des von ihnen angezündeten Schlosses, worinn sie jämmerlich umkam. Manche Familien wurden ganz vernichtet, oder aller ihrer Habe beraubt. Mehrere Frauen und Mädchen mußten zur Befriedigung ihrer Lüste dienen, und wurden genöthiget, ihre Religion anzunehmen; weigerten sie sich, so wartete der quaalvolleste Tod auf sie. Hatten sie einige Edelfrauen umgetauft und begnadiget, so verheuratheten sie dieselben an Wallachen; hie und da tauften sie auch Mönche und zwangen sie, alte Zigeunerinnen zu heurathen.

In wenigen Tagen war die Zahl der Rebellen bis auf fünftausend angewachsen, und alles flüchtete sich vor ihnen in die benachbarten Städte und Festungen. Aber auch hier war man nicht überall sicher vor ihnen. Horjah hatte den Muth, die Flüchtigen mit seinem Anhange bis nach Dewa zu verfolgen, und sie an diesem festen Orte zu belagern. Als er sich mit seinem Vortrabe näherte, verbreitete sich ein solcher Schrecken, daß die Edelleute auch hier die Flucht ergriefen. Man sandte ein paar Kompagnien von den Grenzsoldaten und Szekler Husaren an den Maroschfluß, um den Rebellen das Uebersetzen

tzen zu verwehren, aber der Widerstand war fruchtlos. Nun wurde in Dewa mit allen Glocken Sturm geläutet, alle Einwohner ergriefen die Waffen und vereinigten sich mit den Truppen, welche auf die Rebellen feuerten, bei vierzig erlegten, einige gefangen nahmen, die übrigen aber in die Flucht schlugen. Da sie demohngeachtet von neuem, vierhundert Mann stark, über den Fluß kamen, so eilte ihnen alles entgegen, was Waffen tragen konnte. Man umringte die Aufrührer, und da sie sich wehrten, so wurden ein hundert und vierzig getödtet oder verstümmelt, die übrigen aber in die Flucht gejagt, von denen viele in der Marosch ertranken. Von den Gefangenen wurden vier und dreissig hingerichtet.

Diese Unfälle dienten nur dazu, die Wuth der Rebellen noch mehr zu entflammen. Sie unternahmen nun längs der Marosch sogar einen Streifzug nach Ungarn, und hauseten hier eben so grausam als in Siebenbürgen, bis endlich Truppen gegen sie anrückten, und sie wieder nach diesem Fürstenthum zurückwiesen, wo sie ihre Gewaltthätigkeiten nun immer weiter verbreiteten. Vom Bannate aus sah man die ganze benachbarte Gegend in Flammen stehen; die Edelleute, Weiber und Kinder flohen von allen Seiten herbei, nachdem in wenig Tagen einige hundert Personen aus den edelsten Geschlechtern grausam ermordet worden waren.

Die Landesregierung befand sich in der äußersten Verlegenheit, da es ihr an Vollmacht und an Mitteln fehlte, dem Fortgange der Rebellion nachdrücklich zu steuren. Bis der Hof nähere Anweisung ertheilte, schickte sie einige Kommissarien und den griechischen Bischoff unter die Rebellen, suchte ihnen durch verschiedene Kundmachungen ihren Irthum zu benehmen, sandte auch einige Truppen gegen

sie aus, und versprach auf jeden ausgelieferten Kopf eines Rebellen dreissig Gulden. Bei den schwachen und langsamen Anstalten der Regierung bewafneten sich die Edelleute selbst, schlugen jeden Wallachen todt, der in ihre Hände fiel, räderten und spiesten ohne Rechtsprocedur. Dieß schreckte aber die Rebellen nicht ab; ihre Mordbrennereyen und Gewaltthätigkeiten dauerten fort; sie zogen im ganzen Lande herum, verheerten alles, und tödteten alle, die es nicht mit ihnen hielten. Ihre Anzahl nahm noch immer mit jedem Tage zu, und soll zuletzt bis auf fünfzehen tausend angewachsen seyn, die desto verwegener waren, weil man im Anfange versäumt hatte, den Aufruhr durch ernste Anstalten zu dämpfen.

Der Kaiser, dem man den ganzen Verlauf der Sache gemeldet hatte, ließ sogleich die in der Nähe liegenden Regimenter gegen die Empörer anrücken, doch mit dem Befehl, ihrer möglichst zu schonen. Er ließ einen Generalpardon für alle bekannt machen, die nach Hause zurückkehren und sich ruhig halten würden, jedoch mit Ausnahme des Anführers, auf dessen Kopf ein Preis von dreihundert Dukaten gesetzt war. Diese Maßregeln und die Ermahnungen der griechischen Geistlichen vermochten so viel über die unruhigen Wallachen, daß viele von ihnen wieder nach Hause giengen. Doch behielten die Anführer der Empörer noch Anhänger genug übrig, die sich mehrmals mit den Truppen herum schlugen, und sich zuletzt in die Gebürge zurückzogen, wo man ihnen nicht so leicht beikommen konnte.

Bisher hatte Horjah durch allerlei Versprechungen, Kundmachungen und ausgesprengte Gerüchte, von seiner angeblichen Korrespondenz mit dem Kaiser, noch immer einen ansehnlichen Theil der leichtglaubigen

bigen Wallachen sich treu zu erhalten, und gegen alle Vorstellungen der Regierung taub zu machen gewußt. Sein treuester Gehülfe war ein wallachischer Priester Namens Iwan Klotschka, ungefähr vierzig Jahre alt. Ein reformirter Prediger, den sie gewaltsam mit sich herum führten, mußte ihnen als Secretair dienen, und mit Hülfe desselben schmiedeten sie allerlei Kundmachungen, die in den wallachischen Dörfern verbreitet wurden. In einer derselben versicherten sie, der Kaiser würde schon bei ihnen seyn, wenn ihn nicht die Ungarn mit einer im Lande grassirenden Pest belogen hätten; er würde aber nach drei Wochen gewiß kommen, und ihnen befehlen, was sie zu gänzlicher Vertilgung der Ungarn weiter zu thun hätten. Anfangs kam dem Horjah auch die Unthätigkeit des Militärs zu statten, die er als Beweis der Wahrheit seiner Behauptungen erklärte. Als aber das Militair eindrang und Gewalt zu brauchen anfieng, und dieß den Wallachen bedenklich vorkam, so wußte er sie noch zu bereden, daß es keineswegs ächte Soldaten des Kaisers, sondern nur in kaiserliche Uniform verkleidete Ungarn wären.

Als Horjah immer mehr ins Gedränge kam, zog er sich mit seinen Anhängern weiter in die Gebürge zurück, in welche sie die wenige Mannschaft nicht verfolgen konnte, weil die Gebürge theils unzugänglich sind, theils von Waldungen gedeckt werden, und die Wallachen immer von einem Orte zum andern entgiengen, wenn sie irgendwo verfolgt wurden. Auch wußten sie die Zugänge so künstlich zu verhauen und ihre Vorposten auszustellen, daß es um so schwerer wurde, sie anzugreifen. Hierdurch begünstiget breiteten sich die Rebellen mit Drohungen, Gewaltthätigkeiten und Versprechungen von neuem im Szarander und zum Theil im Hunyader

 Comi-

Comitate weiter aus, und nahmen dieselben fast gänzlich in Besitz. Da alle Edelleute jenes Comitats theils erschlagen waren, theils sich durch die Flucht gerettet hatten, und also keine Magistratsperson mehr vorhanden war, so machten sie sich ganz zu Herren davon. Sie nannten die Gegend umher ihr Reich, vertheilten die Ländereyen unter sich, bearbeiteten die Bergwerke zu ihrem eigenen Vortheil, und trafen mancherlei neue Einrichtungen. Horjah gab sich das Ansehen eines Königes, vertheilte Geschenkbriefe über die von den Seinigen in Besitz genommenen Güter, und legte sich nach und nach immer höhere Titel bei. Anfangs nannte er sich nur Hauptmann, dann Obergespann des Hunyader Comitats, endlich aber König von Dacien und Joseph der Dritte, der Schrecken der Ungarn.

Die kaiserlichen Truppen brachten aber doch die Rebellen immer mehr ins Gedränge, hieben einzelne Haufen derselben nieder, und zwangen sie zur Uebergabe. Horjahs Aussichten trübten sich mit jedem Tage mehr, und die Zahl seiner Anhänger nahm sichtbar ab. Sie waren endlich auf einen kleinen District eingeschlossen, wo sie anfiengen an allen Lebensmitteln Mangel zu leiden, weil ihnen die Zufuhr abgeschnitten, und in ihrer Gegend alles verwüstet war. Zudem riß auch nun allgemeines Mißtrauen ein; man erkannte die Nichtigkeit der von Horjah gemachten Versprechungen und drang in ihn, seine Beglaubigungsbriefe vorzuweisen. Seine eigenen Leute fiengen an ihn zu bewachen, damit er nicht entfliehen, und sie allein den kaiserlichen Truppen preis geben möchte. In dieser Verlegenheit kehrte er plötzlich seinen Plan um, und machte einen Versuch, sich mit den Mißvergnügten unter dem Adel selbst gegen den Kaiser zu verbinden. Seine Anträge

träge wurden aber mit Verachtung zurückgewiesen, und man verdoppelte vielmehr die Anstrengungen, um ihn mit seinem Anhange zu unterdrücken.

Der Kaiser hatte die geschärftesten Befehle ertheilt, mit allem Ernste gegen die Rebellen zu Werke zu gehen, und sie völlig auszurotten, wenn sie nicht ungesäumt in ihre Heimat zurückkehrten. Von allen Seiten der benachbarten Gegenden in Ungarn und Siebenbürgen rückten verschiedene Regimenter herbei, allein noch ehe sie ankamen, ergaben sich die Rebellen allmählich freiwillig und baten um Gnade. Horjah gab dem kleinen Haufen, der noch bei ihm aushielt, selbst den Rath, sich den Generalpardon zu Nutze zu machen. Er selbst machte sich mit seinem treuen Gefährten Klotschka unsichtbar, und versteckte sich in den dicksten Waldungen der Gebirge. Seinen wenigen treu verbliebenen Anhängern, hatte er die Versicherung gegeben, daß er gerades Weges nach Wien gehe, um sich mit dem Kaiser besser einzuverstehen. Allein er gieng weder nach Wien, wie seine abgefallenen Anhänger aussagten, noch in die Türkey, wie man allgemein dafür hielt, sondern verbarg sich im Dickicht der Wälder, in der Hofnung, mit seinen Landsleuten, die sich freilich nicht aus Ueberzeugung unterworfen hatten, in Verbindung zu bleiben, und bei einer guten Gelegenheit von neuem loszubrechen.

Horjah hatte aber seine Rolle ausgespielt, und seine eigenen Landsleute wurden seine Verräther. Der Jäger eines kaiserlichen Obristen, ein gebohrner Wallache, brachte sechs andere Wallachen auf seine Seite, denen der Ort bekannt war, wo Horjah sich mit seinem Gefährten Klotschka heimlich versteckt hielt. Durch große Versprechungen gereitzt, ließen sie sich bewegen, zur Gefangennehmung der Flüchtlinge die

Hände

Hände zu bieten. Sie giengen zum Schein mit dem Jäger auf die Jagd, und während die übrigen in einiger Entfernung blieben, begaben sich zwei von ihnen zu den Rebellenoberhäuptern, die am Feuer saßen und sich wärmten. Nach einer traulichen Unterhaltung, überfielen sie die Sorglosen auf ein gegebenes Zeichen, worauf sogleich die übrigen vier Wallachen nebst dem Jäger herbei eilten, sie gefangen nahmen, und dem nahen Militair auslieferten. Dieß geschah am sieben und zwanzigsten December.

Am dritten Januar des Jahres ein tausend siebenhundert und fünf und achtzig wurden Horjah und Klotschka nach der Festung Karlsburg gebracht. Nach ihrer Gefangennehmung war der Aufstand von keiner weitern Bedeutung. Jedermann durfte sie im Gefängnisse sehen, die Wallachen allein ausgenommen. Horjah bewies während des Verhöres eben so viel Fassung als Klugheit. Er wollte an allem vergossenen Blute unschuldig seyn, da er selbst niemanden ermordet habe; die Verheerungen und übrigen Ausschweifungen wären keineswegs von ihm befohlen worden, vielmehr habe er sein Mißfallen dagegen zu erkennen gegeben. Als die Untersuchung zu Ende war, empfiengen Horjah und Klotschka am acht und zwanzigsten Februar die Todesstrafe. Es wurden jedem die Arme und Beine mit dem Rade viermal zerschmettert, und ihnen alsdann noch lebend die Leiber aufgeschnitten und die Eingeweide herausgenommen. Die qualvollen Martern, welche sie erduldeten, preßten ihnen die fürchterlichsten Verwünschungen aus, allein die Tambours verhinderten durch ununterbrochenes Rühren der Trommeln, daß man sie verstehen konnte. Zweitausend Wallachen, die an der Rebellion Theil genommen hatten, mußten in dem großen geschlossenen Kreise stehen, und Augenzeuge

der

der grausamen Hinrichtung ihrer vormaligen Oberhäupter seyn. Hundert und fünfzig von ihnen, zwar geringere Verbrecher, aber als die ersten Theilnehmer an dem Aufruhr ausgezeichnet, wurden den Landesgerichten zur Bestrafung übergeben.

So endigte sich eine Rebellion, durch die in kaum zwei Monaten zwei und sechszig Dörfer und hundert und dreissig Edelhöfe verwüstet wurden, und vier tausend Menschen das Leben verloren. Das Loos der Unglücklichen wurde nicht gebessert, aber die Gegenden, wo sie gewüthet hatten, trugen lange die Spuren grausamer Verwüstung.

IX. Verschwörung gegen den französischen General Kleber in Egypten.

Im Jahr 1800.

I.

Uebersicht der französischen Expedition nach Egypten.

Selten hat eine militairische Unternehmung ein solches Aufsehen erregt, als die Expedition der Franzosen nach Egypten, im Jahr ein tausend sieben hundert und acht und neunzig. Bonaparte kam am neunten May dieses Jahres ganz unvermuthet in Toulon an, liess die Armee ausrücken, hielt eine feurige

rige Anrede an dieselbe, und schiffte sich am folgenden Tage mit fünf und dreissig tausend Mann Kerntruppen ein. Die Flotte bestand, ausser dreizehen Linienschiffen und sechs Fregatten, aus hundert und vier und neunzig Transportschiffen. Am zehenten Junius erschien Bonaparte vor Malta, und schon am zwölften ergab sich diese Felseninsel auf Kapitulation, die einst dem Sultan Soliman dem Zweiten mit vierzig tausend Mann und anderthalb hundert Schiffen mehrere Monate widerstand.

Ganz Europa erstaunte, und wollte es nicht glauben, daß die Touloner Flotte zu einer Expedition nach Egypten bestimmt sey; man fand die Unternehmung abentheuerlich und romanhaft. Fast überall herrschte damals Friede. Zu schwach, um einen Krieg zu führen, dem beinahe alle Mächte Europens gemeinschaftlich nicht gewachsen waren, versuchte auch Oesterreich zu Rastadt eine friedliche Annäherung, so weit es nur einigermaßen mit seiner politischen Würde bestehen konnte. Schon lange waren Spanien und Preußen von dem Kriege gegen Frankreich abgetreten; nur England stand noch gerüstet und triumphirend auf seiner unzugänglichen Insel. Provinzen konnte es in Europa nicht verlieren, nur seine Existenz. Frankreich und die Pforte lebten seit Jahrhunderten in Friede und Freundschaft. Dieser also konnte, so urtheilte man allgemein, der Schlag nicht zugedacht seyn. Egypten schien am wenigsten der Punkt zu seyn, wo ein Angriff des türkischen Reichs einigen Vortheil gewähren konnte. Dieß war auch keineswegs die Absicht der Franzosen, sondern der eigentliche Zweck der fast romanhaften Unternehmung war, dem ganz zu Grunde gerichteten französischen Handel wieder aufzuhelfen, vornemlich aber in Verbindung mit dem Sultan Tippo Saheb, die Engländer

länder in Ostindien anzugreifen, sie aus diesen Gegenden völlig zu vertreiben, und ihre Besitzungen unter sich zu theilen.

Egypten, wohin die französische Flotte von Malta aus ihren Weg nahm, gehörte zwar, dem Namen nach, als Provinz dem Sultan der Osmanen, allein die Herrschaft daselbst hatten die Mameluken (Christensklaven, in den Gegenden des Kaukasus aufgekauft) an sich gerissen, die von den aus ihrer Mitte gewählten Bey's regiert und angeführt wurden. Gegen diese konnte der Statthalter des Sultans, der Pascha von Egypten, nur einen Schatten von Macht behaupten. Die französische Flotte kam glücklich an die Küste von Egypten, und befand sich am ersten Julius im Angesichte der Stadt Alexandrien. Bonaparte traf, der hohen stürmischen See, und der klippenreichen Küste ungeachtet, sogleich Anstalten, einen Theil seiner Truppen an das Land zu setzen. Der tapfere General Desaix bewirkte diese Landung, vier Stunden weit von Alexandrien, und am zweiten, früh um ein Uhr, befand sich Bonaparte selbst schon auf egyptischem Boden. Aber von seinen Truppen waren erst vier tausend Mann auf dem festen Lande, und diese hatten weder Artillerie noch Pferde. Dennoch begab sich Bonaparte mit ihnen, zwei Stunden hernach, auf den Marsch. Der General Caffarelli arbeitete sich mit seinem hölzernen Beine (das lebende hatte er am Rhein verloren) durch den brennenden Sand der Wüste. Bald wurde Alexandrien angegriffen, gestürmt und geplündert.

Mit fünf und dreissig tausend Mann der besten französischen Truppen, von einem Bonaparte angeführt, wurde die Eroberung eines von Mamelucken vertheidigten Landes nicht sehr schwer. Der General Kleber besetzte Rosette, Bonaparte selbst

aber

aber wählte den nächsten Weg von Alexandrien nach Cairo durch eine Sandwüste von acht Meilen Länge. In der Nähe des Nils bekämpfte er den Murad Bey mit viertausend Mamelucken, doch verstärkt von den andern Beys stellte sich dieser, wenige Tage darauf, bey den Pyramiden den Franzosen entgegen. „Bedenkt, sagte Bonaparte zu seinen Soldaten, als er sie in Schlachtordnung stellte, daß, von der Höhe dieser Pyramiden, vierzig Jahrhunderte auf euch herabsehen.“ Die französische Artillerie gab in dieser berühmten Schlacht den Ausschlag; das Lager der Mamelucken fiel in die Hände der Sieger, und Cairo öffnete am folgenden Tage denselben die Thore.

Da die Feinde überall die Flucht ergriefen, so schien Egypten nach einem Feldzuge von drei Wochen den Franzosen unterworfen, und der Zeitpunkt bereits gekommen zu seyn, von dem man zu weitern Unternehmungen gegen andere Länder übergehen konnte. Allein der englische Admiral Nelson erschien am ersten August vor Alexandrien; noch am Abend dieses Tages begann, auf der Höhe von Abukir, die mörderische Schlacht, in welcher die französische Flotte vernichtet wurde. Die Kommunikation mit dem Mutterlande war nun völlig gehemmt; allein so sehr Bonaparte, durch den Verlust der Flotte, wegen der Fortdauer des Besitzes von Egypten, mit Besorgnissen erfüllt seyn mochte, so wenig ließ er seine Hoffnung auf die glückliche Ausführung seiner Unternehmung sinken. Er schloß mit dem Mufti und den vornehmsten Scheiks einen Vergleich, der ihrem Eigenthum, und ihrer politischen und gottesdienstlichen Verfassung: Sicherheit versprach. Auch gab er der Provinz Egypten eine Art französischer Verfassung. An seine Seite stellte er einen Divan,

der

der eigentlich aus schön geputzten Puppen bestand. Eben so ordnete er in jeder Provinz einen Divan, einen Schatzeinnehmer und einen Janitscharenaga an, der mit seinem Kommandanten im Einverständniß handeln sollte. Allein die Einwohner von Egypten gehorchten ihren Siegern nur mit Widerwillen, und die neuen politischen Einrichtungen fanden durchaus keinen Beifall. Als nun auch die Kriegserklärung der Pforte gegen Frankreich bekannt wurde, brach in Cairo selbst ein heftiger Aufstand aus. Das Metzeln dauerte zwei Tage lang; sechstausend Türken und viele Franzosen waren das Opfer.

Da Bonaparte, nach der Kriegserklärung der Pforte und nach dem Bündnisse zwischen Rußland und der Türkey, den Gedanken an einen Heerzug nach Ostindien aufgeben mußte, so beschloß er einen Angriff auf Syrien zu machen, weil er in dieser Provinz die Macht erwartete, die ihm Egypten wieder entreissen sollte. Mit dreizehen tausend Mann Truppen und acht und zwanzig Kanonen drang er im Februar des Jahres ein tausend sieben hundert und neun und neunzig über die Landenge von Suez und durch die Wüste nach Palästina und Syrien vor; das Belagerungsgeschütz ward in Alexandrien eingeschifft, um nach Jaffa oder Acre abzugehen. Ein beträchtlicher Theil desselben fiel dem englischen Admiral Sidney Smith in die Hände, der mit einigen Schiffen an der syrischen Küste stationirt war. Zwar ward von den Franzosen die Grenzfestung El-Arisch, und Gaza und Jaffa in Palästina eingenommen; allein die Festung Acre ward vergebens belagert und gestürmt, und Bonaparte kam mit seinem Heer in eine verzweifelte Lage. Mangel an allem, Krankheit und Pest in der Armee, eine Wüste im Rücken, Unruhen im Innern, einen Feind, der

zum

zum Entsatz der Belagerung heranrückte, und vor sich einen Ort, dem die Kommunikation mit der See nicht abgeschnitten werden konnte: alle diese Umstände nöthigten die Franzosen, die Belagerung von Acre nach ein und sechszig Tagen wieder aufzuheben, und unter großen Schwierigkeiten den Rückweg nach Egypten anzutreten.

In der übelsten Stimmung und mit großem Verluste rückten die französischen Truppen am vierzehenten Junius wieder in Cairo ein. Auf dem Marsche dahin hatte man nichts als Klagen über Bonaparte gehört. Nur ihn sahen die Soldaten als die Ursache ihres Unglücks an, ihn hielten sie für den, der zu dieser unseligen Expedition den Plan entworfen hatte. Ihre Stimmung war nicht viel von einem Aufstande verschieden; sie drohten ihm den Tod, um ihre erschlagenen, und durch Elend aufgeriebenen Waffenbrüder zu rächen. Bonaparte mußte alles befürchten, wenn er sich nicht durch eine List rettete. Er schickte Befehl nach Cairo, die Stadt zu illuminiren, Feste anzuordnen, und alles zur guten Aufnahme und zum Empfang — der Eroberer von Syrien, bereit zu halten. Der Soldat sieht diese freudige Aufnahme, die Ehre, die ihm erzeigt wird; er betrachtet sich nun wirklich als den Eroberer. Der gute Empfang, die gute Bewirthung, alles setzt ihn in eine frohe Stimmung. Das vorige Ungemach ist völlig vergessen, die Erinnerung daran so gar süß. Kurz der Soldat frohlockt, und man hört wieder: Vive Bonaparte. Den folgenden Tag hält er große Parade, und theilt Belohnungen aus. Ein Bataillon Grenadiere aber läßt er vorrücken, und macht ihnen wegen ihres Betragens, daß sie sich geweigert hätten, einen zweiten Sturm bei Acre zu wagen, Vorwürfe, und befiehlt ihnen, die Gewehre

über-

übergehängt zu tragen, bis sie neue Beweise ihrer Bravour gegeben hätten. Alle jubeln dem Beifall zu, der vielleicht Tages zuvor nicht wagen durfte, einen einzigen Mann zu bestrafen.

2.

Bonaparte übergiebt das Oberkommando in Egypten dem General Kleber.

Schon lange hatte das ehrgeitzige, unersättliche Directorium von Frankreich sich wieder in einen neuen Krieg verwickelt. Suwarow, der nordische Held, war dem geschwächten Kaiser von Oesterreich zu Hülfe gekommen. Die Sieggewohnten französischen Heere wurden geschlagen, alle Zweige der Administration wurden schlecht verwaltet, das Directorium gehaßt. Als Bonaparte davon Nachricht erhielt, beschloß er, Egypten heimlich zu verlassen, und nach Frankreich zurückzukehren, um dort eine neue Ordnung zu begründen, und sich selbst auf eine neue Stuffe der Macht emporzuschwingen. In Egypten war für ihn kein Heil mehr, und mit jedem Tage sank seine Hoffnung, sich in diesem Lande zu behaupten. Von der Armee, mit welcher er Toulon verlassen hatte, waren jetzt keine zwanzig tausend Mann mehr übrig, und unter diesen befanden sich zwei tausend Kranke und Verwundete, und überhaupt viertausend Untaugliche. Rechnete man die nöthigen Besatzungen ab, so blieben kaum siebentausend Mann übrig, mit denen man ins Feld rücken konnte. Diese hatten an Gewehren, an Kanonen, an Pulver, an Kugeln, einen fast unersetzlichen Mangel. Die Versuche, eine Kanonengießerey zu Stande zu bringen, waren mißlungen, und die Pulverfabrikation entsprach der

Erwar-

Erwartung sehr wenig. Es fehlte überdieß an wollener Kleidung; Dysenterie und Augenkrankheiten herrschten daher fortdaurend. Geld, womit sich so viele Bedürfnisse befriedigen lassen, war gleichfalls nicht vorhanden; die außerordentlichen Hülfsquellen hatte man in wenig Monaten erschöpft. Eine sehr drückende Kontribution durfte man, wenn man den Unwillen der Nation nicht zu sehr reitzen wollte, nicht zum zweitenmal fordern. Die Kasse der Armee war aber schon zehen Millionen schuldig; die Soldaten hatten allein einen Sold von vier Millionen zu fodern. Ihre Bereitwilligkeit, sich den Mühseligkeiten des egyptischen Feldzugs ferner zu unterziehen, nahm daher immer stärker ab. Die Zahl der Feinde wuchs dagegen von einem Tage zum andern; die Mamelucken waren blos zerstreut, nicht aufgerieben.

In diesen Bedrängnissen mußte Bonaparte den Plan gänzlich aufgeben, von Egypten aus der englischen Herrschaft in Ostindien einen erschütternden Stoß zu geben. Seine Plane waren jetzt vornemlich auf Frankreich gerichtet, und ehe man's dachte hatte er im September des Jahres ein tausend sieben hundert und neun und neunzig, mit Wenigen seiner Vertrauten, das Land verlassen. Er ließ zwei Schreiben zurück, das eine an die Armee, das andere an den General Kleber. Der erstern meldete er, daß ihn die aus Frankreich erhaltenen Nachrichten bewogen hätten, Egypten zu verlassen, und den Oberbefehl dem General Kleber zu übergeben. In dem weitläuftigen Schreiben an Kleber, worinn er ihn zu seinem Nachfolger ernannte, ertheilte er ihm verschiedene Weisungen und Aufträge über die zu ergreifenden Maßregeln. Würde er, hieß es unter andern, keine Verstärkung aus Frankreich erhalten, und sollte die Armee durch die Pest noch um fünfzehn hundert

Mann

Mann vermindert werden, so sollte er keinen Feldzug weiter unternehmen, sondern vielmehr zu Unterhandlungen seine Zuflucht nehmen, und selbst die Räumung von Egypten eingehen.

Kleber war einer der angesehensten Generale der französischen Armee, der den Muth des Soldaten mit den Kenntnissen des Feldherrn verband, und zugleich ein einsichtsvoller Staatsmann war. Er hatte sich in seiner Vaterstadt Strasburg und zu Paris der Architektur gewidmet, und schon ziemliche Fortschritte in derselben gemacht, als er, bei Gelegenheit einer Reise nach München, die Gunst des jungen Fürsten Kaunitz und eine Lieutenantsstelle in dessen Regimente erhielt. Nachdem er im Jahr ein tausend siebenhundert und drei und achtzig seinen Abschied genommen hatte, kehrte er ins Elsaß zurück, und wurde Aufseher der öffentlichen Gebäude zu Befort. Sechs glückliche Jahre hatte er daselbst in nützlicher Geschäftigkeit verlebt, als in seinem Vaterlande die Revolution ausbrach. Unter denen, welche dieselbe für den Anfang einer neuen glücklichen Periode hielten, war er einer der feurigsten. Zwar kostete sie ihm sein Amt; aber er zweifelte gar nicht, daß sie ihn aus seiner beschränkten Sphäre ziehen würde. Er erhielt auch wirklich bald eine Anstellung als Oberadjutant bei einem Bataillon Freiwilliger, und zeichnete sich im Jahr ein tausend siebenhundert und drei und neunzig in der Festung Mainz aus. Nach der Einnahme dieser Stadt gieng er nach Paris, wurde zum Zeugen gegen den General Custine aufgerufen, und hatte den Muth, vor dem Revolutionsgericht für ihn zu zeugen. Zu derselben Zeit ward er zum Brigadegeneral ernannt, und mit der Mainzer Garnison gegen die Vendee geschickt. Von da kam er zur Nord- und spater zur Sambre- und Maas-Armee,

theilte

theilte den Ruhm des Sieges von Flerus, wo er den linken Flügel gegen den Prinzen von Oranien kommandirte, und zeichnete sich gleichfalls durch die Geschicklichkeit seiner Manöuvres während des ganzen Feldzuges von vier und neunzig aus. In den zwey folgenden Jahren kommandirte er meistens siegreich bei der Sambre und Maas-Armee, und drang in das Herz von Deutschland ein, bis zu Jourdans Rückzug.

Bonaparte hatte zu der Expedition nach Egypten Männer um sich gesammelt, die durch ihre Talente und Kühnheit zum Gelingen eines solchen Wagestücks beitragen konnten. Zu diesem Ende gesellte er sich vornemlich auch Klebern bey, der mit Vergnügen das Kommando einer Division bey der Armee vom Orient annahm, und einen wesentlichen Antheil an der schnellen Eroberung Egyptens und dem Feldzuge in Syrien hatte. Das Zutrauen, welches er damals bei der Armee genoß, war eine der Ursachen, die Bonaparte vermochten, ihm das Oberkommando zu überlassen, als er nach Europa zurückkehrte. Kleber hatte freilich diese Gunst mehr als eine Last anzusehen; er war ohne Geld, ohne Hoffnung Unterstützung zu erhalten, und hauptsächlich ohne Pulver, Eisen und Bley. Das Directorium hatte um diese Zeit allen Projekten auf Egypten entsagt; man declamirte in Frankreich allgemein gegen diese Expedition, und stellte die Armee als im Exil dar. In diesen Umständen blieb Klebern nichts anders übrig, als zu Unterhandlungen seine Zuflucht zu nehmen. Der Großvezier, der sich an der Spitze einer undisciplinirten unversuchten Armee befand, stimmte ein, mit den Franzosen zu unterhandeln, und SidneySmith leitete dieses Geschäft im Namen der Türken. Am vier und zwanzigsten Januar des Jah-

res ein tausend achthundert kam die Konvention von El-Arisch zu Stande, vermöge deren die französische Armee Egypten räumen, und auf englischen Schiffen in ihr Vaterland zurückgebracht werden sollte.

Schon hatte die Vollziehung der Konvention ihren Anfang genommen, als Kleber von Sidney Smith einen Brief erhielt, der ihm meldete: „daß die englische Regierung den Vertrag nicht genehmiget, und der Befehlshaber der englischen Flotte im mittelländischen Meere Ordre habe, sich der Vollziehung desselben zu widersetzen. Er werde die französische Armee nicht anders nach Europa übersegeln lassen, als wenn sie die Waffen strecke, und sich zu Kriegsgefangenen ergebe."

Kleber, der sich dieser schimpflichen Bedingung nicht unterwerfen wollte, ließ das Schreiben des englischen Admirals seiner Armee durch den Druck bekannt machen, ohne weitern Beisatz, als die wenigen, aber kräftigen Worte: „Soldaten, auf eine solche Insolenz antwortet man nur durch Siege. Rüstet euch zum Kampf!" Im nemlichen Augenblick kündigte er dem Großvezier den bisher bestandenen Waffenstillstand auf, grief ihn am neunzehenten März bei Matarich, dem alten Heliopolis, an, zerstreute dessen ganzes Heer, und zwang ihn, durch die Wüste zurückzufliehen. Cairo, wo sich während der Schlacht ein Haufe Türken eingedrungen, und die Einwohner in Aufruhr gesetzt hatte, ward nach einer hartnäckigen Belagerung bezwungen, und ganz Egypten von den Franzosen wieder erobert. Die Einwohner des Landes, erstaunt, daß sie den Großvezier der hohen Pforte, das erste menschliche Wesen, das sie in ihrer Unwissenheit kannten, vor den Franzosen hatten fliehen sehen, waren überzeugt, daß fernerhin alle Anstrengungen der Türken fruchtlos

seyn würden, betrachteten Egypten als das Eigenthum ihrer neuen Gebieter, und fügten sich allmählich in ihr Schicksal.

Ein neues Leben und froher Muth durchdrang die französische Armee, als sich unter ihr die Nachricht verbreitete, daß Bonaparte glücklich in Europa angekommen sey, und sich an die Spitze der Regierung geschwungen habe. Daß die neue Regierung sich um die verlassene Armee vom Orient bekümmern, und daß besonders ihr ehemaliger Anführer Bonaparte für sie sorgen werde, zweifelte jetzt keiner. Kleber selbst nährte nicht nur diesen Glauben, sondern gab sich auch alle ersinnliche Mühe, die errungenen Vortheile zu sichern. Er half durch eine ausserordentliche Steuer dem Geldmangel ab; er vergrößerte seine Truppenzahl durch Haufen von Kopten und Griechen; er füllte die Magazine, und suchte Handel und Industrie zu beleben. So bewies Kleber durch alles, was er unternahm, daß er die Kunst zu regieren eben so gut, wie die Kunst zu siegen verstand; selbst sein Aeußeres mäßte, zumal auf Orientaler, großen Eindruck machen. Bei einer Größe von beinahe sechs Schuhen, war Kleber einer der schönsten Männer seiner Zeit; sein Blick war, je nach der Stimmung worinn er sich befand, sanft oder schröcklich; seine Augen voll Ausdruck; der Ton seiner Stimme gewöhnlich sehr angenehm, aber wenn er in Zorn gerieth, ein wahrer Donner. Schwerlich würden ihn die Engländer und Türken aus Egypten vertrieben haben: was sie auf dem Schlachtfelde nicht konnten, das bewirkte ein Dolch.

3.

Ermordung des Generals Kleber.

In den ersten Tagen des Junius ein tausend achthundert verließ Kleber Cairo, und machte eine Reise durch einen Theil von Egypten, mit dem Plane, die Türken von England abzuziehen, und mit ihnen einen Separatfrieden zu schließen. Da der Palast, welchen er in Cairo bewohnte, bei dem lezten Aufstande durch die türkische Artillerie stark beschädiget worden war, so befahl er dessen Ausbesserung, und beschloß inzwischen den Palast des Murad Bey zu Gizeh, am Ufer des Nils, zu bewohnen. Nachdem er am vierzehenten Junius mit Tagesanbruch die von ihm neu errichtete griechische Legion gemustert hatte, kam er nach Cairo, um bei dem General Damas, Chef des Generalstabs, zu Mittag zu speisen. Bei seiner Ankunft besah er zuerst seinen Palast, gieng durch alle Zimmer, von dem Architekten Protain begleitet, und begab sich dann mit denselben zu dem General Damas, der mehrere Officiere bei sich versammelt hatte. Man setzte sich zu Tische, und nie war ein Mahl angenehmer. Kleber, mitten unter den ersten Generalen der französischen Armee, die alle seine Freunde waren, hatte die liebenswürdigste Laune von der Welt. Die langweilige Politik war ganz aus den trauten Zirkeln verbannt, an deren Spitze er stand, und er wußte durch seine Munterkeit und seinen Witz jede Gesellschaft zu beleben. Er besaß überhaupt einen sehr gebildeten Geist, und war ein guter Zeichner. Der General Damas war, wie er selbst, Architekt gewesen, und beide entwarfen zusammen sehr witzige Karrikaturen, die sie dann ihren Freunden vorlegten. Bonaparte's

 Ver-

Vertreibung des Directoriums in Paris war unter andern der Gegenstand einer Karrikatur, die gerade an diesem Tage die Gäste belustigte. So entschädigte man sich durch heitere Scherze dafür, daß man des schönen Geschlechts beraubt war, das Egypten in den Augen der Franzosen zum wahren Paradiese des Mahomet gemacht haben würde.

Die Mahlzeit zog sich in die Länge, es schien, daß man den frohen Tisch gar nicht verlassen und, sich von dem liebenswürdigen Chef nicht trennen könne, der seinen Rang vergaß und Alle wie seine besten Freunde behandelte, und den sie in wenig Minuten für immer verlieren sollten. Ungefehr gegen zwey Uhr stund Kleber von der Tafel auf, und nahm den Architect Protain allein mit sich, um die Arbeiten am Palaste noch einmal zu besichtigen. Er verlangte, daß man bei Tische sitzen bleiben sollte, und versprach, bald zurück zu kommen, um Kaffee zu trinken. Er verließ das Zimmer, und die allgemeine Fröhlichkeit dauerte fort.

Eine lange offene Terrasse, von der aus man die Aussicht auf den Platz Esbekieh hatte, verband das Haus des Generals Damas mit dem Palaste des Hauptquartiers. Kleber und Protain giengen ruhig die Terrasse entlang; ihr Gang war der zweier Personen, die, ganz in ihr Gespräch vertieft, langsam fortschreiten und häufig stille stehen. Als dieß auch einmal der Fall war, trat ein Kerl, der sich in einer Cisterne, am äußersten Ende der Terrasse verborgen gehalten hatte, hervor, nahte sich den beiden Franzosen, ohne von ihnen bemerkt zu werden, und stieß dem General einen Dolch in die linke Seite, der ihm eine tödtliche Wunde beibrachte. In dem Augenblicke, wo er sich getroffen fühlte, stüzte er sich an das Parapet der Terrasse, und da er einen

französischen Soldaten erblickte, der auf dem Platze umher gieng, so hatte er kaum noch Zeit, zu rufen: „Zu mir, Kamerad, ich bin verwundet!“ und fiel blutend nieder. Der Architect Protain, den die Bewegung des Generals nach dem Parapet überraschte, sah sich um, und bemerkte einen Wüthenden, mit wilden verstörten Blicken, der schon mit gehobenem Dolche auf ihn loskam. Protain hatte nur ein leichtes Röhrchen in der Hand, lief aber doch damit auf den Mörder zu, und versetzte ihm mehrere Hiebe auf den Kopf. Hierauf geriethen sie zusammen ins Handgemenge, wobei der Architect sechs Wunden erhielt, die ihm bald das Bewußtseyn raubten, so daß er, in seinem Blute schwimmend, neben dem unglücklichen Kleber niederstürzte. Da der Mörder seinen Gegner für todt hielt, aber nicht wußte, ob auch der Stoß, den er dem General beigebracht hatte, tödtlich sey, so kehrte er zu demselben zurück und versetzte ihm noch drei Dolchstöße. Unglücklicher Weise hatte aber schon der erste Stich hingereicht; der Dolch war in das rechte Herzohr eingedrungen. Die drei letzten, schon mit unsicherer Hand geführten Stiche waren nicht gefährlich. Sehr bald hörte der Mörder in dem Hause, worinn der Generalstab sich befand, Geräusch, und da er die beiden Franzosen ohne Bewegung zu seinen Füßen liegen sah, so entfloh er eiligst in die Gärten.

Der Soldat, den der General im Augenblicke der Verwundung gerufen hatte, lief sogleich in das Haus des Generalstabes, trat in den Saal, worinn die französischen Officiere noch versammelt waren, und erregte durch Mittheilung der Worte, die der General Kleber ihm zugerufen hatte, allgemeines Entsetzen. Einige behandelten ihn als einen Verrückten, und wollten ihm keinen Glauben beimessen; aber die

Bestürzung des Soldaten, seine Verzweiflung und das Interesse, was jeder an diesem Vorfalle nahm, trieb Alle an, von der Tafel aufzuspringen, und dem General nachzueilen. Welches gräßliche Schauspiel erwartete seine unglücklichen Freunde! Man warf sich über ihn, öffnete seine Kleider, schüttelte ihn; er athmete wohl noch, konnte aber nicht sprechen. Protain war zwar auch stumm, gab aber gewisse Zeichen von Leben. Man trug beide sogleich in das Haus des Generalstabs, aber kaum war man hier angelangt, als Kleber verschied.

Unbeschreiblich war der Schrecken, die Bestürzung und der tiefe Schmerz, den diese Nachricht unter den Franzosen in Cairo verbreitete. Das erste Gefühl der Soldaten war Verzweiflung, das zweite war Rache. Alles lief zu den Waffen; man wußte nicht, woher dieser Schlag kam, und erschöpfte sich in tausenderlei grundlosen und ungereimten Muthmaßungen. In diesem Gewirre von Meinungen vereinigte man sich endlich im Allgemeinen dahin, daß der Scheik Elfahdet diesen Mord veranstaltet habe. Er war einer der Haupturheber des Aufstandes in Cairo gewesen, und erst vor einigen Tagen verhaftet und bestraft worden, weil er die Erhebung einer Contribution von zwölf Millionen zu verhindern gesucht hatte. Dieser Scheik, so wie alle Einwohner von Cairo, waren an diesem Morde unschuldig; allein sie fürchteten die Wuth der Soldaten, die sie leicht bis zur Entdeckung des wahren Thäters verantwortlich machen konnten. Die Unglücklichen wagten es daher kaum, ihre Häuser zu verlassen; und benahmen sich gegen alle Franzosen, die ihnen auf den Straßen begegneten, höchst demüthig und respectvoll. Unterdessen ertönte das Geschrei nach Rache von allen Seiten. Die Generale hatten sich bei

Damas

Damas zu einem Kriegsrathe vereiniget, der Generalmarsch ward in allen Theilen der Stadt geschlagen, und mit Mühe hielt man den Soldaten ab, sie in Brand zu stecken. Ueberall sah man Patrouillen ungewiß umher irren, um dem Meuchelmörder auf die Spur zu kommen. Kavallerie-Pikets, besonders Mamelucken, hielten das Haus und den Garten des Hauptquartiers eingeschlossen, und ließen Niemand aus und ein, den sie nicht sorgfältig untersucht hatten.

Als der verwundete Protain durch die Sorgfalt, mit der man ihn behandelte, wieder zur Besinnung gebracht worden war, erklärte er, der Mörder sey ein mit Lumpen bedeckter Muselmann. Sogleich wurden alle Arbeiter, welche im Hauptquartier Verrichtungen hatten, verhaftet, und eine Kompagnie Franzosen erhielt den Befehl, alle Winkel des Hauses und des Gartens zu durchsuchen. So verstrichen zwei Stunden in der peinlichsten Ungewißheit, als plötzlich zwei Soldaten vor die Generale einen jungen Menschen mit sehr verstörtem Gesicht und verdächtiger Miene brachten. Sie erzählten, daß ihre Nachforschungen sie an einen Ort gebracht hätten, wo die verfallene Mauer einen Durchgang gebildet habe, vermittelst dessen man sehr leicht durch den Kanal, der sie umgäbe, entwischen könne. Einer von ihnen habe einen Fuß auf einen Stein gesetzt, und über die Mauer hinweggesehen, um zu versuchen, ob er etwa Spuren fände, daß jemand durch die Mauer geschlüpft sey, und hätten da plötzlich neben sich ein Geräusch vernommen. Sogleich hätten sie sich überall umgesehen, und den Kerl bemerkt, den sie hier brächten, und der sich unter einem indianischen Feigenbaume versteckt gehabt habe. Er hätte zwar sogleich entfliehen wollen, sie wären ihm aber nachgelaufen

laufen und hätten ihn dadurch, daß sie ihm mit dem Säbel eine leichte Wunde in den Arm beigebracht, gezwungen, Stand zu halten.

Der Gefangene wurde zu dem Architecten geführt, und dieser erkannte ihn auf den ersten Anblick für den Mörder. Einer von den Adjutanten des Generals Kleber erkannte ihn auch; er hatte ihn nemlich den ganzen Morgen unter der Dienerschaft des Generals gesehen, der ihn selbst in dem Kahne, womit er über den Nil gefahren, bemerkt hatte. Auch war der Mörder verwegen genug gewesen, sich in die Zimmer des Hauptquartiers zu drängen, aus denen man ihn jedoch als einen unbekannten Fremdling fortgejagt hatte. Einer der Soldaten, die ihn festgenommen, kehrte nach der Stelle zurück, wo er sich versteckt hatte, und fand daselbst ein gebogenes Messer, voll Blut, und überbrachte es ebenfalls der Generalität.

Da jetzt der Verdacht anfieng Gewißheit zu werden, so begann man, den Gefangenen zu verhören. Er sagte, er heisse Suleyman : el : Alepi, d. i. aus Aleppo gebürtig, sey vier und zwanzig Jahre alt, ein Schreiber von Profession und vor fünf Monaten erst in Cairo angelangt. Lange läugnete er, von der Ermordung des kommandirenden Generals, den er nie gesehen zu haben versicherte, etwas zu wissen. Aber Barthelemy, der Anführer der Mamelucken, der beim Verhör gegenwärtig war, sagte, daß man von ihm die Wahrheit gewiß nicht hören würde, wenn man sich nicht des in diesem Lande üblichen Mittels, sie herauszubringen, nemlich der Bastonade bediente, und schickte sich sogleich an, es seinen Fußsohlen zu appliciren. Aber der Unglückliche ertrug dieß mit heroischem Muthe, und fuhr fort, die That zu leugnen. Als Barthelemy sah,

daß

daß es unnütz seyn würde, die schmerzhafte Probe fortzusetzen, nahm er seine Zuflucht zur List, und erklärte dem Delinquenten, daß ihm, wenn er die Wahrheit sagte, nicht nur nichts Uebles zugefügt werden, sondern daß er obendrein noch seine Freiheit und Geld erhalten sollte. Suleyman glaubte dieser Versicherung Barthelemy's, obgleich sie ihm von keinem Franzosen gegeben wurde, und erklärte, daß er die Wahrheit sagen wolle. Mit der Bastonade wurde sogleich eingehalten, und man erfuhr alle Umstände des Verbrechens.

4.

Geständnisse des Mörders.

Aus den Verhören, die mit Suleyman angestellt wurden, ergab sich, daß der Großvezier sogleich nach seiner Vertreibung aus Egypten den Plan gemacht hatte, sich dadurch zu rächen, daß er den Obergeneral der französischen Armee ermorden ließ. Er hatte Schriften verbreiten lassen, um jeden guten Muselmann zu diesem verdienstlichen, im Coran, unter dem Namen des heiligen Kampfes empfohlenen, Unternehmen aufzufodern; denn diesem Werke zufolge bahnt sich jeder Muselmann, der einen Ungläubigen tödtet, den Weg in den Himmel. Am Schlusse hatte er jedem, der zur Ausführung dieses Unternehmens mitwirken würde, seinen Schutz und seine Gunst versprochen.

Achmet, der Aga der Janitscharen, war in Ungnade gefallen, lebte seit mehreren Monaten in der Verbannung zu Jerusalem, und bot alles auf, um sich wieder die Gunst seines Herrn zu erwerben. Die Proclamation des Veziers ließ ihn hoffen, diesen

Zweck

Zweck bald erreichen zu können, und er suchte nur einen Menschen, der Fanatismus genug besäße, um ein Verbrechen zu begehen, das jedem eifrigen Muselmann zur Pflicht gemacht wurde. Der junge Suleyman-el-Aleppi, dessen Einbildungskraft von Jugend auf sehr überspannt gewesen war, dachte seit langer Zeit auf nichts, als auf die Vervollkommnung des Islamismus, und hielt die heiligen Kämpfe für den sichersten Weg, um zu dieser Vollkommenheit zu gelangen. Ein langer Aufenthalt in Cairo und zwey Reisen nach Mecca hatten diese Idee in ihm erzeugt, und durch eine Wallfahrt nach der heiligen Stadt Jerusalem, die er zu derselben Zeit beendigt hatte, war er in derselben noch mehr bestätiget worden. Mit diesen religiösen Empfindungen verband er die innigste Liebe gegen seinen Vater Hadgy-Mahomed-Amyn, einen gemeinen Butterhändler in Aleppo. Der Jüngling war wegen dieser Anhänglichkeit an seinen Vater überall eben so bekannt, als wegen seiner Religionsschwärmerey. Er war dem Achmet-Aga von den Imans als derjenige bezeichnet, der am besten dazu geeignet wäre, seine Absichten zu erfüllen. Indessen hielt man es für zweckmäßig, ihn mit diesem Vorschlage nicht zu bestürmen, sondern ihn dahin zu bringen, daß er selbst um die Erlaubniß, jenes heilige Werk zu verrichten, sich bewerben, und sie als eine Gunst der Menschen und des Himmels betrachten sollte. Man fieng damit an, ihn zuerst durch das Gefühl zu bearbeiten, das ihm das natürlichste war — die kindliche Liebe.

Achmet-Aga stand in freundschaftlichem Verhältnisse mit Ibrahim, dem Pascha von Aleppo; diesen machte er mit seinen Planen bekannt, und bat ihn, dem alten Amyn, Suleymans Vater, eine so starke Gelderpressung aufzulegen, als er zu bezahlen

außer

außer Stande sey, und ihn so lange, als seine Zahlungsunfähigkeit daure, im Gefängniß festzuhalten.

Suleyman, sogleich von dem Unglück, das seinen Vater betroffen hatte, unterrichtet, theilte seinen Schmerz und seine Verzweiflung den Imans mit, und bat sie bei diesem für ihn so traurigen Ereigniß um ihren Rath. Diese sprachen von Achmet Aga, als dem vertrautesten Freunde Ibrahims, bei welchem derselbe alles vermöchte, und riethen ihm, mit diesem zu sprechen. Suleyman lief sogleich zum Aga, der ihn mit vielem Wohlwollen empfieng, und ihm seine Verwendung für seinen Vater, und nicht blos diese, sondern dessen unbedingte Freiheit versprach, wenn er an seinem Theile sich seines Schutzes würdig machen, und die Ehrenbezeugungen und Schätze verdienen wolle, welche der Großvezir denen versprochen habe, die den heiligen Kampf unternehmen, nach Egypten gehen, und den Anführer der unglaubigen Unterdrücker des Islamismus daselbst aus dem Wege räumen würde.

Diese Worte regten Suleymans ganzes exaltirtes Wesen auf; er glaubte, daß Gott oder der Prophet ihn in diesem Augenblicke auffoderten, die Muselmänner von der Geißel zu befreien, die auf ihnen lastete, und verpflichtete sich sogleich gegen Achmet: Aga, dieses verdienstliche und ruhmvolle Werk zu unternehmen. Achmet sandte ihn sogleich zu Yassin Aga, dem Kommandanten von Gazah, und lud diesen türkischen Officier ein, Suleyman Geld und die nöthigen Mittel zu verschaffen, um sich nach Cairo begeben zu können. Die Imans ihrer Seits gaben ihm Empfehlungsschreiben an vier syrische Scheiks mit, die in der großen Moschee El-Hazar, den Dienst verrichteten. Wohl unterrichtet und belehrt reiste Suleyman am 8ten May von Gazah

ab,

ab, durchschnitt in sechs Tagen, auf einem Dromedar reitend, die Wüste, und langte am vierzehenten May in Cairo an. Er war Willens, seinen Aufenthalt bei einem Manne zu nehmen, der ihn einige Jahre zuvor lesen und schreiben gelehrt hatte; aber dieser arme Mann, Namens Mustapha-Effendi, konnte ihn nicht bei sich behalten, verabschiedete ihn nach der ersten Nacht, und foderte ihn auf, sich wo anders ein Unterkommen zu suchen, ohne jedoch den Zweck seiner Reise zu kennen. Hierauf suchte er die vier Scheiks auf, an die er empfohlen war. Er machte sie mit dem Zwecke seiner Sendung bekannt, und bat sie um einen Zufluchtsort. Die Scheiks empfiengen ihn in der Moschee; aber zitternd vor den schröcklichen Folgen, welche ein solches Vorhaben nach sich ziehen konnte, suchten sie ihm dasselbe auszureden, oder sie machten ihn vielmehr mit allen Gefahren, denen er sich aussetzte, bekannt, um sie vermeiden zu können. So wurden sie von diesem Augenblick an, seine Mitschuldigen, weil sie ihn nicht anzeigten, und das Vorhaben dadurch, daß sie es ruchbar machten, zum scheitern brachten. Suleyman bereitete sich ein und dreißig Tage lang durch fast ununterbrochene Gebete in der Moschee vor. Er heftete auf Papier geschriebene Anrufungen der Gottheit an die Mauern an, um sie zu bewegen, ihn in dem Kampfe, den er unternehmen wollte, mit der nöthigen Kraft auszurüsten. Während dieser Zeit näherte er sich häufig dem Obergeneral, ließ ihn sich zeigen, um ihn genau kennen zu lernen, und studirte seine ganze Lebensweise.

Am Morgen des vierzehenten Junius, dem Tage, welchen er zur Ausführung des Verbrechens bestimmt hatte, kündigte er endlich dem Mohamed-el-Gazhi, einem der vier Scheiks, an, daß er bereit

sey,

sey, der Sache ein Ende zu machen, und deshalb nach Gizeh gehen wolle. Er verließ die Moschee, und begab sich auf den Weg. Als er in Gizeh angelangt war, folgte er dem General wie sein Schatten; er fuhr in seiner Barke mit über den Nil, und verließ ihn keinen Augenblick. Obgleich er bemerkt und fortgestossen wurde, so mischte er sich doch während der Mahlzeit unter das Gefolge Klebers, und da er von Einigen hörte, daß der General häufig mit einem andern Franzosen allein auf der großen Terrasse umhergienge, so kam er ihm zuvor, verbarg sich in einer Felsenschlucht, von der aus er den günstigsten Augenblick ausspähte, und trat dann aus derselben hervor, um seinen Mordanschlag auszuführen.

5.

Feierliche Beerdigung des Generals Kleber. Hinrichtung der Mörder.

Als Suleyman seine Geständnisse gethan hatte, und die Verhöre vollendet waren, wandte er sich an Barthelemy, und sagte zu ihm: „Ich habe mein Versprechen erfüllt; eile nun auch, das Deinige zu erfüllen, denn mein armer Vater wird meinetwegen in großen Sorgen seyn, und ich darf keinen Augenblick verlieren, um ihn aus dem Gefängnisse zu befreien.“ Dieses Vertrauen auf das gegebene Wort, diese kindliche Liebe bewiesen ganz deutlich, daß der junge Mensch nicht an Verbrechen gewöhnt war, und daß nur die Religion ihm die Kraft gegeben hatte, das, welches er begangen hatte, mit kaltem Blute auszuführen.

Sobald Suleyman in dem Verhöre die vier Scheiks nannte, eilte man, sich ihrer zu bemächtigen.

gen. Man fand nur drei; der vierte hatte sich bei der ersten Nachricht, daß der Mord vollzogen worden sey, nach Syrien geflüchtet. Diese drei Scheiks, denen die Religion nicht dieselbe Kraft eingeflößt hatte, als dem muthigen Suleyman, zitterten vor dem Schicksal, das ihrer wartete, und läugneten anfangs, daß sie den Mörder je gekannt oder gesehen hätten. Als sie aber mit ihm zusammen gestellt, und von ihm als feige Menschen, als Poltrons behandelt wurden, sahen sie sich gezwungen, ihre Mitschuld einzugestehen. Sie entschuldigten sich blos damit, daß sie immer gesucht hätten, Suleymann von seinem Vorhaben abzubringen.

Der General Menou hatte anfangs in der Eigenschaft eines Platzkommandanten im Rath der Generale den Vorsitz geführt, welcher ihm, als dem ältesten Divisionsgeneral, den provisorischen Oberbefehl der Armee übertrug. In dieser Würde ordnete Menou die Bildung einer Kommission an, die den Mörder und seine Mitschuldigen richten sollte. Diese Kommission versammelte sich sogleich, und fällte schon am folgenden Tage das Urtheil, dem zufolge den drei Scheiks die Köpfe abgehauen, Suleyman aber die Hand verbrannt, er hierauf gespiest werden, und so lange auf dem Pfahle bleiben sollte, bis die Raubvögel seinen Leib gefressen hätten. Die Vollstreckung dieses Urtheils wurde, den Sühnungen der Alten ähnlich, bis zu den Obsequien des Generals aufgeschoben, dessen Leichnam in dieser Zeit einbalsamirt und in einen bleiernen Sarg gelegt wurde.

Von dem Augenblicke an, wo Kleber zu leben aufgehört hatte, wurde alle halbe Stunden kanonirt. Am siebenzehenten Junius kündigten, sogleich nach Tagesanbruch, Artillerieſalven von der Citadelle, die von allen Forts wiederholt wurden, an, daß die Ar-

mee dem Verstorbenen die letzte Ehre bezeugen wolle — mehr aus wahrem Gefühl als aus Pflicht. Der Leichnam wurde auf einen Wagen gehoben, mit einer Decke von schwarzem Sammet bedeckt, der mit silbernen Thränen besäet war, mit Waffentrophäen umgeben, und der Degen des Generals oben darauf gelegt. Er wurde langsam in den Hauptstraßen umhergefahren, und zuletzt vor dem Thore auf dem verschanzten Felde niedergesetzt. Die Soldaten aller Waffengattungen und aller Grade strömten herbei; um die leblosen Ueberreste mit ihren Thränen zu benetzen, und mit Lorbeer- und Cypressenzweigen zu bedecken. Eine Leichenrede ward gehalten, und nach Beendigung derselben setzte man den Leichnam auf einen mit Cypressen umpflanzten Hügel, der zu diesem Zwecke mitten in einer Bastion des Feldes errichtet worden war.

Als diese Ceremonie geendigt war, versammelte sich die ganze Armee um und auf dem Hügel, der zur Hinrichtung des Mörders und seiner Mitschuldigen bestimmt war. Man führte sie aus dem Fort heraus, wohin sie den Morgen gebracht worden waren, und las ihnen auf der Schwelle ihres Gefängnisses ihr Urtheil vor. Suleyman hörte dasselbe mit der ruhigsten Fassung und der größten Heiterkeit an, während die Scheiks in der größten Traurigkeit versunken waren. Kaum war die Vorlesung des Urtheils beendigt, als sie ihren Thränen freien Lauf ließen; und auf dem ganzen Weg zum Richtplatze hörten sie nicht auf, ihr Schicksal zu verwünschen, so wie ihr Einverständniß mit Suleyman und denen, die ihn an sie empfohlen hatten. Der junge Syrier, der sich ihrer Schlaffheit schämte, machte ihnen die härtesten Vorwürfe, und sagte ihnen, daß er nichts mehr bedaure, als im Tode so schwache

Men-

schen zu Gefährten zu haben, die ohne allen Glauben wären, und der Ehre, an einem für die muselmännische Religion so glorreichen Werke Theil genommen zu haben, so unwürdig seyen.

Die Hinrichtung begann mit den drei Scheiks. Ihre Köpfe wurden vor Suleymanns Augen abgeschlagen, der dieses Schauspiel mit der größten Entschlossenheit, Kaltblütigkeit und Charakterfestigkeit ansah. Hierauf verbrannte man seine Hand. Bei dieser schmerzhaften und grausamen Operation entschlüpfte ihm keine Klage; ja man bemerkte in seinen Zügen nicht einmal die geringste Veränderung. Plötzlich fiel ihm ein brennendes Stück Holz auf das Knie; er stieß ein lautes Geschrei aus und bat, daß man diese Schmerzen nicht noch vermehren sollte. Barthelemy, der die Ehre, sein Henker zu seyn, erbeten, und ohne Mühe erhalten hatte, sagte spöttisch zu ihm: „Wie, ein so braver Mann, wie Du, fürchtet einen so leichten Schmerz? Was ist er in Vergleich mit dem, den Du seit einer Viertelstunde mit so viel Muth erduldet hast?“ — Suleyman betrachtete ihn mit Stolz und Verachtung, und sprach: „Treuloser Hund, wisse, daß Du nicht würdig bist, mit mir zu reden; thue deine Pflicht schweigend; der Schmerz, über den ich mich beklagte, war mir in dem Urtheil, das mir vorgelesen wurde, nicht mit angekündigt.“

Als die Hand des Unglücklichen verbrannt war, vollstreckte man an ihm noch die übrigen Punkte des Urtheils. Während dieser scheuslichen Operation sprach er kein Wort; als er auf den Pfahl gebracht worden war, sah er die Umstehenden an und sagte mit lauter Stimme das muselmännische Glaubensbekenntniß her: „La illah et Allah, u Muhammed rasul Allah; es giebt keinen andern Gott, als Gott,

und

und Mahomed ist sein Prophet." Hierauf sprach er einige Verse aus dem Koran, und verlangte zu trinken. Ein Soldat, der am Fuße des Pfahls stand, wollte ihm diesen letzten Dienst erweisen, als Barthelemy ihn mit den Worten davon abhielt: „Das thue nicht, dann würde er auf der Stelle sterben." Der Unglückliche lebte noch vier Stunden, und würde vielleicht noch länger gelebt haben, wenn nicht der Soldat, der ihn bewachte, nachdem Barthelemy und alle übrigen sich entfernt hatten, mit seinen schröcklichen Schmerzen Mitleiden gehabt hätte. Er gab ihm aus seinem Flintenlaufe zu trinken, und der Unglückliche verschied den Augenblick.

Mit Klebers Tode zerfiel das Ansehen und die Macht der Franzosen in Egypten völlig. Sein Nachfolger im Kommando, der General Menou, war weder durch militärische Kraft, noch durch die Maaßregeln, die er ergrief, im Stande, dieses wichtige Land zu behaupten. Denn obgleich die Franzosen sich gegen die siebenzehen tausend Britten, welche unter Abercrombie im März des Jahres eintausend acht hundert und eins daselbst landeten, mit Nachdruck vertheidigten, so waren sie doch der Uebermacht nicht gewachsen, und sahen sich endlich genöthiget, Egypten zu räumen, worauf sie auf englischen Schiffen nach Frankreich zurückgebracht wurden.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Neuere Verlagsbücher der Stettinischen Buchhandlung in Ulm.

Baur's, Sam., Kleines historisch-literarisches Wörterbuch über alle denkwürdige Personen, die vom Anfange der Welt bis zum Ende des Jahrs 1810 gelebt haben. Zum Handgebrauch. Vier Bände gr. 8. 8 Rth. 16 ggr. od. 13 fl.

——— historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch aller merkwürdigen Personen, die in dem ersten Jahrzehend des Neunzehenten Jahrhunderts gestorben sind. Zwey Bände, mit dem Bildnisse des Verfassers, gr. 8. 4 Rthlr. oder 6 fl.

Cornelii Nepotis Vitas exellentium Imperatorum, cum annotat. gramaticis in usum juvent. scholast. altera vice edidit M. S. F. Wurster 8. 20 gr. oder 1 fl. 20 kr.

Dieterich's, M., Naturhistorisch-Oekonomisch-Technologisches Handwörterbuch. Enthaltend das Merkwürdigste und Wissenswürdigste aus allen drei Reichen der Natur, in Beziehung auf Oekonomie, Technologie und deren Anwendung im täglichen Leben, nach den neuesten und bewährtesten Beobachtungen, für Künstler, Fabrikanten, Kaufleute, Oekonomen, Gärtner, Schullehrer und Liebhaber der Natur. Zwey Bände, gr. 8. 4 Rthlr. 16 ggr. oder 7 fl.

Elsey, E. B., kurze Geographie von Würtemberg. 8. 4 ggr 15 kr.

Geiger, M Dr., über die Gemeinnüzigkeit der Heilkunst als Bedingniß ihrer Ausübung, sammt einer Betrachtung des Einflusses der Brownischen Heiltheorie auf die praktische Heilkunst 8. 12 ggr. oder 48 kr.

Gradmann, J. J., über Unsterblichkeit, Auferstehung und Wiedersehen. Einige Reden zur Beruhigung und Glaubensstärkung für Christen v. jed. Confession. 8. 6 ggr. od. 24 kr.

Feitter's, J. M., Jagd-Katechismus für Lehrlinge der Jagdwissenschaft, Jäger, Forst- und Jagddiener, auch alle Liebhaber des Jagdwesens, gr. 8. 1 Rth. 12 ggr. od. 2 fl. 15 kr.

——— derselbe, unter dem Titel: Forstkatechismus Vierter Band, gr. 8. 1 Rhlr. 12 ggr. od. 2 fl. 15 kr.

Fuch, C. W., das Ganze des Kartoffelbaues, oder Geschichte, vortheilhaftester Anbau und Benutzung der Kartoffeln. Mit Zusätzen eines aufmerksamen Kartoffel-Pflanzers. gr 8. 1818. 12 ggr. oder 45 kr.

Müller, J. A., merkwürdige Rechtsfälle, welche bey verschiedenen französischen Gerichtshöfen verhandelt wurden. Nach Méjan, Récueil des causes célébres, 8. 20 ggr. od. 1 fl. 15 kr.

Ofterdinger, Dr. G. L., über das *Podagra* und seine Heilung, nebst Bekanntmachung einer neuen Methode, die podagraischen Anfälle zu behandeln, gr. 8. 8 ggr. od. 30 kr.

Rüeff, J. L., kurzer faßlicher doch vollständiger Unterricht zum Generalbaß, 1 Rthlr. 4 ggr. od. 1 fl. 45 kr.

Seutter's, J. G. v., Grundsätze der Werthsbestimmung der Waldungen und ihre Anwendung zu Würdigung des Werthes der Forstwissenschaft eines Staates. gr. 8, 18 ggr. od. 1 fl. 12 kr.

Sittenreden, kurze praktische, am Grabe. 8. 8 ggr. od. 30 kr.

Ueber die gegenwärtige Theurung der Brodfrüchte und anderer Lebensmittel, ihre Ursachen und die Mittel ihrer Abwendung und künftigen Verhütung, 8. 16 ggr. od. 1 fl.

Vetters, Dr., Hebammen-Katechismus. Die wichtigsten Lehren der Hebammenkunst, zum Leitfaden bey dem Unterricht angehender Hebammen für Hebammenlehrer und zum Nachlesen und Wiederholen des Gelernten für Hebammen, 8. 10 ggr. od. 40 kr.

Wörterbuch, kleines musikalisches, worinn die in musikalischen Stücken vorkommenden Kunstwörter und Zeichen in alphabetischer Ordnung verdeutscht und erklärt zu finden sind. Zum Gebrauche für Landschullehrer, Landmusiker und besonders für Anfänger in der Musik. 8. 4 ggr. od. 15 kr.

Zins-Berechnungen, fünf- und sechsprocentige, für Capitalisten und Zinsiten, 8. 9 ggr. od. 36 kr.

Nächstens erscheinen:

Färbe- und Blaichbuch, vollständiges, zum Nutzen der Fabrikanten und Färber, 8ter Band, enthaltend: neueste Erfahrungen in der Färbe- und Blaichkunst für Fabrikanten und Färber; enthält zugleich die neuesten Farbebereitungen für Maler, Künstler ꝛc. auch unter dem Titel:

Gütle, J. K. neueste Erfahrungen in der Färbe- und

Blaichkunst für Fabrikanten und Färber; enthält zugleich die neuesten Farbebereitungen für Maler, Künstler ꝛc. 8.

Kleemann, Joh. Ludw. der ausführliche Gold- und Silberarbeiter, oder die Kunst, das Gold und Silber in alle mögliche Formen zu bringen, und diesen edlen Metallen die Eigenschaften zu geben, welche der jetzige gute Geschmack fordert. Mit einem Anhang von vielfältigen Geheimnissen, die dem Gold- und Silberarbeiter höchst wichtig und nützlich sind, wie auch Beschreibung vorzüglicher Werkzeuge und deren Anwendung nebst Vorsichtigkeitsregeln bey gefährlichen Arbeiten. Mit Kupf. 8.

Mayer's, M., Homilien auf alle Sonntags-Evangelien, Festtage des Herrn und der Heiligen; nebst nöthigen Anmerkungen. Zum Gebrauche der Seelsorger in den Frühpredigten, der Schullehrer zur Erklärung der Evangelien und zur Erbauung für alle Christen gr. 8. auch unter dem Titel:

Homilien auf alle Tage der heiligen Fastenzeit. Nebst einem Anhange für liturgische Kommunionen und bey allen noch in der Kirche üblichen Prozessionen. gr. 8.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baur, Samuel, 1768-1832

Gemählde der merkwürdigsten Revolutionen, Empörungen, Verschwörungen, wichtiger Staatsveränderungen und Kriegsscenen, auch anderer interessanter Auftritte aus der Geschichte der berühmtesten Nationen zur angenehmen und belehrenden Unterhaltung dargestellt
Bd.: 10

Ulm 1818

H.un. 21 m-10
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031030-5